Ha 112

Stadt Bücherei Elbing

[illegible]

Philosophische und politische

Geschichte

der

europäischen Handlung

und Pflanzörter

in beiden Indien.

Aus dem Französischen, mit Anmerkungen.

Fünfter Theil.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Johann Friedrich Heineck und Faber, 1778.

Stadt Bücherei Elbing

ELBLĄSKA BIBLIOTEKA PUBLICZNA

2715

Biblioteka Uniwersytecka
Stare Druki
Toruń

Dk. 8.11.814

Philosophische und politische

Geschichte

der

europäischen Handlung und Pflanzörter in beyden Indien.

Dreyzehntes Buch.

Der Franzosen erster Zug nach den Inseln. Die französischen Inseln schmachten unter ausschließenden Privilegien. Sie erhalten die Freiheit wieder. Hinderniſſe in ihrem Fortschritt. Die Franzosen lassen sich in Guyana nieder. Revolutionen dieser Kolonie. Ihre Vortheile und Unbequemlichkeiten. Frankreich behält St. Lucia, die ihm lang streitig gemacht war. Was sie in der Franzosen Händen geworden. Frankreichs Entwürfe, um sich den Besitz von St. Lucia zu versichern. Die Franzosen lassen sich zu Martinike auf den Trümmern der Karaiben nieder. Flor dieser Insel, und deſſen Ursachen. Martinike verfällt. Was ist der Ursprung davon? Gegenwärtiger Zustand von Martinike. Kann es denselben verbessern? Kann Martinike erobert werden? Drangsale der ersten Franzosen, die sich auf Guadaloupe niederlassen. Diese Kolonie macht keine große Schritte. Die Engländer erobern Guadaloupe, und heben es zu einem hohen Flor. Veränderung in der Verwaltung von Guadaloupe, seitdem es

wieder unter französische Herschaft gekommen. Frankreichs Maaßregeln zur Vertheidigung von Guadaloupe. Pflanzort der Franzosen zu San-Domingo. Frankreichs Maaßregeln, um diese Kolonie zu nutzen. Unglücksfälle der Kolonie. Gegenwärtiger Zustand der Kolonie. Ihre Produkte und Bevölkrung. Handlung der Franzosen auf San-Domingo mit den auf derselben Insel seßhaften Spaniern. Wie die Kolonie ihre Verbindungen mit Europa sichern kann. Um den Zwiespalt der Spanier und Franzosen auf San-Domingo zu endigen, muß man die Grenzen beider Kolonien vestsetzen. Maaßregeln, die Frankreich ergreifen muß, um seine Kolonien vor fremden Anfällen zu sichern. Untersuchung der auf den französischen Inseln eingeführten, Regierung. Wird das Eigenthumsrecht auf den französischen Inseln in Ehren gehalten? Sind die Auflagen daselbst gehörig eingerichtet? Ist die Miliz auf den französischen Inseln in guter Ordnung? Ist die Eintheilung der Erbgüter auf den französischen Inseln nützlich eingerichtet? Hat man für die Bezahlung der von den französischen Inseln gemachten Schulden kluge Sorge getragen? Hat das Mutterland, indem es seine Inseln verpflichtete, ihre Produkte nur ihm zu liefern, die Abholung derselben hinlänglich gesichert? Ist auf den französischen Inseln die Gewalt in den Händen, die am geschicktesten sind, dieselben in Flor zu bringen?

Erste Züge der Franzosen nach den Inseln.

Frankreich war seit dem tragischen Ende des besten seiner Monarchen, durch den Eigensinn einer intriganten Königin, durch die Erpressungen eines habsüchtigen Ausländers, durch Entwürfe eines Günstlings ohne Talente, unaufhörlich zerrüttet worden. Ein despotischer Minister fieng an, es mit Fesseln zu beschweren, als einige seiner Seefahrer, durch die Leidenschaft für die Unabhänglichkeit, eben so mächtig, als durch den Reiz der

Reich-

Reichthümer getrieben, ihre Segel nach den Antillen richteten, mit der Hoffnung, sich der spanischen Schiffe zu bemeistern, die diese Gewässer besuchten. Das Glück, welches verschiedne mal ihren Muth begünstigt hatte, nöthigte sie, eine Zuflucht zu suchen, um sich zu kalfatern. Sie fanden dieselbe zu **St. Christoph**. Diese Insel schien ihnen zum Erfolg ihrer Ausrüstungen gelegen; und sie wünschten die Erlaubniß, daselbst einen Pflanzort zu errichten. **Denambüc**, ihr Haupt, erhielt nicht allein diese Freyheit, sondern auch noch die, sich in dem großen Archipelag von Amerika so weit auszubreiten, als man wollen oder können würde. Die Regierung forderte für diese, mit keiner Hülfe, mit keiner Unterstützung begleitete Erlaubniß den Zwanzigsten von den Waaren, die aus allen Kolonien, welche man zum Stande bringen würde, anlangen möchten.

Im Jahr 1626 zeigte sich eine Gesellschaft, die dies Privilegium ausüben wollte. Dies war der Gebrauch einer Zeit, in welcher die Schifffarth und Handlung noch nicht Stärke genug hatten, um Privatpersonen frey überlassen zu werden. Sie erhielt die größten Gerechtsame. Der Staat überließ ihr das Eigenthum aller Inseln, die sie urbar machen würde, und berechtigte sie, sich durch jeden Einwohner, von 16 bis 60 Jahren, 100 Pfund Tabak, oder 50 Pfund Baumwolle bezahlen zu lassen. Sie sollte daselbst noch des Vortheils genießen, ausschließend zu kaufen und zu verkaufen. Ein Fond, der Anfangs nur 45000 Livres betrug, und niemals auf das Gedritte dieser Summe gebracht ward, verschaffte ihr alle diese Aufmuntrungen.

Die französischen Inseln schmachten unter ausschließenden Privilegien.

Es schien nicht möglich zu seyn, mit so schwachen Mitteln etwas nützliches zu thun. Gleichwohl sah man von St. Christoph Schaaren kühner und unter-

nehmender Männer kommen, die die französische Flagge auf den benachbarten Inseln pflanzten. Hätte die Gesellschaft, die durch einige Privilegien die Lust erregte, fremde Besitzungen anzufallen, in allem Betracht eine wohlüberlegte Aufführung beobachtet, so hätte der Staat bald einigen Nutzen von dieser Unruhe ziehen müssen. Zum Unglück that sie, was der Alleinhandel stets gethan und allezeit thun wird: die Begierde nach einem ausschweifenden Gewinn machte sie ungerecht und grausam.

Die Holländer, die von dieser Tiranney Wind bekommen, stellten sich mit Lebensmitteln und Waaren ein, welche sie zu unendlich gemäßigtern Bedingungen anboten. Man nahm ihre Anträge an. Alsbald entstand zwischen diesen Republikanern und Kolonisten eine Verbindung, deren Lauf man unmöglich hemmen konnte. Diese Mitwerbung war der Gesellschaft nicht nur in der neuen Welt nachtheilig, wo sie dadurch im Absatz ihrer Ladungen behindert ward; sondern sie verfolgte sie auch auf allen Märkten Europens, wo die Schleichhändler alle Produkte der französischen Inseln wohlfeiler gaben. Muthlos durch diese verdienten Unfälle, fiel die Gesellschaft in eine gänzliche Unthätigkeit, die ihr den größten Theil von ihrer Ausbeute raubte, ohne irgend eine ihrer Lasten zu vermindern. Die Regierung opferte ihr zwar den Zwanzigsten auf, welchen sie sich vorbehalten hatte, dieß war aber nicht hinreichend: um ihr wieder Thätigkeit zu geben. Einige Interessenten dachten, man würde durch Abschwörung der verderblichen Grundsätze, die beständig befolgt wurden, die Angelegenheiten wieder herstellen können: die größte Anzahl verzweifelte, daß sie, ihrer Vortheile ungeachtet, so häuslichen Privatkaufleuten, als man zu Nebenbuhlern hatte, nur das Gleichgewicht halten könnten.

könnten. Diese Ueberzeugung entschied eine Revolution. Um dem gänzlichen Untergang zu entgehn, und nicht unter dem Gewicht ihrer Verpflichtungen zu erliegen, schlug die Gesellschaft ihre Besitzungen zum Verkauf an: die meisten wurden durch diejenigen gekauft, die in denselben als Statthalter regierten.

Boisseret erhielt 1649 Guadaloupe, Marie Galante, Allerheiligen, nebst allen der Gesellschaft auf diesen Inseln zuständigen Effekten, für 73000 Livres: die Hälfte seines Kaufs trat er Houel, seinem Schwager, ab. Düparquet bezahlte 1650 für Martinike, St. Lucie, Granada, und die dazu gehörigen Inseln, nur 60000 Livres: sieben Jahre nachdem verkaufte er Granada und die dazu gehörigen Inseln dem Grafen von Cerillac um ein Drittheil theurer, als ihm sein ganzer Erwerb gekostet hatte. Maltha brachte 1651 St. Christoph, St. Martin, St. Bartholomäus, Santa Cruz, und das Krabbeneiland für 40000 Thaler an sich: sie wurden durch den Comthur von Poincy, der diese Inseln regierte, bezahlt. Die Regierung sollte sie als Kronlehne besitzen, und konnte ihre Verwaltung nur Franzosen anvertrauen.

Die neuen Besitzer genossen des ausgebreitetsten Ansehens. Sie hatten Gewalt über die Ländereien. Sie ernannten zu Civil- und Kriegsbedienungen. Sie hatten das Recht, diejenigen zu begnadigen, die von ihren Delegirten zum Tode verurtheilt waren. Sie waren kleine Souveräne. Man mußte glauben, der Ackerbau würde, weil sie selbst ihr Gebiet regierten, daselbst schnelle Schritte machen. Diese Muthmaßung traf bis zu einem gewissen Punkt ein, der lebhaften, und, unter solchen Herren, häufigen Bewegungen ungeachtet. Gleichwohl war dieser zweite Zustand der französischen Kolonien der Nation nicht

nützlicher, als der erste. Die Holländer fuhren fort, sie mit Vorrath zu versehen, und ihre Produkte wegzuführen, welche sie allen Völkern ohne Unterscheid, und selbst demjenigen verkauften, das vermöge des Eigenthums allen Nutzen davon haben sollte.

Das Uebel war groß für das Mutterland. Kolbert betrog sich in der Wahl des Heilmittels. Dieser große Mann, der seit einiger Zeit die Finanzen und die Handlung des Königreichs regierte, war gleich bey den ersten Schritten seiner Laufbahn irre gegangen. Da er zu Mazarins Zeiten beständig mit Pachtern zu schaffen gehabt, war er gewohnt, das Geld, dies bloße Werkzeug zum Umlauf, als die Quelle aller Schöpfung anzusehen. Um des Ausländers seines ins Land zu ziehen, bildete er sich kein mächtiger Mittel ein, als die Manufakturen. Er erblickte in den Werkstätten alle Hülfsmittel des Staats, und in den Handwerkern alle die Unterthanen, die für die Monarchie von Werth sind. Um diese Art Menschen zu vermehren, glaubte er, er müsse die Waaren der ersten Nothwendigkeit in niedrigem Preise halten, und die Kornausfuhr schwer machen. Die Erzielung der ersten Materien beschäfftigte ihn wenig; und er wandte alle seine Sorgen auf ihre Verfertigung. Dieser der Industrie vor dem Ackerbau gegebne Vorzug unterjochte alle Gemüther; und dies zerstörende Sistem hat unglücklicher Weise fortgewährt.

Hätte Kolbert vom Feldbau, von den dazu erforderlichen Vorschüßen, von der ihm nothwendigen Freiheit richtige Begriffe gehabt; so würde er 1664 eine andre Parthey genommen haben, als die er wirklich ergriff. Man weiß, daß er Guadaloupe, und die davon abhängigen Inseln, für 125000 Livres wieder kaufte; Martinike für 40000 Thaler; Granada

Granada für 100000 Franken; alle maltheſische Beſitzungen für 500000 Livres. Bis dahin war sein Betragen lobenswerth: er mußte so viele Zweige der Souveränetät wieder mit dem Staatskörper vereinigen. Er mußte aber diese beträchtlichen Beſitzungen nicht wieder unter das Joch einer ausschließenden Gesellschaft geben, die durch Grundsätze und die mit denselben übereinkommenden Erfahrungen gleichmäßig verworfen ward. Wahrscheinlich hoffte das Ministerium, eine Gesellschaft, welcher man die **Afrikanische**, die **Cäyennische**, die **Nordamerikanische**, und diejenige Handlung einverleibte, die auf den Küsten **von San-Domingo** getrieben zu werden anfieng, würde durch die großen Kombinationen, die sie zu machen Gelegenheit hätte, und durch die Leichtigkeit, auf der einen Seite die Unglücksfälle zu ersetzen, die sie auf einer andern erfahren könnte, eine unerschütterliche Macht werden. Man glaubte, ihre weitaussehende Bestimmung dadurch zu sichern, daß man ihr den Zehnten des Betrags ihrer Kapitalien auf 4 Jahr ohne Interessen lieh, daß man die Waaren, die sie nach ihren Pflanzörtern führen würde, von allen Abgaben befreite, und die holländische Mitwerbung, so viel möglich, unterdrückte.

So vieler Begünstigungen ungeachtet, hatte die Gesellschaft nicht einen Augenblick Glanz. Ihre Fehler vervielfältigten sich im Verhältniß des Umfangs der Bewilligungen, womit man sie überschüttet hatte. Die Untreue ihrer Agenten, die Verzweiflung der Kolonisten, die Verheerungen der Kriege, und andre Ursachen, brachten ihre Angelegenheiten in die größte Unordnung. Der Fall dieser Gesellschaft schien 1674 sicher und nahe, als der Hof urtheilte, es stehe ihm zu, ihre Schulden, die sich auf 3523000 Livres beliefen, zu bezahlen, und ihr ihr

Kapital von 1287185 Livres zu erstatten. Durch diese großmüthigen Bedingungen wurden mit der Staatsmaße kostbare Besitzungen vereinigt, die ihr bis dahin gleichsam fremd gewesen. Die Kolonien wurden wirklich französisch, und alle Bürger, ohne Unterschied, erhielten die Freiheit, sich darinn niederzulassen, oder eine Gemeinschaft mit ihnen zu eröffnen.

Die französischen Inseln erhalten ihre Freiheit wieder. Hindernisse in ihrem Fortschritt.

Es würde schwer seyn, die ungemeine Freude auszudrücken, die diese Begebenheit in den Inseln erweckte. Die Fesseln, worunter man seit so langer Zeit seufzte, waren zerbrochen; und nichts schien künftig die Thätigkeit der Arbeit und Industrie hemmen zu können. Jeder Kolonist gab seinem Ehrgeiz freien Lauf: ein jeder schmeichelte sich mit einem nahen und unbegrenzten Glück. Ward ihre Zuversicht betrogen, so muß man deßfalls weder ihrer Einbildung noch ihrer Schläfrigkeit Schuld geben. Ihre Hoffnungen hatten nichts, was nicht in dem natürlichen Lauf der Dinge gewesen wäre; und ihre ganze Aufführung gieng dahin, dieselben zu rechtfertigen und zu befestigen. Zum Unglück legten ihnen die Vorurtheile des Mutterlandes unübersteigliche Hindernisse in den Weg.

Zuerst forderte man auf den Inseln selbst, von jedem freien Mann, von jedem Sklaven beider Geschlechter, einen jährlichen Kopfschatz von 100 Pfund rohen Zucker. Vergebens stellte man vor, die den Kolonien aufgelegte Verbindlichkeit, nur mit dem Hauptvaterlande zu handeln, sey eine schon so lästige Auflage, daß sie statt aller andern dienen könnte. Diese Vorstellungen machten nicht den verdienten Eindruck. Es sey Bedürfniß, es sey Unwissenheit der Regierung, Anbauer, denen man durch Darlehne ohne Interessen, durch Geschenke hätte helfen sollen, mußten einen Theil ihrer Erndten, der, wenn man

ihn

ihn wieder in fruchtbare Felder geschüttet, stufenweis die Fortpflanzung vermehrt hätte, in die Hände habsüchtiger Pachter kommen sehen.

Zu der Zeit, als die Inseln sich solchergestalt eines Theil ihrer Waaren beraubt sahen, nahm der Ausschließgeist in Frankreich gewisse Maaßregeln, um den Preis derer, die man ihnen ließ, zu vermindern. Das Privilegium, ihnen dieselben abzunehmen, ward auf eine geringe Anzahl Häfen eingeschränkt. Es war eine offenbare Beleidigung der Rheden des Königreichs, die man verhinderte, einer Gerechtigkeit zu genießen, welche sie wesentlich hatten; aber für die Kolonien war es ein grosses Unglück: denn diese sahen durch diese Einrichtung die Anzahl der Verkäufer und Käufer auf ihren Küsten abnehmen.

Zu diesem Nachtheil kam bald noch ein andrer. Das Ministerium hatte die fremden Schiffe von seinen entfernten Besitzungen auszuschließen gesucht, und es war ihm gelungen, weil es sein wahrer Wille gewesen. Diese Seefahrer erlangten vom Geiz, was die Gewalt ihnen versagte. Sie kauften von den französischen Kaufleuten Pässe, um nach den Kolonien zu gehen, und brachten die genommnen Ladungen geraden Weges nach ihrem Vaterlande zurück. Diese Untreue konnte auf hundert Arten bestraft und verwehrt werden. Man blieb bey der verderblichsten stehen. Alle Fahrzeuge sahen sich genöthigt, nicht allein ihren Rückweg nach dem Mutterlande, sondern auch sogar nach den Häfen zu nehmen, wo sie ausgesegelt waren. Ein solcher Zwang veranlaßte nothwendig beträchtliche, schlechterdings verlorne Unkosten; er mußte einen großen Einfluß auf den Preis der amerikanischen Produkte haben.

Der Zucker, das wichtigste dieser Produkte, bekam bald einen neuen Stoß. Die Läuterer verlangten 1682 ein Verbot der Ausfuhr des rohen Zuckers. Das öffentliche Interesse schien ihr einziger Beweggrund zu seyn. Sie sagten, es sey gegen alle gute Grundsätze, daß die ersten Materien ein Futter ausländischer Fabriken würden, und daß sich der Staat eines sehr kostbaren Tagelohns freiwillig beraubte. Dieser scheinbare Grund machte zu viel Eindruck auf Kolbert. Was geschah? Ihre Kunst blieb so theuer, so unvollkommen, als sie es immer gewesen. Die verbrauchenden Völker ließen sichs nicht gefallen: der französische Anbau nahm ab, und der mitwerbenden Nationen ihrer erhielt einen merklichen Zuwachs.

Als einige Kolonisten sahen, daß man nach einer so unglücklichen Erfahrung das angenommne Sistem nicht fahren ließ, hielten sie um die Erlaubniß an, ihren Zucker selbst zu läutern. Sie hatten so viele Vortheile, um diese Operation wohlfeil zu verrichten, daß sie sich schmeichelten, den bey den Ausländern verlornen Vorzug bald wieder zu erlangen. Diese neue Revolution war mehr als wahrscheinlich, falls man nicht auf jeden Centner geläuterten Zuckers, den sie schickten, eine Abgabe von 8 Livres, bey seiner Einfuhr ins Königreich, gelegt hätte. Alles, was sie, des Gewichts dieser übertriebnen Auflage ungeachtet, thun konnten, war, daß sie die Mitwerbung der französischen Läuterer im Innern der Monarchie aushielten. Was aus den Werkstätten der einen und andern kam, ward daselbst gänzlich verbraucht; und man gab einen wichtigen Handelszweig lieber auf, als daß man erkannt hätte, man habe sich bey dem Verbot der Ausfuhr von rohem Zucker geirrt.

Von nun an konnten die Kolonien, die 27 Millionen Pfund Zucker erndteten, denselben nicht insgesammt

gesammt an das Mutterland verkaufen, weil dieses nur 20 Millionen verbrauchte. Es fehlte an Wegen zum Absatz, und dieser Anbau fiel auf das bloße Nothwendige herunter. Diese Gleichung konnte nur mit der Zeit zum Stande kommen; und bevor man dahin gelangt, gerieth die Waare äußerst in Verfall. Dieser Verfall, welcher auch von der Nachläßigkeit bey der Bearbeitung herrührte, ward so beträchtlich, daß der rohe Zucker, der 1682 zu 14 oder 15 Franken das 100 verkauft war, 1713 nicht mehr als 5 oder 6 galt.

Der niedrige Preis der Hauptwaare würde die Kolonisten in die Unmöglichkeit gesetzt haben, ihre Sklaven zu vermehren, hätte auch die Regierung durch ihre Operationen nichts dazu beigetragen. Der Negerhandel ward allezeit ausschließenden Gesellschaften anvertraut, die beständig sehr wenig kauften, um sie sicher desto besser zu verkaufen. Man kann mit Grund behaupten, daß 1698 in diesen zahlreichen Pflanzörtern nicht 20000 Negern gewesen; und es würde keine Vermessenheit seyn, zu versichern, daß die meisten daselbst durch Schleichhändler eingeführt worden. 54 Schiffe, von mittler Größe, waren zur Ausfuhr dessen, was diese Kolonien herfürbrachten, hinreichend.

Die französischen Inseln mußten natürlich unter dem Gewicht so vielfältiger Behindrungen erliegen. Giengen ihre Einwohner nicht davon, um ihre Thätigkeit anders wohin zu bringen; so muß man ihre Standhaftigkeit einigen leichten Aufmuntrungen zuschreiben, die ihnen stets Hoffnung machten, daß ihre Lage sich bessern würde. Der Anbau von **Tabak, Kakao, Indigo, Baumwolle, Rokou,** ward ziemlich begünstigt. Die Regierung unterstützte denselben auf die Art, daß sie sehr hohen Zoll auf die

fremde

fremde Einfuhr dieser Waaren legte. Diese geringe Gunst gab Zeit, eine glücklichere Revolution abzuwarten: sie ereignete sich im J. 1716.

Um diesen Zeitpunkt kam eine deutliche und simple Verordnung an die Stelle der Menge zweydeutiger Befehle, die durch habsüchtige und wenig aufgeklärte Pachter den Bedürfnissen und der Schwachheit der Regierung abgepreßt waren. Die für die Kolonien bestimmten Waaren würden von aller Auflage befreit. Der Zoll der amerikanischen Waaren, die im Königreich würden verbraucht werden, ward sehr gemildert. Was zu andern Nationen gienge, sollte, gegen Erlegung von 3 Procent, bey der Ein- und Ausfuhr einer völligen Freiheit genießen. Die auf den ausländischen Zucker gelegten Taxen sollten überall ohne Unterschied, ohne die geringste Rücksicht auf besondre Freiheiten, gehoben werden, die Fälle der Wiederausfuhr in den Häfen von Bayonne und Marseille ausgenommen.

Indem das Mutterland seinen entfernten Besitzungen so viele Begünstigungen ertheilte, vergaß es sein Interesse nicht. Es wollte, alle Waaren, deren Verbrauch in seiner Schooß nicht erlaubt war, sollten ihnen verboten seyn. Um seinen Manufakturen den Vorzug zu sichern, verordnete es auch, daß selbst die Waaren, deren Gebrauch nicht verboten war, bey ihrer Einfuhr ins Königreich, wenn sie auch für die Kolonien bestimmt wären, Zoll bezahlen sollten. Nur das Pöckelfleisch, an dessen Lieferung es nicht Theil nehmen konnte, ward von dieser Verpflichtung frey erklärt.

Diese Einrichtung würde so gut gewesen seyn, als die Kenntnisse der damaligen Zeit es mit sich brachten, wenn das Edikt den bis dahin auf einige

Häfen

Häfen eingeschränkten amerikanischen Handel allgemein gemacht, und die Schiffe von der Verbindlichkeit überhoben hatte, ihren Rückweg nach dem Ort zu nehmen, wo sie ausgesegelt waren. Dergleichen Zwang schränkte die Zahl der Matrosen ein, machte die Seefahrt kostbarer, und verhinderte die Ausfuhr der Territorialprodukte. Die damaligen Staatsregierer mußten diese Unbequemlichkeiten sehen, und waren ohne Zweifel gesonnen, der Handlung die ihr nothwendige Freiheit und Thätigkeit dereinst wieder zu geben. Wahrscheinlich wurden sie genöthigt, ihre Maximen der Bitterkeit der Leute in Geschäfften aufzuopfern, die, mit vielem Geräusch, alle ihrem Interesse widrigen Operationen mißbilligten.

Dieser Schwachheit ungeachtet, richtete der Kolonist, der den Aufforderungen eines fürtrefflichen Bodens mit Mühe widerstanden, alle seine Sorgfalt auf denselben, sobald man es ihm erlaubte. Sein Flor setzte alle Nationen in Erstaunen. Hätte die Regierung, bey der Franzosen Ankunft in der neuen Welt, durch Vorhersehung die Kenntnisse gehabt, die sie ein Jahrhundert darnach durch die Erfahrung erlangte; so würde der Staat beizeiten einen Anbau und einen Reichthum bekommen haben, der für seinen Flor mehr werth war, als Eroberungen. Man würde ihn nicht durch seine Siege und durch seine Niederlagen gleichmäßig zerschlagen gesehn haben. Die klugen Administratoren, die den Kriegsübeln durch eine glückliche Revolution in der Handlung abhalfen, würden nicht den Schmerz gehabt haben, zu sehen, daß man 1696 Santa-Cruz geräumt, und St. Christoph dem ütrechtischen Frieden aufgeopfert. Ihre Betrübniß würde weit tiefer gewesen seyn, wenn sie voraus gesehen hätten, daß man im J. 1763 genöthigt seyn würde, Granada den Engländern

dern zu überlassen. Sonderbare Krankheit des Ehrgeizes der Völker, oder vielmehr der Könige! Nachdem man Tausende von Menschen aufgeopfert, um eine ferne Besitzung zu erwerben und zu erhalten, muß man ihrer noch mehr schlachten, um dieselbe zu verlieren! Indessen hat Frankreich noch wichtige Kolonien. Ihr Werth verdient abgewogen zu werden. Wir wollen bey Guyana den Anfang machen, welches allen andern beym Winde liegt.

Pflanzort der Franzosen in Guyana.

Dies weite Land kündigt seine Größe durch seine Grenzen selbst an. In Osten spühlt das Weltmeer daran; in Norden der Orenoko; die Amazone in Süden; in Westen der Rio-negro, der diese beiden größten Flüsse von Südamerika verbindet; und in diesem Betracht ist Guyana wie eine Insel, die von Norden nach Süden wenigstens 200 Meilen, und mehr als 300 von Osten nach Westen begreift.

Die Völker, die in diesem so glücklich eingefaßten großen Raum vor der Europäer Ankunft herum irrten, waren in verschiedne, insgesamt nicht sehr zahlreiche Nationen getheilt. Sie hatten keine andre Sitten, als die Wilden auf dem mittägigen vesten Lande. Die Karaiben allein, die ihre Anzahl und Muth am unruhigsten machte, unterschieden sich durch einen merkwürdigen Gebrauch bey der Wahl ihrer Häupter. Um ein solches Volk zu regieren, mußte man mehr Kraft, Unerschrockenheit und Kenntnisse haben, als irgend jemand, und diese Eigenschaften durch merkliche und öffentliche Proben an den Tag legen.

Der Mann, welcher vor Männern voran zu gehen gesonnen war, mußte alle zur Jagd, zur Fischerey geschickte Oerter, alle Quellen und alle Wege zum voraus kennen. Zuerst stand er lange und

starke

starke Fasten aus. Alsdann ließ man ihn Lasten von ungeheurer Schwere tragen. Er brachte den meisten Theil der Nächte auf Schildwache, am Eingang des Carbet, zu. Man grub ihn bis an den Gürtel in einen Ameishaufen ein, wo er lebhaften und blutigen Stichen eine geraume Zeit ausgesetzt blieb. Zeigte er in allen diesen Situationen eine über die Gefahren und Geißeln, denen das Leben der Wilden von Natur ausgesetzt ist, erhabne Leibes- und Seelenstärke; war er der Mann, der alles aushalten und nichts fürchten sollte, so fielen die Stimmen auf ihn. Gleichwohl, als hätte er es gefühlt, was die Ehre, Männern zu befehlen, auflegt, versteckte er sich unter dickem Laube. Die Nation suchte ihn in einem Winkel auf, der ihn des Postens, welchem er sich entzog, würdiger machte. Jeder der Umstehenden setzte ihm den Fuß auf den Kopf, um ihm zu erkennen zu geben, er sey durch seines Gleichen aus dem Staube gezogen, und könne durch sie wieder darein gelegt werden, falls er die Pflichten seiner Stelle vergäße. Das war seine Krönungsceremonie. Nach dieser politischen Lektion fielen alle Bogen, alle Pfeile zu seinen Füßen, und die Nation gehorchte seinen Gesetzen, oder vielmehr seinen Beispielen.

So waren diese Einwohner von Guyana beschaffen, als der Spanier **Alfonso Ojeda** daselbst 1499 zuerst mit **Americo Vespuzzi** und **Juan de la Cosa** landete. Er durchstrich einen Theil des Landes. Diese Reise lehrte eine so weite Landschaft nur obenhin kennen. Man machte verschiedne andre, die mit größern Kosten unternommen wurden, aber nur desto unglücklicher waren. Gleichwohl machte man sie häufiger, aus einem Beweggrunde, der die Menschen stets betrogen hat, und sie allezeit betrügen wird.

Es hatte sich, ohne daß man den Ursprung davon weiß, ein Gerücht verbreitet, im Innern von Guyana sey ein Land, Namens **El Dorado**, welches unermeßliche Reichthümer an Gold und Edelsteinen, mehr Bergwerke und Schätze enthielte, als Cortez und Pizarro jemals gefunden. Diese Fabel flammte nicht bloß die natürlich feurige Einbildung der Spanier an: sie erhitzte alle Völker Europens.

Dieser Enthusiasmus ergriff insbesondre **Walther Raleigh**, einen der außerordentlichsten Männer, den das an sonderbaren Charaktern fruchtbarste Land hervorgebracht. Er hatte eine heftige Leidenschaft für alles, was glänzte; einen Ruf, der die größten Namen verdunkelte; mehr Kenntnisse, als diejenigen, die sich vermöge ihres Standes einzig mit den Wissenschaften beschäfftigten; eine so freie Denkart, als in seinem Zeitalter nicht zu finden war; etwas romanhaftes in Gesinnungen und Aufführung. Diese Gemüthsfassung bewog ihn 1595 zur Reise nach Guyana; er verließ es aber wieder, ohne das Geringste von dem, was er suchte, gefunden zu haben. Indessen machte er bey seiner Rückkehr nach England eine Nachricht voll der glänzendsten Lügen bekannt, womit man die menschliche Leichtgläubigkeit je zum Besten gehabt.

Die Franzosen hatten dies betrügrische Zeugniß nicht abgewartet, um sich mit einem so berühmten Lande zu befassen. Sie hatten sich lange zuvor, mit der ihnen besonders eignen Lebhaftigkeit, dem gemeinen Vorurtheile überlassen. Unterdeß daß ihre Nebenbuhler ihre Hoffnung am Orenoko hegten, suchten sie die ihrigen an der Amazone zur Wirklichkeit zu bringen. Die Unnützlichkeit ihrer Streifzüge bewog sie, sich endlich auf der Insel **Cayenne**, im J. 1635 festzusetzen.

Einige

Einige Handelsleute von Rouan dachten, man könnte diesen Pflanzort nutzen, und schossen 1643 ihre Fonds zusammen. Sie trugen ihr Interesse einem grausamen Mann auf, Namens **Poncet de Brétigny**, der den Kolonisten und den Wilden zugleich den Krieg ankündigte, und niedergemacht ward. Da die Genossenschaft über diese tragische Begebenheit kalt geworden, sah man 1651 eine neue Gesellschaft aufkommen, die einen größern Schwung nehmen zu müssen schien. Die Größe ihrer Kapitalien setzte sie in Stand, in Paris selbst 7-800 Kolonisten zusammen zu bringen. Sie wurden auf der Seine eingeschifft, um nach Havre hinunter zu gehen. Das Unglück wollte, daß der tugendhafte Abt **von Marivault** die Seele der Unternehmung, die er als Generaldirektor regieren sollte, beim Einsteigen in sein Fahrzeug ertrank. **Roiville**, ein Edelmann aus Normandie, der als General nach Cayenne geschickt worden, ward auf der Reise ermordet. Zwölf der vornehmsten Interessenten, die Urheber dieser Frevelthat, betrugen sich in der Kolonie, deren Flor sie zu befördern übernommen, mit aller Grausamkeit, die dies scheußliche Vorspiel ankündigte. Sie ließen einen aus ihrem Mittel aufhenken. Zwey starben. Drey von ihnen wurden nach einer wüsten Insel verbannt. Die andern überließen sich den größten Ausschweifungen. Der Befehlshaber des Kastells entlief, nebst einem Theil seiner Besatzung, zu den Holländern. Was dem Hunger, dem Elende, der auf hunderterley Art aufgeforderten Wuth der Wilden vom vesten Lande, entkommen war, schätzte sich gar zu glücklich, daß es auf einem flachen Fahrzeuge und zwey Kanoen die Windinseln erreichen konnte. Funfzehn Monate, nachdem sie auf der Insel gelandet hatten, verließen sie das Fort, die Kriegsbedürfnisse, die

Revolutionen dieser Colonie.

Toruń ELBLĄSKA BIBLIOTEKA

Waffen, die Waaren, und 5=600 Leichname ihrer unglücklichen Gefährten.

Im J. 1663 entstand eine neue Gesellschaft, unter des Requetmeisters la Barre Direktion. Sie hatte nur einen Fond von 200000 Franken. Der Beistand des Ministerium setzte sie in Stand, aus dem ihr bestandnen Gebiete die Holländer zu vertreiben, die sich daselbst, nachdem es von den Franzosen war geräumt worden, unter Sprangers Führung niedergelassen hatten. Ein Jahr nachher machte dieser schwache Körper einen Theil von der großen Gesellschaft aus, die die Besitzungen und Privilegien aller andern vereinigte. Cayenne kam wieder in die Hände der Regierung, um den glücklichen Zeitpunkt, welcher allen Kolonien die Freiheit wiedergab. Es ward 1667 durch die Engländer, und 1676 durch die Holländer weggenommen; seitdem aber ist es sogar nicht einmal angegriffen worden.

Dieser so oft zerrüttete Pflanzort holte kaum Odem. Kaum fieng er, an einer angehenden Ruhe zu genießen, und man hatte günstige Hoffnung von seinem Glück. Einige Flibüster, die mit der Beute der Südsee beladen zurück kamen, ließen sich daselbst nieder, und, welches wichtiger war, entschlossen sich, ihre Schätze dem Feldbau anzuvertrauen. Es schien, daß sie ihn mit Stärke treiben müßten, weil sie große Mittel besaßen; als Dükoste, welcher Schiffe und den Ruf eines geschickten Seemanns hatte, ihnen 1688 die Plündrung von Surinam vorschlug. Ihr natürlicher Geschmack wacht wieder auf; die neuen Kolonisten werden wieder Korsaren, und ihr Beispiel reißt fast alle Einwohner hin.

Das Unternehmen war unglücklich. Ein Theil der Streiter kam beim Angriff um, und die andern

wurden

wurden gefangen und nach den Antillen geschickt, wo sie sich niederließen. Die Kolonie hat sich nie von diesem Verlust wieder erholt. Weit entfernt, sich in Guyana ausbreiten zu können, hat sie nur zu Cayenne geschmachtet.

Diese Insel, die vom vesten Lande nur durch das Wasser zweier Ströme abgesondert ist, kann 16 Meilen im Umkreis haben. Durch eine Bildung, die die Natur den Inseln selten giebt, und wodurch sie wenig bewohnbar wird, ist sie auf den Küsten hoch, und in der Mitte niedrig, auch so voll von Morästen, daß man daselbst nicht anders, als durch große Umwege, zu einander kommen kann. Bis man die unter Wasser stehenden Ländereien ausgetrocknet, und sie durch wohl angelegte Dämme vor Ueberschwemmungen geschützt, werden nur die Hügel können angebaut werden. Man findet dort einige Adern eines fürtrefflichen Bodens; er ist aber gemeiniglich trocken, sandig, und bald erschöpft. Die einzige in der Kolonie befindliche Burg wird durch einen bedeckten Weg, einen breiten Graben, einen sehr guten Erdwall, und fünf Basteien vertheidigt. Mitten in der Burg ist eine ziemliche Anhöhe, woraus man eine Redoute oder so genanntes Fort gemacht, wo 40 Mann noch, nach der Einnahme des Platzes, kapituliren könnten. Zum Hafen gelangt man nur durch einen engen Kanal, in welchen bloß die hohen Fluten die Schiffe, mitten durch Felsen und Klippen, womit er eingefaßt und besäet ist, führen können.

Das erste Produkt von Cayenne war der **Rokou.** Dies ist eine rothe Farbe, die die Spanier **Achiote** nennen, worin man die weiße Wolle tunkt, die, es sey mit welcher Farbe es wolle, gefärbt werden soll. Der Baum, wovon diese Lauge kommt, hat eine röthliche Rinde, große, starke, harte und

dunkelgrüne Blätter. Er ist eben so hoch, und dicker von Laub, als der Pflaumbaum. Auf seine Blüthbüschel, die den wilden Rosen ziemlich gleichen, folgen zweimal im Jahr etwas kleinere, aber eben so stachlichte Hülsen, als der Kastanie ihre. Dieselben haben inwendig kleine Körner, die mit einem fleischfarbnen Häutchen überzogen sind, und dies ists, was den Rokou ausmacht.

Wenn sich nur eine von den 8 oder 10 Hülsen, die an jedem Büschel sitzen, von selbst aufthut, so kann man sie alle abpflücken. Man macht die Körner aus, und thut sie sofort in große mit Wasser gefüllte Tröge. Wenn die Gährung anfängt, werden die Körner zu wiederholten malen mit hölzernen Stempeln zerstoßen, bis das Häutchen gänzlich davon abgelöst worden. Alsdann gießt man das Ganze in Strohsiebe, die die vesten Theile zurück behalten, und eine verdickte, röthliche und stinkende Feuchtigkeit in eiserne Kessel durchlaufen lassen. So, wie diese kocht, sammelt man ihren Schaum in große Pfannen. Wenn sie keinen mehr giebt, wird sie als unnütz weggeworfen, und man thut den abgenommenen Schaum wieder in den Kessel.

Dieser Schaum, welchen man 10 oder 12 Stunden lang kochen läßt, muß beständig mit einem hölzernen Spatel umgerührt werden, damit er sich nicht an den Kessel setze, und schwarz werde. Wenn er hinlänglich gekocht und ein wenig hart geworden, legt man ihn auf Bretter, wo er kalt wird. Hierauf theilt man ihn in Kuchen von 2 oder 3 Pfund, und alle Zubereitungen sind geendigt.

Vom Rokoubau hob sich Cayenne zum **Baumwoll- Indigo-** und endlich zum **Zuckerbau.** Sie war die erste unter den französischen Kolonien, die

den

den Kaffe baute: sie bekam denselben 1721 von einigen ihrer Ausreißer, die dadurch ihre Begnadigung erkauften, daß sie ihn von Surinam, wohin sie geflüchtet, mitgebracht hatten. Zehn oder zwölf Jahr nachher pflanzte man Kakao. Im J. 1752 giengen aus der Kolonie 260541 Pfund Kokou, 80363 Pfund Zucker, 17919 Pfund Baumwolle, 26881 Pfund Kaffe, 91916 Pfund Kakao, 618 Fuß Holz, und 104 Bretter: dieser sämmtliche Betrag war die Frucht der Arbeit von 90 französischen Familien, 125 Indiern, 1500 Schwarzen, die die ganze Kolonie ausmachten.

So und noch schwächer war der Zustand von Cayenne, als man 1763 mit Erstaunen sah, wie der Hof zu Versailles ihr einen großen Glanz zu geben suchte. Man hatte so eben die Greuel eines schimpflichen Krieges überstanden. Die Lage der Angelegenheiten hatte das Ministerium bewogen, durch Aufopferung vieler wichtigen Besitzungen den Frieden zu erkaufen. Es schien gleich nothwendig zu seyn, die Nation ihre Trübsale und die Fehler, wodurch sie bereitet worden, vergessen zu machen. Die Hoffnung eines bessern Glücks konnte ihrem Müßiggang zu thun machen, ihre böse Gesinnung hintergehen; und man wandte ihre Blicke von den verlornen Kolonien nach Guyana, welches, wie man sagte, so viel Unstern wieder gut machen sollte.

Vorzüge und Unbequemlichkeiten dieser Kolonie.

Dies weite Land, welches man lange Zeit mit dem prächtigen Namen Equinoktialfrankreich zierte, gehörte dieser Macht nicht ganz, wie sie vormals Anspruch drauf gemacht hatte. Die Holländer, die sich in Norden niederließen, und in Süden die Portugiesen, hatten sie zwischen dem Maronystrom und dem Vincent-Pinçon eingeschlossen. Verschiedne Traktaten hatten diese Grenzen vestgesetzt.

Sie sind in gleicher Entfernung von der Insel Cayenne, und die sie trennende Strecke hält nicht minder als 100 Meilen Küste. Die Schifffahrt ist daselbst wegen der schnellen Ströme sehr schwer, und durch Inselchen, durch Sand- und verhärtete Moderbänke, durch starke enge, auf 2 und 3 Meilen in die See gehende Buhnen beständig behindert. Es ist dort kein Hafen: man findet wenig Stellen, wo die Schiffe anlegen können, und die leichtsten Schaluppen treffen dort oft unüberwindliche Schwierigkeiten an. Die großen und zahlreichen Ströme, die das veste Land wässern, sind nicht besser zu befahren. Ihr Bette ist von Weite zu Weite durch ungeheure Felsen gesperrt, um deren Willen man darin nicht aufwärts gehen kann. Die fast überall niedrige Küste ist bey hohen Fluten großentheils überschwemmt. Mitten im Lande werden die meisten Ebnen und Thäler auch, in der Regenzeit, Moräste. Alsdann findet man nur, in den etwas hoch liegenden Ländereien, Sicherheit. Indessen machen diese Wasserfluten, die alle Arbeiten, allen Anbau aufheben, die Hitze ziemlich erträglich, ohne dem Klima einen so bösartigen Einfluß zu geben, als man vermuthen könnte. Ueber die Bevölkerung der von der See entfernten Länder kann man nur unbestimmte Vermuthungen haben. Auf den Küsten kann sie 9 oder 10000, in verschiedne Nationen, worunter die **Galibis** die mächtigste sind, getheilte Menschen ausmachen. Es ist Mißionarien durch viele Mühe und Standhaftigkeit gelungen, einige dieser irrenden Völker ansesßig zu machen, ja sie mit den Franzosen auszusöhnen, gegen welche sie sehr furchtbare Vorurtheile des Hasses hatten; und das nicht ohne Grund. Die ersten Abentheurer, die diese Gegend besuchten, nahmen oder kauften daselbst Menschen, die sie, selbst auf einem Boden, wo sie frey geboren waren, zu den härtesten

Arbeiten

Arbeiten der Sklaverey verdammten, oder an die Kolonisten der Antillen verkauften. Ihr gewöhnlicher Preis war Anfangs 20 Pistolen: zum Glück wurden sie so sehr theuer, daß man sie in der Folge nicht mehr haben mochte. Man mochte lieber Schwarze kaufen, die zur Jagd und Fischerey fast eben so geschickt, und weit geschickter zum großen Anbau waren, der von allen Seiten aufkam.

Guyana, so wie wir es eben beschrieben, schien dem französischen Ministerium, welches große Fehler wieder gut zu machen hatte, ein sehr kostbares Hülfsmittel zu seyn. Man wird nach einigen Betrachtungen seine Beweggründe beurtheilen können.

Amerika zeigt sich Europa von zwey Seiten, und unter zwey Verhältnissen. Es beut unsern Auswandrungen zwey Erdgürtel, den heißen, und den nordlichen gemäßigten, zu bevölkern und anzubauen dar. Der erste, welcher fruchtbarer, reicher ist, aber an Materien des Luxus und der Wollust, mußte Anfangs einen größern Glanz von sich werfen, und den Mächten, die sich seiner bemeisterten, einen schnellern und ausgebreitetern Einfluß geben. Da er, wie es scheint, für den Despotismus gemacht ist, weil die Hitze, das Klima, und die Fruchtbarkeit des Bodens, die Seelen dort, durch die Liebe zur Ruhe und zum Vergnügen, zur Sklaverey bilden, so mußte er durch absolute Monarchien besetzt, und mit Sklaven bevölkert werden, die daselbst nur solche Produkte bauen, welche die Stärke und Schnellkraft der Fibern zu entnerven geschickt sind, indem sie die lebhaften Empfindungen vermehren. Da die Bergwerke, die er im Ueberfluß hat, ohne Arbeit Reichthümer geben, so mußten sie durch den Reiz der Begierden, und die Leichtigkeit des Genusses, die Hinfälligkeit der Staaten gedoppelt beschleunigen. Die Völker, die diesen

Erdgürtel bewohnen, mußten in Weichlichkeit fallen, oder sich in die Unternehmungen eines Ehrgeizes stürzen, der, je glücklicher im Anfang, desto verderblicher seyn würde. Diese Staaten nahmen die Frucht oder das Zeichen der Reichthümer für den schöpferischen Urstof der politischen Macht, bildeten sich ein, sie würden mit Gelde die Nationen in ihrem Sold haben, wie sie die Negern unter ihrer Kette hatten, und sahen nicht voraus, daß eben das Geld, welches Bundsgenossen giebt, aus denselben eben so viel mächtige Feinde machen würde, die die fremden Reichthümer mit ihren Waffen verbinden, und sich dieses gedoppelten Werkzeugs bedienen würden, um alles zu zerstören.

Der gemäßigte Erdgürtel von Nordamerika konnte nur arbeitsame und freye Völker herbey ziehen. Er hat nur gemeine und nothwendige Produkte, die aber sofort eine ewige Quelle von Reichthümern oder Macht sind. Er begünstigt die Bevölkerung, indem er Materie zu dem ruhigen und sitzenden Anbau liefert, der die Familien mehrt und ansessig macht, der die Lüsternheit nicht reizt, und dadurch für feindlichen Ueberfällen bewahrt. Er erstreckt sich auf ein unermeßlich Land, über einem breiten und der Schifffahrt überall offenen Vorgrunde. An seinen Küsten spühlt ein fast allzeit freies Meer, und sie sind mit zahlreichen Häfen bedeckt. Die Kolonisten sind dort nicht so weit vom Mutterlande entfernt, leben unter einem Klima, das ihres Vaterlandes seinem mehr angemessen ist, in einem zur Jagd, zur Fischerey, zum Ackerbau, zu allen Uebungen und Arbeiten geschickten Lande, die die Leibeskräfte nähren, und vor den seelverderblichen Lastern bewahren. Solchergestalt wird in Amerika, wie in Europa, Süden durch den Norden unterjocht werden. In dem einen würden

sich

sich Einwohner und Anbau vermehren, unterdessen daß der andre seine wollüstigen Säfte und seine Goldgruben erschöpfen wird. Der eine wird wilde Völker durch seine Verbindungen mit freien Völkern gesittet machen können; der andre wird nie etwas anders, als eine ungestalte und schwache Vermischung eines Sklavengeschlechts, mit einer Nation von Tirannen machen.

Es war ein wesentlicher Umstand für die südlichen Kolonien, daß sie Wurzeln von Bevölkrung und Stärke in Norden hätten, um sich daselbst einen Umsatz der Luxuswaaren gegen Bedürfnißwaaren zu verschaffen, eine Gemeinschaft, die im Fall eines Angriffs Verstärkung, eine Zuflucht bey der Niederlage, ein Gegengewicht von Landmacht gegen die Schwäche der Hülfsmittel einer Flotte, geben konnte.

Die mittägigen französischen Kolonien genossen vor dem letzten Kriege dieses Schutzes. Kanada konnte durch seine Lage, durch den kriegreichen Geist seiner Einwohner, durch seine Bündnisse mit wilden Völkerschaften, die den offenen und freien Charakter der Franzosen liebten, Neuengland das Gleichgewicht halten, es wenigstens beruhigen. Der Verlust dieses großen Landes bewog das Ministerium zu Versailles, in einem andern eine Stütze zu suchen; und es hoffte sie in Guyana zu finden, wenn es dort eine Nationale und freie Bevölkerung errichtete, die den auswärtigen Angriffen durch sich selbst zu widerstehen im Stande, und mit der Zeit geschickt wäre, den andern Kolonien zu Hülfe zu eilen, wenn die Umstände es erfordern möchten.

Dies war klärlich sein Sistem. Niemals fiel es ihm ein, daß eine solchergestalt bewohnte Landschaft je das Mutterland, durch Hervorbringung

der den südlichen Kolonien eignen Waaren, bereichern könne. Die guten Grundsätze waren ihm gar zu geläufig, als daß es nicht hätte wissen sollen, es sey unmöglich, zu verkaufen, ohne dem Lauf des allgemeinen Preises zu folgen; man könne diesen Zweck nicht anders erreichen, als wenn man den Feldbau mit so wenigen Kosten, als seine Nebenbuhler, triebe; und durch freie Menschen verrichtete Arbeiten seys nothwendig unendlich theurer, als diejenigen, die Sklaven überlassen werden.

Die Operationen wurden durch einen thätigen Minister regiert. Als ein weiser Staatsmann, der den Reichthümern nicht die Sicherheit aufopfert, nahm er sich bloß vor, ein Bollwerk zur Vertheidigung der französischen Besitzungen zu errichten. Als fühlender Philosoph, der die Rechte der Menschheit kennt und in Ehren hält, wollte er diese fruchtbaren und wüsten Länder mit freien Menschen bevölkern. Allein das Genie, besonders das ungeduldig zum Genuß eilende Genie, sieht nicht alles voraus. Man gieng irre, weil man glaubte, Europäer würden unter dem heißen Erdgürtel die Ermüdungen ertragen, die der Feldbau erfordert; Menschen, die nur in der Hoffnung eines bessern Schicksals aus ihrem Vaterlande giengen, würden sich in einem minder gesunden Klima, als dasjenige, welches sie verließen, an den erbettelten Unterhalt eines wilden Lebens gewöhnen, und man könne zwischen Guyana und den französischen Inseln leichte und wichtige Verbindungen errichten.

Dies schlechte Sistem, wozu die Regierung sich durch verwegne Leute hinreißen ließ, die ihre Einbildung irre führte, oder die das öffentliche Glück ihrem Privatinteresse aufopferten, ward eben so thöricht ausgeführt, als es leichtsinnig angenommen worden.

worden. Alles ward in demselben ohne Grundsätze von Gesetzgebung berechnet, ohne die Verhältnisse zu verstehen, die die Natur zwischen Ländereien und Menschen gesetzt. Diese wurden in zwey Klassen, der Eigner und der Miethlinge, vertheilt. Man sah nicht, daß diese in Europa, und fast bey allen gesitteten Nationen eingeführte, Eintheilung das Werk des Krieges, der Revolutionen, und unendlicher Zufälle ist, die die Zeit mitbringt; daß sie die Folge der fortschreitenden Geselligkeit ist, aber nicht die Grundlage und das Fundament der Gesellschaft, die beim Ursprung will, daß alle ihre Glieder am Eigenthum Theil haben. Die Kolonien, welche neue Bevölkrungen und neue Gesellschaften sind, müssen dieser Grundregel folgen. Man entfernte sich davon beim ersten Schritt, indem man nur solchen Personen Ländereien in Guyana bestimmte, die mit Fonds und Vorschüssen zum Anbau dahin gehen könnten. Die andern, deren Lüsternheit man durch unbestimmte und zweideutige Hoffnungen in Versuchung führte, wurden von diesem Antheil an Ländereien ausgeschlossen. Dies war ein politisches Vergehen wider die Menschheit. Hätte man allen neuen Kolonisten, die man nach dieser nakten und wüsten Landschaft brachte, ein Stücke Landes urbar zu machen gegeben, so würde ein jeder es auf eine, seinen Kräften und seinen Mitteln angemeßne, Weise, der eine, mit seinem Gelde, der andre, mit seinen Armen, angebaut haben. Man mußte weder die vor den Kopf stoßen, die Kapitalien hatten, weil sie für eine angehende Kolonie Menschen von sehr großem Werth waren, noch ihnen einen ausschließenden Vorzug geben, aus Furcht, daß sie keine Mitarbeiter fänden, die sich bequemen wollten, von ihnen abzuhangen. Es war unumgänglich nöthig, allen Gliedern der neuen Ueberwandrung ein Eigenthum anzubieten, woran sie ihre Arbeit,

ihre

ihre Industrie, ihr Geld, mit einem Wort, ihre mehr oder weniger ansehnlichen Kräfte gelten machen könnten. Man mußte voraus sehen, daß Europäer, ihre Lage möchte seyn, wie sie wollte, ihr Vaterland nicht ohne Hoffnung eines bessern Schicksals verlassen würden, und daß, ihre Hoffnung und ihr Zutrauen in diesem Stück hintergehen, so viel wäre, als die Kolonie zu Grunde richten, die man zu gründen Willens war.

Vergebens übernahm die Regierung die Unterhaltung der Kolonisten auf 2 Jahre. Dies machte zu viel Mundvorrath auf einmal. Entweder mußte derselbe auf der Reise, oder am Bestimmungsort verderben. Die bloße Ueberfuhr, wodurch ein Theil aufgezehrt, und das Uebrige beschädigt wurde, mußte denselben schon theuer, selten und schädlich machen. Ein heißes Klima, ein feuchtes Land, war eine doppelte Quelle von Fäulniß für die Nahrungsmittel, von Seuchen und Sterblichkeit für die Menschen. Es würde eine Thorheit gewesen seyn, aus Europa nach Guyana eine hinlänglich große Menge lebenden Viehes überzuführen, um einer zahlreichen Kolonie täglich frisch Fleisch zu liefern. Das meiste würde auf dem Wege, oder bey der Ankunft, gestorben seyn, weil die Thiere, die unmittelbarer unter der Regierung der Natur leben, auch den plötzlichen Veränderungen der Luft und der Abwechslung von Klima und Nahrung mehr unterworfen sind.

Die Vermehrung der Heerden mußte vor der Menschen ihrer vorhergehen. Man mußte den Anwachs der einen, und der andern, stufenweis befördern, und in diesem fernen Lande erst den Saamen der Kultur ausstreuen, bevor man daselbst die Einwohner vermehrte. Die ersten Sendungen mußten schwach, und mit allen Vorschüßen, mit allem zur Bearbeitung

tung nöthigen Beistande begleitet seyn. Nach dem Maaß, wie die angehende Kolonie für ihren Verbrauch und drüber angebaut hätte, würde der Verkauf des Ueberflüßigen von ihren Erndten eine Quelle des Anwachses geworden seyn. Der Ackerbau und die Bevölkrung würden sich gegenseitig erzeugt und vermehrt haben. Durch die neuen Kolonisten würden andre herbeigezogen, und die Gesellschaft, wie der einzele Mensch, in Zeit von 20 Jahren zu Kräften gekommen seyn.

Man stellte diese so simpeln, so natürlichen Betrachtungen nicht an. 12000 Menschen wurden, nach einer langen Seereise, auf wüsten und unwegsamen Ufern ausgeschifft. Man weiß, daß fast in dem ganzen heißen Erdgürtel das Jahr in zwey Zeiten, die trockne und die regnichte, eingetheilt ist. In Guyana fällt, vom Anfang des Novembers, bis zum Ende des Maymonats, der Regen so häufig, daß das Erdreich unter Wasser gesetzt ist, oder nicht gebaut werden kann. Wären die neuen Kolonisten im Anfang der trocknen Jahrszeit dort angelangt, und in die ihnen bestimmten Ländereien vertheilt worden, so würden sie Zeit gehabt haben, ihre Wohnungen einzurichten, die Wälder umzuhauen oder zu verbrennen, ihre Felder zu pflügen und zu besäen.

Weil diese Kombinationen nicht gemacht waren, so wußte man nicht, wo die, in der regnichten Jahrzeit, Schlag auf Schlag ankommende Menge Menschen bleiben sollte. Die Insel Cayenne hätte den Neugelandeten zur Niederlage und Erfrischung dienen können. Man hätte daselbst Wohnung und Beistand gefunden. Allein der falsche Gedanke, wovon man eingenommen war, die neue Kolonie nicht mit der alten zu vermischen, war die Ursach, daß man dies Hülfsmittel verwarf. Aus einer Folge dieses Vorurtheils

urtheils setzte man 12000 Schlachtopfer auf den Ufern des Kourou, auf einer Sandzunge, zwischen ungesunden Inselchen, unter einem schlechten Schirmdach, aus. Dort waren sie der Unthätigkeit, der langen Weile, allen Unordnungen, welche der Müßiggang unter einem Pöbel von Leuten, die fernher unter einen neuen Himmel versetzt worden, herfürbringt, dem Elend und den aus solcher Lage entstehenden Seuchen preis gegeben, und endigten ihr trauriges Geschick in der schrecklichsten Verzweiflung. Ihre Asche wird ewig über die Erfinder oder die Zubläser eines so verderblichen Entwurfs Rache schreien, der mit so großen Kosten so viel Unglückliche auf einmal zu Grunde gerichtet; als hätte der Krieg, dessen gemachte Lücken sie auszufüllen bestimmt waren, ihrer in 8 ganzen Jahren nicht genug hingeraft.

Damit an diesem Unglück nichts fehlen möchte, so mußten 1500 dem Sterben entgangne Menschen ein Raub der Ueberschwemmung werden. Man vertheilte sie in den Ländereien, wo sie, als die Regenzeit wieder eintrat, ertranken. Alle kamen dabey um, ohne den geringsten Sproßen ihrer Nachkommenschaft, noch irgend einige Spuhr von ihrem Andenken zu hinterlassen.

Der Staat hat diesen Verlust beweint, und den vornehmsten Urheber desselben verfolgt und bestraft. Wie schmerzhaft ist es aber fürs Vaterland, für die Unterthanen, für alle, mit Franzosenblut, geizende Seelen, es solchergestalt in verderblichen Unternehmungen verschwenden zu sehen, und das aus einer thörichten Eifersucht der höchsten Gewalt, die über öffentliche Operationen ein strenges Stillschweigen befiehlt. Ey! liegt nicht der ganzen Nation daran, daß ihre Häupter aufgeklärt seyn? Können sie es aber anders werden, als durch die allgemeinen Kenntnisse?

nisse? Warum verbirgt man ihr Entwürfe, deren Gegenstand und Werkzeug sie seyn muß? Hofft man, den Willen ohne die Meinung zu beherschen, und ohne Zutrauen Muth einzuflößen? Die wahren Kenntnisse liegen in öffentlichen Schriften, wo sich die Wahrheit aufgedeckt zeigt, wo die Lüge ertappt zu werden fürchtet. Die heimlichen Aufsätze, die besondern Projekte, sind nichts, als ein Werk verschmitzter und eigennütziger Köpfe, die sich in die Kabinetter der Staatsverweser, durch dunkle, schiefe und Schleifwege, einschleichen. Hat ein Fürst, ein Minister, sich nach der öffentlichen Meinung aufgeklärter Leute betragen, und ihm stoßen alsdann Unglücksfälle zu, so kann ihm weder der Himmel, noch die Erde, hierüber Vorwürfe machen. Aber, ohne den Rath und Wunsch der Nation gemachte Unternehmungen, Begebenheiten, die ohne Vorwissen aller derer angelegt sind, deren Leben und Glück man bloßstellt, was sind die anders, als ein geheimer Bund, eine Verschwörung einiger einzelnen Personen wider die ganze Gesellschaft? Wie lange *) wird sich

*) So einseitig zu handeln, ist aber der herrschende Ton der Monarchie, und wird es wohl lange noch bleiben. Man will die Aufnahme der Nation (vielleicht aufrichtig) durch Bevölkerung, Betriebsamkeit, Handel, Erziehung, bessern Landbau und dergl.: aber die besten Absichten misglücken; weil Eigennutz, Laune, Leichtsinn, voreilige und flache Ideen vor ein halb Dutzend Menschen den Entwurf dazu machen, die Triebräder verheimlichen und den Geist desselben verkleiden; und weil noch ärgere Unwissenheit, Selbstsucht oder Schlafheit der vollziehenden Köpfe und Hände, ohne Plan und Absicht, oder in entgegenlaufenden Richtungen, ihn mit eben solcher Verdacht erzeugender geheimnißvoller Mine bewerkstelligen. Wann wird doch die politische Welt

plan

sich die höchste Gewalt zu erniedrigen glauben, wenn sie sich mit den Bürgern bespricht? Wie lange wird sie den Menschen Verachtung genug beweisen, um nicht einmal Verzeihung für ihre Fehler zu suchen.

Was ist aus der Katastrophe entstanden, worin so viele Unterthanen, so viele Ausländer, der Täuschung des französischen Ministerium, in Absicht auf Guyana, zum Opfer geworden? Nichts, als daß man diese unglückliche Landschaft mit aller der Uebertreibung beschrieen hat, die die Empfindung des Unglücks noch zu der Wirklichkeit seiner Ursachen hinzufügt. Man geht so weit, daß man behauptet, man würde selbst durch die Befolgung der Grundsätze von Kultur und Verwaltung, die den Flor aller andern Kolonien stiften, dort keine Kolonien in Flor bringen können. Diese Meinung stützt sich auf die Unfruchtbarkeit ihres Bodens, auf die ungemeine Feuchtigkeit ihres Klima, auf die erstaunlichen Ameisenschwärme, die dies Land anfeinden, auf die Leichtigkeit, die die Sklaven haben werden, aus ihren Werkhäusern zu entlaufen. Es ist Wahrheit, aber auch Uebertreibung in diesen Klagen.

Weil die Insel Cayenne nicht sehr fruchtbar ist, so kann man hieraus nicht mit Recht schließen, daß das benachbarte veste Land gegen die Arbeiten der Kultur eben so rebellisch sey. Diejenigen, die diese Folgerung ziehen, sind bey den morastigen Küsten eines so weiten Landes stehen geblieben. Allein die Beobachter, welche in das Innere eingedrungen, sind ganz widriger Meinung; und die wenigen bereits gemachten Erfahrungen widersprechen einem Vorurtheil

plan und offen zu Werke gehen, daß alle Köpfe fürs gemeine Beste mitarbeiten können, aller Eifer lebendig werde!

theil, welches nur auf den ersten Anschein gegründet ist.

Die aus dem anhaltenden Regen entstehende Unruhe ist nicht so ungegründet. Dieser Fehler der Jahrszeiten setzt das Leben der Anbauer in Gefahr, und nöthigt sie zu beschwerlichern Arbeiten, macht die Erndten, besonders des Zuckers, ungewiß, welche bisher nicht so reichlich, noch von solcher Güte auf dem vesten Lande, als auf den Inseln, gewesen. Allein man zweifelt nicht, die Ueberschwemmungen werden nach dem Maaß abnehmen, wie man die Wälder umhauen wird, welche seit dem Anfange der Welt diese unermeßlichen Wüsten bedecken. Die Bäume ziehen den Regen und Thau herbey; sie unterhalten die Feuchtigkeit des Erdreichs, indem sie die Sonnenstrahlen davon abhalten. Man räume diese großen Gewächse weg, welche durch ihre tiefen Wurzeln, durch ihre ausgebreiteten Zweige die inwendig, oder in dem Dunstkreise der Erdkugel umlaufenden Säfte des Wachsthums verschlingen und auspumpen, alsdann wird nichts, als eine für den Anbau nützliche Kühle, übrig bleiben.

Gegenwärtig wird derselbe meistentheils, und verschiedentlich so stark von den Ameisen angegriffen, daß man zu Zeiten die gegründetsten Hoffnungen vernichtet sieht; allein dies ist eine Geißel, die alle neue Pflanzörter in Amerika ausgehalten haben. Sie sind mit der Zeit davon befreyt worden. Viele leiden nichts mehr, und andre leiden nur wenig davon. Guyana wird, nach dem Maaß, wie es wird weiter angebaut werden, immer weniger davon auszustehen haben.

Läuft man in Ansehung der Schwarzen Gefahr, sie davon laufen, flüchten, sich zusammenrotten, und

in den Wäldern verschanzen zu sehen, so muß man dies der Tiranney ihrer Herren Schuld geben. Dies Uebel ist ohne Zweifel auf dem vesten Lande größer, als auf den Inseln; man wird aber dem Ausreißen dieser Unglücklichen vorbeugen, wenn man ihre Umstände erträglich machet. Das Gesetz der Nothwendigkeit, welches selbst die Tirannen beherscht, wird in Guyana eine Mäßigung vorschreiben, die die bloße Menschlichkeit überall einflößen sollte.

Das am wenigsten vorausgesehene, obgleich unübersteiglichste Hinderniß besteht in der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, auf den Küsten von Guyana wichtigen Anbau zu unternehmen. Die südliche Küste von Cayenne zeigt in einem Raum von 20 Meilen nichts als ein Kloak, welches monatlich zweimal durch die Fluthen vom Voll- und Neumond überschwemmt, und in der Zwischenzeit dieser beiden Perioden ausgetrocknet wird. Die nordliche Küste ist 6 Monate regelmäßig mit Wasser bedeckt, und kann sofort nur eine erbettelte Fruchtbarkeit haben. Man sieht daselbst das Zuckerrohr bey seinem ersten Treiben vergehen, wodurch die Arbeit vervielfältigt werden muß, ohne das Produkt zu vermehren. Uebrigens ist dieser Theil äußerst ungesund. Ein Ostwind treibt regelmäßig alle die bösen Dünste dahin, die die Sonnenhitze aus dem morastigen Erdreich der Südküste in die Höhe zieht.

Die Flüsse **Cayenne**, **Aprouak**, **Oyapoko**, **Kourou**, und **Maroni** haben an ihrem Bette nicht gleiche Unbequemlichkeiten. Man sieht am **Sinemary** 5 oder 600 den Unglücksfällen der Kolonie entronnene Leute. Sie genießen daselbst der besten Gesundheit. Ihr kleiner Anbau schlägt so gut ein, als man es wünschen kann; und die Vermehrung des Viehes ist erstaunlich. Die höchsten Ufer der

andern

andern Flüsse zeigen gleiche Vorzüge; und auf einigen ist selbst die Schifffarth, für flache oder andre kleine Fahrzeuge, leichter.

Alle diese Untersuchungen beweisen, daß Frankreich die Bearbeitung von Guyana nicht aufgeben müsse. Der Zucker wird dort Anfangs voll Wasser, ohne Geschmack, und in geringer Menge seyn. Allein er war im neu aufgebrochenen Erdreich fast niemals besser. Der Kaffe, der **Kakao**, die **Baumwolle** gelangen in Guyana zu einem Grad der Vollkommenheit, den sie auf den Antillen nicht haben. Der **Tabak** muß dort gut gedeien. Der **Indigo**, welcher vormals daselbst im Ueberfluß wuchs, ist ausgeartet; allein er wird seine erste Eigenschaft wieder bekommen, falls man ihn durch Saamen von San-Domingo erneuert. Der **Rokou** hat dort keinen großen Werth, aber sein Absatz ist sicher. Die **Vanille** ist daselbst natürlich. Man hat noch gar keinen Nutzen davon gezogen, weil die Hülsen, worin sie steckt, alsbald, nachdem sie abgepflückt worden, verfaulen. Man kann die Wartung der Bäume, die dieselben tragen, leicht lernen, und Guyana mit diesem Handelszweige bereichern.

Die großen Ausfuhren von **Reiß**, **Holz**, **Vieh**, **Pöckelfleisch**, womit man sich zu schmeicheln wagt, sind dort nicht so sicher. Die Kolonie könnte sich ohne Zweifel drauf legen: allein sie würde keine Wege zum Absatz dafür finden. Der Weg der französischen Inseln vor dem Winde, der einzige, der sich zeigt, kann nie sehr bedeutend werden. Diese Pflanzörter haben nichts gegen ihre Waaren auszutauschen, und so werden die Frachtkosten die Mittheilung nothwendig schläfrig machen.

Allein diese letzte Verbindung kann fehlen, und die Verbindung zwischen Guyana und dem Mutter-

lande darum nicht minder lebhaft seyn. Alles wird von den Aufmuntrungen abhangen, die der Hof zu Versailles diesem Pflanzort wird zufließen lassen. Es zeigen sich bey demselben nicht mehr Schwierigkeiten, als bey Surinam, wo anhaltendere Arbeiten, und größere Mittel, niemals so viel Produkte verschafft haben, als auf den Inseln. Gleichwohl ist Surinam heute mit reichen Pflanzungen bedeckt. Warum sollte Frankreich nicht Guyana dieser holländischen Kolonie durch die Vorschüsse und Schenkungen gleich machen, die ein Staat allzeit aufopfern muß, wenn die Rede von großem, wirklich nützlichen Anbau ist? Der Anbau? Das sind dem Chaos abgewonnene Eroberungen zum Vortheil aller Menschen, nicht der Provinzen, die man entvölkert und verwüstet, um sich ihrer zu bemeistern; die das Blut zweier Nationen kosten, um keine einzige zu bereichern; die man mit großen Unkosten bewahren, und Jahrhunderte lang mit Truppen bedecken muß, bevor man sich ihren ruhigen Besitz versprechen kann. Guyana erfordert nichts, als Arbeiten und Einwohner. Wie viel Beweggründe zeigen sich, ihr diese nicht zu versagen!

Diese Kolonie kann ihre Heerden und ihren Unterhalt nach Belieben vermehren. Man würde sie schwerlich mit Gewalt wegnehmen, und noch schwerer sperren. Sie wird also nicht erobert werden. Auf die Antillen hergegen, die schon einmal genommen worden, sieht eine, über ihre Rückgabe lebhaft erbitterte, Nation mit Bedauren und gereizter Lüsternheit zurück. Ihr Verdruß läßt vermuthen, sie werde allzeit geneigt seyn, den Fehler ihrer Unterhandlungen durch die Gewalt der Waffen wieder gut zu machen. Das wohlgegründete Zutrauen, welches sie bey der blühenden Lage ihrer nordlichen Kolonien in ihre Seemacht setzt, wird sie vielleicht bald in einen

nen neuen Krieg stürzen, um wieder wegzunehmen, was sie beym letzten Frieden abgetreten. Begünstigte noch das Glück die kluge Verwaltung seiner glücklichen Regierung; erhielt ein durch Siege, wovon die Unterthanen allein allen Vortheil erndten angefrischtes Volk allzeit die Oberhand über eine Nation, die nur für ihre Könige ficht; so würde Guyana wenigstens ein großes Hülfsmittel seyn, wo alle die durch Gewohnheit zum Bedürfniß gewordnen Produkte könnten gebauet werden, wofür man den Ausländern einen ungeheuren Tribut bezahlen müßte, falls die Nationalkolonien sie nicht liefern könnten.

Es muß noch erst alles gethan werden, um sich der Vortheile zu versichern, die dieser Pflanzort darbeut. Man sah daselbst am 1sten Januar 1769 nur 1291 freye Menschen, und 8047 Sklaven. Seine Heerden betrugen nicht über 1923 Stück groß Vieh, und 1077 Stück klein Vieh. Die Produkte der Kolonie waren sogar geringer, als diese schwachen Mittel, weil in den Werkstätten nichts als unverständige Weiße und Schwarze ohne Subordination waren. Es ist der Zeit vorbehalten, Kenntnisse und Zucht mitzubringen. In Erwartung dieser glücklichen Epocke wollen wir Guyana verlassen, und auf **St. Lucie** kommen.

Die Engländer besetzten diese Insel in den ersten Tagen des Jahres 1639 ohne Widerstand. Seit 18 Monaten lebten sie daselbst ruhig, als ein Fahrzeug von ihrer Nation, welches vor Domingo von einer Windstille überrascht worden, einige mit Früchten auf ihren Pirogen herbey gekommene Karaiben wegnahmen. Diese Gewaltthätigkeit entschied die Vereinigung der Wilden von **St. Vincent** und **Martinike** mit den beleidigten Wilden; und im August 1640 fielen sie insgesammt über die neue

St. Lucie verbleibt Frankreich.

Kolonie her. Sie machten in ihrer Wuth alles nieder, was ihnen vorkam. Die wenigen, die dieser Rache entgiengen, verließen auf immer einen Pflanzort, welcher keine große Fortschritte konnte gemacht haben.

In den ersten Zeitaltern der Welt, bevor bürgerliche und gesittete Gesellschaften errichtet waren, hatten alle Menschen überhaupt ein Recht an allen Sachen des Erdbodens. Ein jeder konnte nehmen, was er wollte, um sich dessen zu bedienen, auch zu verbrauchen, was von der Beschaffenheit war, daß es konnte verbraucht werden. Der Gebrauch, welchen man solchergestalt vom gemeinschaftlichen Recht machte, vertrat die Stelle des Eigenthums. Sobald jemand auf diese Weise eine Sache genommen hatte, konnte kein andrer, ohne Ungerechtigkeit, ihm dieselbe wegnehmen. Unter diesem Gesichtspunkt, der nur für den Stand der Natur paßt, betrachteten die europäischen Nationen Amerika, als es war entdeckt worden. Sie rechneten die Landeseingebornen für Nichts: und wenn sie sich eines Landes bemächtigen wollten, war es ihnen genug, daß kein Volk von unserm Welttheil in desselben Besitz war. So war das beständige und gleichlautende Völkerrecht beschaffen, welches man in der neuen Welt befolgte, und in diesem Jahrhundert, während der letzten Feindseligkeiten, sich sogar nicht geschämt hat, rechtfertigen zu wollen.

Nach diesen Grundsätzen, die der Verfasser einer philosophischen Handlungsgeschichte zu billigen erröthen würde, mußte St. Lucie jeder Macht gehören, die dieselbe bevölkern wollte oder konnte. Die Franzosen hatten den Einfall zuerst. Sie ließen 1550. 40 Einwohner, unter Rousselan's Anführung, dahin gehen, der ein tapferer, thätiger, kluger und

von

von den Wilden ausnehmend geliebter Mann war, weil er eine Frau von ihrer Nation geheirathet hatte. Sein 4 Jahre nachher erfolgter Tod richtete alles Gute zu Grunde, was er zu thun angefangen. Drey seiner Nachfolger wurden durch die Karaiben niedergemacht, die mit der gegen sie beobachteten Aufführung unzufrieden waren; und die Kolonie schmachtete nur, als sie 1664 durch die Engländer genommen ward, die sie aber 1666 wieder räumten.

Kaum waren sie abgereist, als die Franzosen wieder auf der Insel erschienen. Sie hatten sich daselbst, was auch die Ursach seyn mag, noch nicht sehr vermehrt, als der Feind, der sie das erste Mal vertrieben, sie 20 Jahr nachher von Neuem zwang, ihre Wohnungen zu verlassen. Einige flüchteten, anstatt die Insel zu räumen, in die Wälder. Sobald der Sieger, welcher nur einen Streifzug gemacht, sich zurückgezogen, giengen sie wieder an ihre Beschäfftigungen, aber nicht auf lange Zeit. Der Krieg, welcher bald nachher Europa zerrüttete, machte sie fürchten, sie könnten dem ersten Korsaren zur Beute werden, welcher Lust hätte, sie zu plündern; und sie giengen, in den Pflanzörtern ihrer Nation Ruhe zu suchen, die mehr Stärke hatten, oder sich mehr Schutz versprechen konnten. Nun war auf **St. Lucie** keine anhaltende Kultur, noch ordentliche Kolonie mehr. Sie ward nur von den Einwohnern von **Martinike** besucht, die daselbst Holz fälleten, sich Kanoe machten, und dort ziemlich ansehnliche Werfte unterhielten. Weil nach dem Uetrechter Frieden Ausreißer von Soldaten und Matrosen dahin geflüchtet waren, fiel es dem Marschall d'**Estrées** ein, das Eigenthum dieser Insel zu verlangen. Dasselbe war ihm 1711 nicht so bald zugestanden worden, als er einen Befehlshaber, Truppen, Kanonen

und Anbauer dahin gehen ließ. Dieses Aufheben beleidigte den Londner Hof, welcher unter dem Titel einer frühern Besitznehmung, so wie der französische, Kraft eines selten unterbrochnen Besitzes, Ansprüche auf die Insel hatte. Seine Klagen bewogen Frankreichs Ministerium, Befehl zu ertheilen, daß die Sachen wieder in den Stand gesetzt würden, worin sie sich vor der geschehenen Bewilligung befanden. Diese Gefälligkeit mochte den Engländern entweder nicht hinreichend scheinen, oder sie mochte sie auf die Meinung bringen, daß sie alles wagen könnten; sie selbst gaben 1722 St. Lucie dem Herzog von Montague, welcher hinschickte, um Besitz davon zu nehmen. Dieser Gegensatz von Interesse setzte beyde Kronen in Verlegenheit. Sie halfen sich 1731 dadurch heraus, daß sie mit einander eins wurden, die Insel sollte, bis zur Aufklärung beiderseitiger Rechte, von beiden Nationen geräumt werden, beide aber sollten die Freiheit haben, daselbst Wasser und Holz einzunehmen.

Diese erbettelte Einrichtung setzte das Privatinteresse in Freiheit, sich zu rühren. Der Engländer stöhrte die Franzosen nicht mehr in dem Genuß ihrer Wohnungen; allein er bediente sich ihres Kanals, um mit reichern Kolonien Schleichverbindungen zu treffen, die die Unterthanen beider Regierungen ihnen gleich vortheilhaft achteten. Dieselben haben mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit, bis auf den Traktat von 1763, gedauert, welcher Frankreich das so lang und so hartnäckig streitig gemachte Eigenthum von St. Lucie versichert hat.

Was in der Franzosen Händen aus St. Lucie geworden.

Eine Niederlage war der erste Gebrauch, den der Hof zu Versailles von seiner Erwerbung zu machen sich vorsetzte. Es war seit einigen Jahren aufgekommen, daß seine Kolonien vor dem Winde das nord-

nordamerikanische Holz und Vieh nicht entbehren konnten. Man fand es nicht rathsam, sie geraden Weges dazu kommen zu lassen; und St. Lucie ward als ein, zum Umsatz dieser Artikel gegen den Sirop von Martinike und Guadaloupe, sehr geschickter Ort erwählt. Die Erfahrung bewies bald, daß diese Einrichtung nicht auszuführen war.

Sollte sie Platz haben, so müßten die Engländer entweder ihre Ladungen niederlegen, oder sie am Bord behalten, oder sie auf der Insel ansesßigen Kaufleuten verkaufen: drey gleich unmögliche Kombinationen.

Niemals werden diese Seefahrer sich entschließen, ihr Vieh aus den Augen zu verlieren, dessen Hütung, Futter, Zufälle, sie zu Grunde richten würden; noch für ihr Holz Magazine zu bezahlen, weil eine Waare von so geringem Werth, und so großem Körper, die Kosten der Niederlage nicht tragen kann. Man muß sich nicht schmeicheln, daß sie ruhig auf ihren Schiffen warten werden, bis von den französischen Inseln Kaufleute kommen, um mit ihnen zu handeln: die Art ihres Handels kann sich mit dieser Langsamkeit nicht reimen. Es würde nichts als der Weg von Handelsleuten, als Mittelkäufern und Verkäufern, übrig bleiben, die sich zu St. Lucie niederließen; aber ihr Dienst würde nothwendig so theuer seyn, daß man sich desselben unmöglich bedienen könnte.

Die Schwierigkeiten sind von Seiten des Siropeigenthümers eben so groß, als von Seiten der Lieferanten nordlicher Produkte. Da er gewohnt ist, seine Waare für 35, 36 Livres, das Faß, zu verkaufen, so wird er niemals in den Abzug der $\frac{2}{3}$ willigen, die die Fuhr, das Auslecken und die Commißion hinnehmen werden. Ja, wenn der Engländer genö-

thigt wird, den Sirop theurer, als sonst, zu bezahlen, so wird er sich gezwungen sehen, seine Waaren in dem Verhältniß aufzuschlagen, daß der Verbraucher, nach dieser Preiserhöhung, außer Stande seyn wird, zu kaufen.

Nachdem das französische Ministerium von dem ersten Gedanken, den es gehabt, abgekommen, ohne ihn förmlich aufzugeben, hat es sich mit der Sorge, auf St. Lucie Kultur einzuführen, beschäfftigt. Im Jahr 1763 hat es mit großen Kosten, und mehr Gepränge, als sich gebührte, 7 oder 800 Menschen dahin gehen lassen, deren unglückliches Schicksal mehr Mitleid als Verwundrung einflößt. Unter den Wendezirkeln kosten die zum Besten eingerichteten Kolonien beständig dem dritten Theil der dahin geschickten Soldaten das Leben, ob es gleich gesunde, starke und wohl verpflegte Leute sind: ist es denn zu **verwundern** *), daß Elende, im Koth von Europa zusammengerafte, und allen Geißeln der Dürftigkeit, allen Schrecken der Verzweiflung preis gegebne Leute allgemein auf einer ungebauten und ungesunden Insel umgekommen?

Es

*) Man rechne hinzu: daß kaum andere, als lüderliche, verdorbene Menschen, die schon entnervt sind, oder sich entnerven wollen, zu solchen Verpflanzungen gesammlet werden, welche weder Einsicht, noch Trieb, noch Gewöhnung zur Arbeitsamkeit haben, noch haben wollen, sondern bloß dem phantastischen überspannten Genuß der Sinnlichkeit entgegen eilen. Aus solchem Stoffe Kolonien zu errichten, kann wohl keine andere als mitleidenswürdige Folgen haben. So häufig und sichtbar sind die Früchte, besonders an den französischen Kolonien, wie sehr der immer gangbarer werdende lüderliche Sinn der Menschen Entvölkerung erzeuge, und die abgemessensten

Es war den benachbarten Pflanzörtern vorbehalten, sie zu bevölkern. Franzosen, die ihre Pflanzungen auf Granada sehr vortheilhaft an die Engländer verkauft hatten, haben einen Theil ihrer Kapitalien nach St. Lucie gebracht. Eine große Menge Anbauer von St. Vincent, die sich mit Unwillen genöthigt sahen, einen Boden zu kaufen, den sie mit unglaublicher Mühe urbar gemacht hatten, nahmen denselben Weg. Martinike hat Einwohner geliefert, deren Besitzungen nicht sehr fruchtbar oder eingeschränkt waren, und Handelsleute, die einen Theil ihrer Fonds aus der Handlung gezogen, um sie dem Ackerbau anzuvertrauen. Man hat einem jeden von ihnen ein ihrem Vermögen angemeßnes Stück Land ohne Entgeld ausgetheilt. Wer nur schwache Mittel hatte, schränkte sich auf Arbeiten ein, die nur geringen Vorschuß erforderten. Die Reichsten haben sich an mehr bedeutende Unternehmungen gemacht.

Schon sind in der Kolonie 9 Pfarren errichtet, 8 unter dem Winde, und nur 1 vor dem Winde. Dieser einem Theil der Insel vor dem andern gegebne Vorzug kommt nicht von dem bessern Boden; sondern daß man mit mehr oder weniger Leichtigkeit Schiffe bekommen und abschicken kann. Mit der Zeit wird der zuerst vernachläßigte Raum auch seiner Seits besetzt werden, weil man alle Tage Buchten entdeckt, wo es möglich seyn wird, alle Arten von Produkten auf Kanoen einzuschiffen.

Ein

sten politischen Unternehmungen zu Grunde richte. Demohngeachtet glaubt man noch immer, durch Nachsicht gegen solchen Sinn, ja durch Beförderung desselben stärkere Bevölkerung und eine größere Kraft des Staats zu bewirken. Will man erst zu spät durch schrecklichere Erfahrungen von diesem verderblichen Irthum zurückkommen lernen?

Ein Weg, der um die Insel herum geht, und zwey Wege, die von Osten nach Westen drüber laufen, machen es so leicht, als man wünschen könnte, die Waaren von den Pflanzungen nach den Stapelplätzen zu bringen. Mit Zeit und Reichthümern werden diese Wege zu einem Grad der Vollkommenheit gelangen, den man ihnen Anfangs, ohne für einen angehenden Pflanzort zu kostbaren Aufwand, nicht geben konnte. Die Frohndienste, deren Werk diese Wege sind, haben den Anbau verzögert, und viel Murren erregt; aber die Kolonisten fangen an, die weise und standhafte Hand zu segnen, die diese Operation zu ihrem Nutzen befohlen und geführt hat.

Den 1 Januar 1772 belief sich die weiße Bevölkerung der Kolonie auf 2018 **Personen** von allen Altern und Geschlechtern. Es waren daselbst 663 **freie Schwarze**, und 12795 **Sklaven**. An Viehheerden hatte sie 228 **Maulthiere** oder **Pferde**, 2070 Stück **Hornvieh**, und 3184 **Schafe** oder **Ziegen**; 38 **Zuckerwerke**, die 978 viereckige Felder einnahmen; 5395889 Fuß **Kaffe**; 1321600 Fuß **Kakao**, und 367 Quadrate mit **Baumwolle**, machten ihren Anbau aus. Derselbe war in 706 Wohnplätze vertheilt. Gegenwärtig trägt er 4 Millionen Livres. Dies Einkommen muß einige Zeitlang jedes Jahr um $\frac{1}{8}$ zunehmen.

Auf den Inseln herschte allgemein ein Vorurtheil wieder St. Lucie. Die Natur, sagte man, hatte ihr alles versagt, was eine Kolonie von einiger Wichtigkeit ausmachen kann. Nach der gemeinen Meinung war ihr ungleiches Erdreich nichts, als ein dürrer und steiniger Tofstein, der die an seiner Bearbeitung gewandten Kosten niemals bezahlen würde. Ihr ungesundes Klima mußte alle die Verwegnen verschlingen, die die Begierde, sich zu bereichern, oder die Ver-

Verzweiflung dahin treiben würde. Diese Begriffe waren allgemein angenommen.

Glückliche Erfahrungen müssen denen, die am meisten eingenommen sind, ihren Irthum benehmen. Der Boden von St. Lucie ist am Seeufer nicht schlecht, und wird besser, je weiter man ins Land hinein geht. Alles kann mit gutem Erfolg aufgebrochen werden, nur einige hohe und steile Berge ausgenommen, worauf man leicht Spuhren alter Volkane entdeckt. In einem tiefen Thale sind noch 8 oder 10 Teiche übrig, deren Wasser auf die erschrecklichste Weise kocht, und mehr als 6000 Klafter weit, nachdem es aus seinen Behältern gelaufen, etwas von seiner Wärme behält. Man findet auf der Insel freilich keine große Ebnen; aber viele kleine, worin man den Zuckerbau bis auf 15 Millionen Pfund treiben kann. Derselbe wird wegen der schmalen und länglichten Gestalt dieser Besitzung leicht fortgeschafft werden können, das Rohr sey gepflanzt, an welchem Ort es wolle.

Die Luft ist im Innern von St. Lucie nichts, als was sie auf den andern Inseln war, bevor man sie bewohnte: anfangs unrein und nicht sehr gesund; aber, so wie nach und nach die Wälder umgehauen sind, und die Erde entblößt wird, ist sie weniger gefährlich. Die man auf einem Theil der Küsten einsaugt, ist tödtlicher. Unter dem Winde bekommen sie einige schwache Ströme, die aus dem Fuß der Berge rinnen, und nicht Hang genug haben, um den Sand wegzureißen, womit die Meersfluth ihre Mündung verschlemmt. Dies unübersteigliche Bollwerk macht, daß sie mitten im Lande ungesunde Moräste bilden. Eine so begreifliche Ursach war hinreichend gewesen, um von diesem Lande die wenigen Karaiben zu entfernen, die man auf der Insel fand, als man

daselbst

daselbst das erstemal landete. Die Franzosen, die durch eine heftigere Leidenschaft, als die Liebe zur Erhaltung, nach der neuen Welt getrieben waren, sind nicht so schwierig, als Wilde, gewesen. Diese Strecke ist es, wo sie vornehmlich ihren Anbau angelegt haben. Sie werden früh oder spat für ihre blinde Habsucht bestraft werden, wo sie nicht Dämme aufführen, wo sie nicht Kanäle graben, um dem Wasser Ablauf zu verschaffen. Die Gesundheit, deren man am **Carenage** und **Marigot**, Ströme, die in etwas tiefe Buchten fallen, genießt, läßt vermuthen, daß dies Hülfsmittel anschlagen würde.

Der Karakter und die Kenntnisse des Herrn Grafen von **Ennery**, Stifters der Kolonie, berechtigen uns, zu versichern, daß, wenn diese Insel, von ungefähr 45 Meilen im Umfang, wird zu allem Anbau, dessen sie fähig ist, gelangt seyn, sie 50000 Sklaven werde beschäfftigen, und der Handlung für 10 Millionen Waaren liefern können. Diese blühende Epocke muß auch nicht sehr weit mehr entfernt seyn, weil die Thätigkeit der Anbauer von allen Behindrungen befreit ist, die anderswo überall die Arbeit aufgehalten haben. 50 Mann, zur Aufrechthaltung öffentlicher Ordnung bestimmt, sind alles, was von Truppen auf St. Lucie ist. Sie bezahlt, weder mittelbar noch unmittelbar, irgend eine Auflage. Auf ihren Rheden werden die Fahrzeuge aller Nationen ohne Unterschied, ohne Ein- oder Ausfuhr-Zoll, aufgenommen. Eine jede bringt nach ihrem Belieben die Waaren dahin, die sie wohlfeiler geben kann; eine jede nimmt daselbst die Waaren ein, worauf sie dort den höchsten Preis setzen kann. Seitdem Europa Besitzungen in der neuen Welt erworben hat, ist keine günstiger behandelt worden. Diese ausnehmende

Gunst

Gunst wird ohne Zweifel ein Ende haben, und die Kolonie wird einst, wie alle andre, unter das Joch der verbietenden Gesetze gebracht werden. Aber einige Jahre von Frieden und Freiheit werden ihr die Kraft geben, diese Last zu tragen.

Frankreichs Entwürfe zur Sicherheit des Besitzes v. St. Lucie.

Das Mutterland wird, bevor es sie derselben unterwirft, die Mittel ergreifen, sich die Einkünfte einer Insel zu versichern, die es wird blühend zu machen gewußt haben. Um sie zu bewachen, wird es genug seyn, den Hafen des Carenage vor allem Angriff zu bewahren.

In diesem berühmten Hafen vereinigen sich viele Bequemlichkeiten. Man findet dort überall viel Gelegenheit zum Brassen. Sein Boden ist fürtrefflich, die Natur hat daselbst drey Kalfaterplätze gebildet, die keinen Damm nöthig haben, und nur einer Walzenwinde bedürfen, um das Bord zur Erde nieder zu winden. Dreißig Schiffe von der Linie würden dort, ohne die Mühe, sich mit Seilen anzubinden, vor Orkanen sicher seyn. Die Schiffe aus dortigem Lande, die lange Zeit darin gelegen, sind niemals von den Würmern gestochen worden; indessen hofft man nicht, daß dieser Vorzug dauren könne, was auch die Ursach davon seyn mag. Uebrigens sind die Winde allzeit gut zum Auslaufen; und das zahlreichste Geschwader würde in weniger, als einer Stunde, auf der hohen See seyn.

Eine so vortheilhafte Lage kann nicht allein alle Nationalbesitzungen vertheidigen, sondern noch des Feindes seine in dem ganzen Umfang von Amerika bedrohen. Englands Seemacht kann nicht alle Plätze decken. Das schwächste Geschwader, welches von St. Lucie ausliefe, würde in wenig Tagen die Kolonien in Bestürzung setzen, die, da sie am wenigsten

bloß-

bloßgestellt scheinen, in der größten Sorglosigkeit seyn würden. Um dasselbe zu verhindern, daß es nicht schade, müßte man den Hafen des Carenage sperren; und diesem eben so kostbaren als ermüdenden Kreutzen könnte dennoch ein kühner Mann, der alles wagte, was man zur See wagen kann, ungestraft Trotz bieten.

Der Carenage, der den Fehler hat, daß er die in seinem Gesicht befindlichen Schiffe der Gefahr, genommen zu werden aussetzt, hat Großbritannien nie einer Aufmerksamkeit werth geschienen, weil es mächtig und aufgeklärt genug ist, um zu denken, die Schiffe müssen die Rheden beschützen, und nicht die Rheden die Schiffe. Für Frankreich besitzt dieser Hafen die größte Seewehr; das ist, er hat eine solche Lage, daß die Schiffe nicht unter Segel hineinlaufen können. Man muß viel lange Striche hin buchsiren, um hinein zu kommen. Man kann zwischen diesen beiden Spitzen nicht laviren. Da die Tiefe auf einmal zunimmt, und nahe am Lande von 25 auf 100 Faden steigt, so würde sie den Angreifern nicht erlauben, sich darin durch Taue zu verbinden. Es kann nur ein Schiff auf einmal hinein gehen; und es würde von vorn und von beiden Seiten zugleich durch verdecktes Feuer beschossen werden.

Wollte der Feind den Hafen angreifen, so würde er genöthigt seyn, seine Landung in der Bucht des Choc zu machen, wo die Ausfuhrt eines Orts ist, der nur durch die Sitze **Vigie**, die diese Bucht macht, vom Carenage abgesondert wird. Wäre er Meister von Vigie, so würde er alle auf der Rhede befindliche Schiffe in den Grund bohren, oder zwingen, sich zu ergeben; und dies würde seiner Seits ohne Verlust geschehen, weil diese Halbinsel, die zwar durch ein, auf der andern Seite des Hafens, erbautes Kastell

bestrichen

bestrichen wird, den Angreifer durch ihre Rückseite decken würde. Dieser würde nichts als Mörser nöthig haben: er würde keinen Kanonschuß thun; er würde nicht Eines Mannes Leben zu Wage setzen.

Wäre es hinreichend, dem Feinde den Eingang des Hafens zu verschließen, so würde es unnütz seyn, Vigie zu bevestigen. Man könnte ihn wohl ohne diese Vorsicht verhindern, hinein zu dringen; allein man muß die Schiffe der Nation beschützen. Ein kleines Geschwader muß daselbst der holländischen Macht Trotz bieten, sie nöthigen, es einzuschliessen, und von ihrer Abwesenheit oder einem Fehler Vortheil ziehen, welches, ohne die Höhe der Halbinsel zu bevestigen, unmöglich ist. Man muß sichs nicht bergen, daß man durch solche Vermehrung der Vertheidigungspunkte auch ein größer Bedürfniß an Menschen bekommen werde; allein, wenn Schiffe im Hafen liegen, so muß ihren Matrosen und ihren Kanonierern die Vertheidigung von Vigie aufgetragen werden, und sie werden dieselbe mit desto mehr Kraft bewerkstelligen, weil die Rettung des Geschwaders davon abhangen wird. Ist der Hafen ohne Fahrzeuge, so mag Vigie verlassen oder schwach vertheidigt werden; und zwar aus folgenden Ursachen.

Auf der andern Seite der Rhede ist eine Anhöhe, Namens le Morne fortuné. Die Fläche dieser Höhe hat eine von den glücklichen Lagen, die man selten findet, um ein Kastell darauf zu bauen, dessen Angriff nicht minder Zurüstungen erfordern wird, als die besten europäischen Plätze. Dies Vestungswerk, welches gegenwärtig entworfen ist, und ohne Zweifel dereinst wird ausgeführt werden, wird den Vorzug haben, daß es die Bucht des Carenage ringsum beschützen; alle sie umgebende Höhen bestreichen; dem Feinde den Hafen unbrauchbar machen; die auf

dem Rücken des Berges zu erbauende Stadt in Sicherheit setzen; und endlich den Angreifer verhindern wird, in die Insel zu dringen, wenn er auch seine Landung beym Choc gemacht, und Vigie genommen hätte. Gründlichere Kombinationen in Ansehung der Behutsamkeiten, die die Erhaltung von St. Lucie erfordern würde, müssen Leuten vom Handwerk aufgehoben bleiben. Es ist besser, des Lesers Aufmerksamkeit auf **Martinike** zu richten.

Die Franzosen lassen sich auf Martinike, auf den Trümmern der Karaiben, nieder.

Diese Insel hat 16 Meilen in der Länge, und 45 im Umkreis, ohne die, bisweilen 2 und 3 Meilen ins Meer hinaus gehenden, Vorgebirge mit zu rechnen. Sie ist ungemein höckerig, und überall von kleinen meistens kegelförmigen Bergen durchschnitten. Drey große Berge ragen über diese kleinen Gipfel hervor. Der höchste führt das unauslöschliche Gepräge eines alten Volkan. Der Wald, womit er bedeckt ist, hält dort unaufhörlich das Gewölk auf, unterhält eine ungesunde Feuchtigkeit, die ihn vollends abscheulich, unzugänglich macht, unterdessen daß die beiden andern fast gänzlich urbar gemacht sind. Aus diesen Bergen, besonders aber aus dem ersten, kommen die zahlreichen Quellen, die die Insel wässern. Ihr Wasser, welches in kleinen Bächen fleußt, verwandelt sich bey dem geringsten Gewitter in reissende Ströme. Es nimmt seine Eigenschaft von dem Erdreich an, worüber es läuft; an einigen Stellen ist es fürtrefflich, und an andern so schlecht, daß man das in der Regenzeit gesammelte statt seiner zum Getränk nehmen muß.

Denambück, welcher Martinike hatte erkunden lassen, gieng 1635 von St. Christoph ab, um seine Nation daselbst anzusetzen. Ihre Bevölkerung wollte er nicht aus Europa ziehen. Er sah voraus, daß Leute, die durch eine lange Seereise ermüdet worden, bey ihrer Ankunft meistens, entweder durch ein neues,

unge-

ungesundes Klima, oder durch Elend, welches fast auf alle Auswanderungen folgt, umkommen würden. 100 brave, thätige, zur Arbeit und Ermüdung gewöhnte Leute, die seit langer Zeit in seiner Statthalterschaft zu St. Christoph wohnten, das Land urbar zu machen, Wohnplätze anzulegen, geschickt, mit Patatenschößlingen und allen gehörigen Sämereien reichlich versehen waren, waren die einzigen Stifter der neuen Kolonie.

Ihre erste Besitznehmung geschah ohne Stöhrung. Durch das Feuergewehr in Furcht gejagt, oder durch Betheurungen verführt, überließen die Landeseingebornen den Franzosen den Theil der Insel, welcher gegen Abend und Mittag liegt; sie selbst aber zogen sich in den andern zurück. Diese Ruhe war kurz. Der Karaibe, der diese unternehmenden Ausländer sich von Tag zu Tage vermehren sah, fühlte, daß er seinem Untergang nicht anders entgehen könne, als wenn er sie selbst ausrottete; und er flocht die Wilden der benachbarten Inseln mit in seine Politik ein. Insgesammt fielen sie über ein schlechtes Fort her, das man auf allen Fall gebaut hatte; allein sie wurden mit so vieler Stärke empfangen, daß sie zurück wichen, und 7 oder 800 ihrer besten Krieger auf dem Platz zurück ließen. Nach diesem Stoß verschwanden sie auf lange Zeit; und sie kamen nur mit Geschenken und reuevollen Reden zurück. Man nahm sie freundschaftlich auf, und die Versöhnung ward mit einigen Maaß Branntwein, die man sie trinken ließ, besiegelt.

Bis auf diesen Zeitpunkt war die Arbeit schwer gewesen. Die Furcht vor einem Ueberfall nöthigte die Kolonisten der drey Wohnplätze, sich alle Nächte in dem mittlern, den man jederzeit in Vertheidigungsstand hielt, zu versammeln. Daselbst schliefen sie

unter der Hut ihrer Hunde und einer Schildwache ruhig. Bey Tage gieng keiner von ihnen ohne seine Flinte, und zwey Pistolen im Gürtel. Diese Behutsamkeit fiel weg, als die beiden Nationen sich wieder vertragen hatten; allein diejenige, die man um ihre Freundschaft und Wohlgewogenheit angefleht, mißbrauchte ihre Ueberlegenheit so sehr zur Ausbreitung ihres anmaaßlichen Besitzes, daß sie in den Herzen der andern einen schlecht gelöschten Haß bald wieder anzündete. Als die Wilden, deren Art zu leben ein weites Gebiet erfordert, sich jeden Tag mehr eingeschränkt fanden, nahmen sie die Zuflucht zur List, um einen Feind zu schwächen, wider welchen sie keine Gewalt mehr zu brauchen wagten. Sie theilten sich in kleine Banden; spührten die Franzosen aus, die in die Wälder giengen; warteten, bis der Jäger seinen Schuß gethan; und ohne ihm Zeit zu geben, von neuem zu laden, fielen sie plötzlich auf ihn los, und erschlugen ihn. Auf zwanzig Mann waren verschwunden, bevor man erfahren, wie? Sobald man davon unterrichtet war, zog man gegen die Angreifer aus; man schlug sie, man verbrannte ihre Carbets; man machte ihre Weiber, ihre Kinder nieder, und was diesem Gemetzel entgangen war, verließ Martinike im J. 1658, um sich nicht wieder darauf sehen zu lassen.

Die Franzosen, die durch diesen Abzug einzige Besitzer der ganzen Insel geworden, besetzten ruhig die Posten, die zu ihrem Anbau am gelegensten waren. Sie machten damals zwey Klassen von Menschen aus: die erste bestand aus denen, die ihre Reise nach Amerika bezahlt hatten: diese nannte man **Einwohner**. Die Regierung theilte ihnen Ländereien zum völligen Eigenthum aus, unter Auflegung eines jährlichen Grundzinses. Sie waren verpflichtet, ein jeder

der nach der Reihe auf die Wache zu ziehen, und nach dem Verhältniß ihrer Mittel zu dem Aufwand mit beizutragen, die der gemeinschaftliche Nutzen und Sicherheit erforderten. Unter ihnen standen eine Menge ausschweifender Leute, die sie auf ihre Kosten, unter dem Namen Gedingte, mit aus Europa gebracht hatten. Dies war eine Art Sklaverey, die 3 Jahr dauerte. Nach Verlauf dieses Termins wurden die Gedingten, durch die Wiedererlangung ihrer Freiheit, denen, welchen sie gedient hatten, gleich.

Die einen und die andern beschäfftigten sich Anfangs bloß mit dem **Tabak** und der **Baumwolle**. Man fügte bald den **Rokou** und **Indigo** hinzu. Der Zuckerbau fieng erst gegen das Jahr 1650 an. **Benjamin Dacosta**, einer von den Juden, die ihre Industrie selbst in der Unterdruckung schöpfen, worin ihre Nation gefallen ist, nachdem sie dieselbe ausgeübt, pflanzte 10 Jahr nachher **Kakaobäume**. Sein Beispiel blieb ohne Einfluß bis 1684, da der Chocolat im Mutterlande ziemlich gemein in Gebrauch kam. Nun ward der Kakao das Hülfsmittel der meisten Kolonisten, die keinen hinlänglichen Fond hatten, um den Zuckerbau zu unternehmen. Eine der Trübsale, die die Jahrszeiten mitbringen, und bald über die Menschen, bald über die Pflanzen verbreiten, richtete 1718 alle Kakaobäume zu Grunde. Die Betrübniß war unter den Einwohnern von Martinike allgemein. Man schenkte ihnen den Kaffebaum als ein Brett nach dem Schiffbruch.

Das französische Ministerium hatte von den Holländern zwey Stämme von diesem Baum geschenkt bekommen, die in dem königlichen Pflanzengarten sorgfältig erhalten waren. Man zog zwey Schößlinge davon. Der Herr **Desclieux**, der den Auftrag hatte, sie nach Martinike zu bringen, befand sich

auf einem Schiff, wo es am Wasser gebrach. Er theilte mit seinen Stauden das Wenige, was er zu seinem Getränk bekam; und durch diese großmüthige Aufopferung gelang es ihm, das kostbare Gut zu retten, welches ihm anvertraut war. Seine Großmuth ward belohnt. Der Kasse vermehrte sich mit außerordentlicher Schnelligkeit und Erfolg; und dieser tugendhafte Bürger genießt noch mit einer süßen Genugthuung der so seltnen Glückseligkeit, eine wichtige Kolonie, so zu reden, gerettet, und mit einem neuen Industriezweige bereichert zu haben.

Außer diesem Hülfsmittel hatte Martinike natürliche Vorzüge, die es in kurzer Zeit zu einem beträchtlichen Glück erheben zu müssen schienen. Von allen französischen Pflanzörtern hat sie die glücklichste Lage, in Absicht auf die in diesen Meeren regierenden Winde. Ihre Häfen haben die unschätzbare Bequemlichkeit, daß sie eine sichere Zuflucht gegen die Orkane darbieten, die diese Höhen verwüsten. Da ihre Lage sie zum Sitz der Statthalterschaft gemacht, hat sie mehr Begünstigungen erhalten, und einer aufgeklärtern und minder untreuen Verwaltung genossen. Der Feind hat beständig die Tapferkeit ihrer Einwohner gescheut, und sie selten aufgefordert, ohne daß er Ursache gehabt, es zu bereuen. Ihr innerer Friede ist niemals gestöhrt worden, selbst, als sie 1717, durch ein allgemeines Mißvergnügen gereizt, die vielleicht kühne, aber gemessen geführte Parthey ergriff, einen Statthalter und einen Intendanten nach Europa zurück zu schicken, unter deren despotischem Geitz sie seufzen mußten. Die Ordnung, die Ruhe, die Einigkeit, die die Kolonisten in dieser herrlosen Zeit aufrecht zu halten wußten, bewiesen mehr Abscheu vor der Tiranney, als Abneigung gegen die rechtmäßige Gewalt, und rechtfertigten auf gewisse

Art

Art in den Augen des Mutterlandes das Unregelmäßige und den angenommnen Grundsätzen zuwider laufende, welches in diesem Schritt lag.

So vieler Mittel zum Flor ungeachtet, war Martinike, ob es gleich weiter als die andern französischen Kolonien gekommen, gleichwohl am Ende des letztern Jahrhunderts nicht sehr weit. Im J. 1700 hatte sie in Allem nur 6597 Weiße. Die Anzahl der Wilden, Mulatten, freien Negern, Männer, Weiber, Kinder, bestand nur aus 507. Man rechnete nur 14566 Skaven. Alle diese zusammen machten nur eine Bevölkerung von 21670 Personen. Die Heerden betrugen nur 3668 Pferde oder Maulthiere, und 9217 Stück Hornvieh. Man zog eine große Menge **Kakaostämme, Tabak, Baumwolle**, und man legte Indigowerke und 183 schwache Zuckerwerke an.

Als die langen und grausamen Kriege, die über alle Theile und Meere der Welt Verwüstung verbreiteten, gestillt waren, und Frankreich die Eroberungsentwürfe und Regierungsgrundsätze fahren gelassen, wodurch es lange Zeit irre geführt worden, kam Martinike aus der Art von Schlafsucht, worin alle diese Uebel sie gelassen hatten. Bald ward ihr Flor ausnehmend. Sie ward der allgemeine Markt der Nationalpflanzörter vor dem Winde. In ihren Häfen verkauften die benachbarten Inseln ihre Produkte; in ihren Häfen kauften sie des Mutterlandes Waaren. Nur in ihren Häfen legten die französischen Schiffer ihre Ladungen nieder, machten sie ihre Frachten. Europa kannte nur Martinike. Sie verdiente, die Denker zu beschäfftigen, in sofern sie den Feldbau trieb, der andern Kolonien Agentin war, und mit dem spanischen und Nordamerika Handlung führte. Martinikens Flor.

Als Feldbauerinn hatte sie im J. 1736. 447 **Zuckerwerke**, 11953232 Fuß **Kaffe**, 193870 Ursachen dieses Flors.

Fuß **Kakao**, 2068480 Fuß **Baumwolle**, 39400 Fuß **Tabak**, 6750 Fuß **Kokou**. Ihre Lebensmittel bestanden in 4806142 **Bananenbäumen**, 34483000 **Maniokgruben**, 247 Quadraten mit **Paraten** und **Ignamen**. Sie hatte eine Bevölkerung von 72000 Schwarzen aller Alter und Geschlechte. Ihre Arbeit hatte den Anbau der Insel in den besten Stand erhoben, wozu der Verbrauch, den Europa damals von amerikanischen Produkten machte, sie bringen konnte, und zu einer jährlichen Ausfuhr von 16 Millionen Livres.

Die Verhältnisse, worin Martinike mit den andern Inseln stand, verschafften ihr die Kommißion und die Transportkosten, weil sie allein die Fahrzeuge hatte. Dieser Gewinn konnte zum Zehnten ihrer Produkte angeschlagen werden, und dies machte in Allem eine Masse von 17 bis 18 Millionen. Dieser selten gehobne Schuldfond war jenen zur Vergrößerung ihres Anbaues gelassen. Er war durch Vorschüsse an Geld, an Sklaven, und andern Gegenständen erster Bedürfniß vermehrt, die Martinike immer mehr zur Gläubigerinn der Kolonien machten, und diese immer in ihrer Abhängigkeit erhielten, ohne daß es ihnen nachtheilig ward. Alle bereicherten sich durch ihre Hülfe, und jener Vortheil gereichte dieser zum Nutzen.

Ihre Verbindungen mit **Isle Royale**, mit **Kanada**, mit **Louisiana**, verschafften ihr den Absatz ihres gemeinen **Zuckers**, ihres schlechtern **Kaffe**, ihrer **Sirope** und **Taffia**, die Frankreich nicht haben wollte. Man gab ihr **Stockfisch**, **trocken Gemüse**, **Tonnenholz**, und etwas **Mehl** dafür. In ihrem Schleichhandel auf den spanisch-amerikanischen Küsten, welcher ganz aus Nationalfabrikwaaren bestand, gewann sie den Preis der Gefahr, welcher

cher sich der französische Kaufmann nicht aussetzen wollte. Dieser in seinem Gegenstande minder nützliche Handel, als der erste, brachte in seinen Wirkungen weit mehr ein. Er trug ihr einen Gewinn von 90 Procent, auf einem Werth von 4 Millionen, welchen man alle Jahr nach Karake oder den benachbarten Kolonien brachte.

Durch so viele glückliche Operationen war ein unermeßliches Geld nach Martinike gekommen. 18 Millionen liefen daselbst mit der äußersten Geschwindigkeit um. Dies ist vielleicht das einzige Land auf der Erde, wo man die klingende Münze in solchem Verhältniß gesehen, daß es gleichgültig war, Metalle oder Waaren zu haben.

Der große Umfang ihrer Geschäffte zog nach ihren Häfen jährlich 200 Fahrzeuge aus Frankreich, 14 oder 15, die das Mutterland nach Guinea geschickt, 30 von Kanada, 10 oder 12 von Margarethe und Trinidad; ohne die engländischen und holländischen Fahrzeuge zu rechnen, die sich daselbst heimlich einschlichen. Die Privatschifffarth der Insel nach den nordlichen Kolonien, nach dem spanischen vesten Lande, nach den Windinseln, beschäfftigte 130 Fahrzeuge von 20-70 Tonnen, die mit 600 europäischen Matrosen von allen Nationen, und 1500 seit langer Zeit zum Seewesen abgerichteten Sklaven bemannt waren.

In den ersten Zeiten legten die Schiffer, die Martinike besuchten, in den Quartieren an, wo die Waaren geerndtet wurden. Diese natürlich scheinende Gewohnheit war voll Schwierigkeiten. Die auf einem Theil der Küsten regierenden Nord- und Nordostwinde halten daselbst das Meer beständig in gewaltsamer Bewegung. Die guten Rheden, obgleich

ihrer viele sind, sind dort sowohl unter sich, als von den meisten Wohnplätzen ziemlich weit entfernt. Die zur Fahrt in diesen Zwischenräumen bestimmten Schaluppen wurden oft durch Sturm in der Unthätigkeit zurück gehalten, oder genöthigt, nur die Hälfte von dem zu nehmen, was sie tragen konnten. Solche Widerwärtigkeiten hielten die Ausladung des Schiffes auf, und verlängerten die Zeit seiner Einladung. Aus dieser Langsamkeit folgte eine große Abnahme der Schiffleute, und eine Vermehrung des Aufwandes für den Verkäufer und für den Käufer.

Der Handel, der es unter seine größten Vortheile rechnen muß, wenn er seine Operationen beschleunigen kann, verlor durch ein neues Uebel etwas von seiner Thätigkeit; nämlich durch die Nothwendigkeit, worin sich der Kaufmann selbst auf den günstigsten Meereshöhen befand, seine Ladungen in kleinen Theilen zu verkaufen. Machte ihn irgend ein betriebsamer Mann von diesem Vereinzeln frey, so ward dessen Unternehmen theuer für die Kolonisten. Der Gewinn des Kaufmanns richtet sich nach der Menge Waaren, die er verkauft. Je mehr er verkauft, desto mehr kann er von dem Gewinn fahren lassen, welchen ein andrer, der weniger verkauft, zu machen genöthigt ist.

Eine noch beträchtlichere Unbequemlichkeit besteht darin, daß gewisse europäische Waaren an einigen Orten in Ueberfluß gefunden wurden, unterdessen daß sie an andern fehlten. Es war dem Rheder selbst unmöglich, seine Ladungen gehörig zusammen zu suchen. In den meisten Quartieren fand er nicht alle Waaren, noch alle Arten von einerley Waare. Diese Lücke nöthigte ihn, sich an mehrern Orten vor Anker zu legen, oder entweder zu viel oder zu wenig Produkte

dukte für den Hafen mitzunehmen, wohin er seine Rückfracht machen sollte.

Die Schiffe selbst standen viel Ungemach aus. Viele hatten nöthig, kalfatert zu werden; größtentheils erforderten sie wenigstens einige Ausbesserung. Diese Hülfe fehlte auf den wenig besuchten Rheden, wo die Arbeiter sich nicht niederließen, weil sie fürchteten, nicht genug Beschäfftigung zu finden. Man mußte also nach gewissen Häfen gehen, um sich zu kalfatern, und wieder nach demjenigen, wo man verkauft hatte, zurück kehren, um seine Fracht einzunehmen. Alle diese Reisen nahmen wenigstens 3 oder 4 Monate hin.

Um dieser und vieler andern Unbequemlichkeiten willen wünschten einige Einwohner, und alle Seefahrer, es möchte eine Niederlage eingerichtet werden, wo man alle Tauschartikel zwischen der Kolonie und dem Mutterlande zusammen brächte. Die Natur schien **Fort Royal** zu dieser Bestimmung bereitet zu haben. Sein Hafen war einer der besten auf den Windinseln, und seine Sicherheit so allgemein bekannt, daß, als er den holländischen Fahrzeugen geöffnet war, die Republik ihnen Befehl gab, sich in den Monaten Junius, Julius und August dahin zu begeben, um sich vor den, auf diesen Höhen so häufigen und so wüthenden, Orkanen in Sicherheit zu setzen. Die Ländereien um **Lamentin**, die nur eine Meile davon entfernt sind, waren die fruchtbarsten, die reichsten in der Kolonie. Die zahlreichen Ströme, die dies fruchtbare Land wässerten, trugen beladne Kanoe bis auf eine gewisse Weite von ihrer Mündung. Der Schutz der Vestungswerke sicherte den ruhigen Genuß so vieler Vorzüge. Allein, ein morastiges und ungesundes Erdreich hielt ihnen das Gegengewicht. Uebrigens war diese Hauptstadt von

Marti-

Martinike die Zuflucht der Kriegsflotte, die von je her die Handelsflotte unterdrückte. Da solchergestalt Fort Royal nicht der Mittelpunkt der Geschäffte werden konnte, zogen sie sich nach St. Pierre.

Dieser Flecken, welcher ungeachtet der Feuersbrünste, wodurch er viermal in die Asche gelegt worden, noch 1748 Häuser hat, liegt auf der Westküste der Insel in einer ungefähr zirkelförmigen Bucht, oder Vertiefung. Ein Theil ist längst der See auf dem Ufer selbst gebauet; man nennt ihn den Ankerplatz: daselbst liegen die Schiffe und die Vorrathshäuser. Der andre Theil des Fleckens ist auf einem kleinen, nicht sehr hohen Hügel angelegt: man nennt ihn das Fort, weil daselbst eine kleine Vestung angelegt ist, die 1665 erbaut ward, um den Aufruhr der Einwohner gegen die Tiranney des Alleinhandels zu unterdrücken, heute aber dazu, die Rhede gegen die ausländischen Feinde zu beschützen, dient. Diese beiden Theile des Fleckens sind durch einen Bach, oder einen kleinen Fluß, den man durchwaten kann, getrennt.

Der Ankerplatz lehnt sich an einen ziemlich hohen, und schrof abgeschnittnen Hügel. Da er durch diese Anhöhe, die ihm die Ostwinde, welche in diesen Gegenden die beständigsten und heilsamsten sind, auffängt, so zu reden, eingeschlossen ist, den Sonnenstrahlen, die ihm der Fels, das Meer und der schwarze Sand des Ufers zurückwerfen, ohne ein erfrischendes Lüftgen ausgesetzt ist; so ist dieser Aufenthalt brennend heiß und stets ungesund. Uebrigens hat er keinen Hafen; und die Fahrzeuge, welche sich während der Ueberwinterung auf seinen Küsten nicht halten können, sind gezwungen, zu Fort Royal eine Zuflucht zu suchen. Allein, diese Unbequemlichkeiten werden entweder durch die Leichtigkeit, die die Rhede

von

von St. Pierre zur Ausschiffung und Einschiffung der Waaren darbeut, oder durch die Freiheit ihrer Lage, alle Tage und zu allen Stunden mit allen Winden abzureisen, ersetzt.

Dieser Flecken ist der erste, der auf der Insel gebaut, bevölkert und cultivirt ward. Er hat indessen den Vorzug, daß er der Mittheilungspunkt zwischen der Kolonie und dem Mutterlande geworden, nicht so sehr diesem Alter, als seinen Bequemlichkeiten zu danken. St. Pierre bekam anfangs die Waaren aus Kantons, deren auf stürmischen und beständig unwegsamen Küsten lebende Einwohner ihren Kauf und ihren Verkauf nicht bequem bewerkstelligen konnten, ohne sich an einem andern Ort zu setzen. Die Agenten dieser Kolonisten waren in den ersten Zeiten nur Herren kleiner Fahrzeuge, die sich durch ihre beständige Farth um die Insel bekannt gemacht hatten, und durch den Reiz des Gewinns bewogen worden, sich vest nieder zu lassen. Die Redlichkeit allein war die Seele dieser Verbindungen. Die meisten dieser Geschäfftträger konnten nicht lesen. Keiner von ihnen hatte weder Bücher, noch Register. Sie hatten in einem Koffer einen Beutel für jeden Einwohner, dessen Geschäffte sie betrieben. Darein steckten sie den Betrag des Verkaufs, und nahmen das zum Ankauf nöthige Geld heraus. War der Sack ausgeleert, so lieferte der Geschäfftträger nichts mehr, und die Rechnung war abgethan. Dies Zutrauen, welches bey unsern Sitten, und in unsern Tagen des Betrugs und Verderbens, eine Fabel scheinen muß, war im Anfang dieses Jahrhunderts noch im Gebrauch. Es leben wirklich Leute, die diese Handlung, wobey die Treue keinen andern Bürgen hatte, als ihren Nutzen selbst, getrieben haben.

Diese

Diese simpeln Leute wurden nach und nach durch aufgeklärtere, die aus Europa kamen, ersetzt: man hatte einige nach der Kolonie gehen gesehen, als dieselbe aus den Händen der ausschließenden Gesellschaften gekommen war. Ihre Anzahl wuchs nach dem Maaß, wie sich die Waaren vermehrten, und sie trugen selbst, durch die Vorschüsse, die sie den Einwohnern thaten, deren Arbeiten bis dahin aus Mangel an Mitteln matt gewesen, vieles zur Ausbreitung der Kultur bey. Diese Ausführung machte sie zu nothwendigen Agenten ihrer Schuldner in der Kolonie, wie sie es bereits für ihre Kommittenten im Mutterlande waren. Der Kolonist selbst, welcher ihnen nichts schuldig war, fiel dadurch, daß er ihrer Hülfe benöthigt seyn konnte, so zu reden, in ihre Abhängigkeit. Wenn die Erndte später einfällt: wenn das Feuer ein Rohrfeld ergreift: wenn eine Mühle verdorben ist: wenn Häuser einstürzen: wenn das Sterben unter das Vieh oder die Sklaven kommt: wenn die Dürre oder der Regen alles verderben: wo soll man denn Mittel finden, während dieser Verheerungen den Wohnsitz zu behaupten, und dem durch dieselben verursachten Verlust abzuhelfen? Diese Mittel sind in zwanzig verschiednen Händen. Wenn nur eine einzige die Hülfe versagt, so nimmt die Verwirrung zu, anstatt gehoben zu werden. Diese Betrachtungen bewogen diejenigen, die noch keinen Kredit verlangt hatten, ihr Interesse den Geschäfftträgern von St. Pierre anzuvertrauen, um bey Unglücksfällen ein sicheres Hülfsmittel zu haben.

Die kleine Anzahl reicher Einwohner, die durch ihr Glück vor diesen Bedürfnissen gesichert zu seyn schienen, wurden gleichsam gezwungen, sich an dies Comtoir zu wenden. Die handelnden Schiffpatrone fanden einen Hafen, wo sie, ohne ihre Vorrathshäuser,

ser, und selbst ihre Schiffe zu verlassen, ihre Geschäffte mit Vortheil zum Ende bringen konnten, und verließen Fort Royal, Trinidad, und alle andern Oerter, wo ihnen der Preis der Produkte fast willkührlich aufgelegt ward, wo die Bezahlungen ungewiß und langsam waren. Wegen dieser Revolution konnten die, bey ihren Werkhäusern, welche eine beständige Gegenwart und tägliche Sorgen erfordern, ansessigen Kolonisten ihren Waaren nicht mehr folgen. Sie wurden also genöthigt, dieselben verständigen Leuten anzuvertrauen, die, da sie sich in dem einzig besuchten Hafen nieder gelassen, sich im Stande befanden, die günstigsten Gelegenheiten zum Verkauf und Einkauf zu ergreifen; ein unschätzbarer Vortheil in einem Lande, wo die Handlung beständige Abwechslungen erfährt. Guadaloupe und Granada folgten Martinikens Beyspiel. Gleiche Bedürfnisse bewogen sie dazu.

Der Krieg von 1744. hemmte den Fortgang dieses Flors. Nicht, als hätte nun Martinike sich selbst versäumt. Ihre beständig geübte, und zu den, zur Aufrechthaltung eines Schleichhandels erforderlichen, starken Thaten gewohnte Seemacht befand sich völlig zu Schlachten gebildet. In weniger als 6 Monaten breiteten sich 40 zu St. Pierre ausgerüstete Kaper auf den Höhen der Antilien aus. Sie thaten Dinge, die der alten Flibüster würdig waren. Jeden Tag sah man sie mit unermeßlicher Beute beladen im Triumpf zurück kommen. Indessen sah die Kolonie, mitten unter diesen Vortheilen, ihre Schiffarth in Kanada und auf den spanischen Küsten gänzlich unterbrochen, und ihre eigne Küstenfarth täglich beunruhigt. Die wenigen aus Frankreich kommenden Schiffe verkauften sehr theuer, und kauften wohlfeil ein, um sich wegen des Verlusts, welchen

chen sie zu leiden Gefahr liefen, schadlos zu halten. Solchergestalt fielen die Produkte sehr herunter. Die Ländereien wurden schlecht gebauet. Man versäumte den Unterhalt der Werkhäuser. Die Sklaven kamen aus Mangel der Nahrung um. Alles schmachtete, alles stürzte ein. Endlich brachte der Friede, mit der Freiheit des Handels, die Hoffnung zurück, den alten Flor wieder zu erreichen. Der Ausgang betrog das erste angewandte Bestreben.

Martinikens Verfall,

Die Feindseligkeiten hatten noch nicht zwey Jahre aufgehört, als die Kolonie den Schleichhandel verlor, welchen sie mit den amerikanischen Spaniern trieb.

und sein Ursprung.

Diese Revolution war nicht die Wirkung von der Wachsamkeit der Küstenbewahrer. Da man alle Zeit mehr Interesse hat, ihnen zu trotzen, als sie, sich zu vertheidigen, so verachtet man Leute, die eine geringe Bezahlung bekommen, um oft ungerechte Rechte oder Verbote zu schützen. Den Unternehmungen der Schleichhändler wurden dadurch sehr enge Gränzen gesetzt, daß, an die Stelle der Flotten, Registerschiffe kamen. Bey dem neuen Sistem war die Anzahl der Fahrzeuge unbestimmt, und die Zeit ihrer Ankunft ungewiß; dieses machte den Waarenpreis so schwankend, als er nicht gewesen. Von nun an verfolgte der Schleichhändler, der sich in seine Operation nur wegen der Gewißheit eines vesten und beständigen Gewinns eingelassen, eine Bahn nicht weiter, die ihm nicht mehr die Schadloshaltung wegen der Gefahr sicherte, welcher er sich aussetzte.

Allein dieser Verlust war für die Kolonie nicht so empfindlich, als die Behindrungen, die sie von Seiten ihres Mutterlandes erfuhr. Eine nicht sehr aufgeklärte Administration verwickelte die gegenseitige und nothwendige Verbindung der Inseln mit Nordamerika durch so viel Förmlichkeiten, daß Martinike

1755 nicht mehr als vier Schiffe nach Kanada schickte. Die habsüchtigen Gevollmächtigten ohne Talente, zum Raub gewordne Regierung der Kolonie, ward hurtig herunter gesetzt, erniedrigt, und feilen Seelen preis gegeben.

Gleichwohl ward Frankreichs Handel Martinikens Verfall nicht gewahr. Es fand auf der Rhede von St. Pierre Handelsleute, die ihm seine Ladungen gut abkauften, die ihm in der Geschwindigkeit seine Schiffe reich beladen wieder schickten, und es bekümmerte sich nicht darum, ob es diese Kolonie oder die andern waren, welche verzehrten und herfürbrachten. Selbst die Negern, die es dahin führte, wurden zu einem sehr guten Preis verkauft; allein es blieben ihrer wenige daselbst. Der größte Theil gieng nach Granada, nach Guadaloupe, und den neutralen Inseln selbst, welche ihrer uneingeschränkten Freiheit, deren sie genossen, ungeachtet, die Sklaven des französischen Handels denen vorzogen, die ihnen die Engländer um, dem Anschein nach, günstigere Bedingungen anboten. Man hatte sich durch eine ziemlich lange Erfahrung überzeugt, daß die theuersten, ausgesuchten Negern die Ländereien bereicherten, unterdessen daß die Kultur in den Händen der wohlfeil gekauften Negern herunter kam. Allein dieser Profit des Mutterlandes war für Martinike fremd, und fast schädlich.

Noch hatte es während des Friedens seinen Verlust nicht ersetzt, noch die Schuldenlücke ausgefüllt, welche es durch eine Reihe von Trübsalen zu machen gezwungen worden; als es die gröste aller Geißeln, den Krieg, wieder ausbrechen sah. Es war für Frankreich eine Kette von Unglücksfällen, welche von Stoß zu Stoß, von einem Verlust zum andern, Martinike unter das Joch der Engländer fallen ließ. Sie ward im Julius 1763, 16 Monat nach ihrer Eroberung,

zurückgegeben, aber von allen anhänglichen Mitteln des Flors, die ihr so viel Glanz gegeben hatten, entblößt. Seit einigen Jahren hatte sie den größten Theil ihres Schleichhandels auf den spanischen Küsten verloren. Durch die Abtretung von Kanada ward ihr alle Hoffnung benommen, eine Gemeinschaft wieder zu eröffnen, die bloß durch vorübergehende Irthümer schläfrig unterhalten worden. Sie konnte nicht mehr die Produkte von Granada, von St. Vincent, von Domingo, die brittannische Besitzungen geworden, in ihren Häfen anlangen sehen. Eine neue Anordnung des Mutterlandes, wodurch ihr alle Verbindung mit Guadaloupe untersagt ward, ließ sie nicht das Geringste mehr davon hoffen.

Martinikens gegenwärtiger Zustand.

Die, so zu reden, ganz nackte und auf sich selbst zurück gesetzte Kolonie besitzt gleichwohl nach der Zählung vom 1sten Januar 1770, in dem Umfang von 28 Kirchspielen, 12450 Weiße von allem Alter und Geschlecht; 1814 freie Schwarze oder Mulatten; 70553 Sklaven; und 443 wild gewordne oder geflüchtete Neger. Die Zahl der Gebornen war 1766 in dem Verhältniß von 1 zu 30 unter den Weißen, von 1 zu 25 unter den Schwarzen. **Aus dieser Bemerkung** *) würde, falls sie beständig wäre, folgen,

*) Daß doch das Klima noch immer an allem Schuld seyn soll! Was kann das Klima dafür, daß die Fortpflanzung unter den Negern stärker ist, als unter den Weißen? Es giebt Ursachen, die näher liegen. Der Weiße wird durch Ueppigkeit, weibische und weichliche Erziehung, und durch frühe Ausschweifungen ersinnlicher Wollust vor der Zeit schlaff und untüchtig zur Fortpflanzung; wenn die Muskeln und Nerven des Negers durch Arbeit gestärkt und abgehärtet werden, und ihm unter dem Druck des Elends und der Sklaverey dieser Genuß

folgen, daß das amerikanische Klima der Fortpflanzung der Afrikaner weit günstiger sey, als der Europäer; weil jene bey den Arbeiten und dem Elend der Sklaverey noch stärker bevölkern, als diese im Wohlstande und der Freiheit. Nun muß man alsbald voraus sehen, daß die Vermehrung der Schwarzen in Amerika der Weißen ihre daselbst früh oder spät ersticken, und vielleicht endlich das Geschlecht der Schlachtopfer, an dem Geschlecht der Unterdrücker, rächen werde.

Die Heerden der Kolonie bestehen aus 8283 **Pferden** oder **Maulthieren**, aus 12376 Stück **Hornvieh**, 975 **Schweinen**, und 13544 **Schafen** oder **Ziegen**.

An Lebensmitteln hat sie 17930596 **Maniokgruben**, 3509048 **Bananenbäume**, 406½ Quadrate mit **Ignamen** und **Pataten**.

11444 mit Rohr bepflanzte Quadrate, 6638757 Fuß **Kaffe**, 871043 Fuß **Kakao**, 1764807 Fuß **Baumwolle**, 59866 Fuß mit **Kaffestämmen**, 61 Fuß **Rokou**, machen ihren Anbau aus.

Ihre Wiesen nehmen 10672 Quadrate ein; 11966 sind Holzungen, und 8448 liegen brach oder verlassen.

Die Anzahl der Pflanzungen, wo man Kaffe, Baumwolle, Kakao, und andre minder wichtige Artikel erndtet, beläuft sich auf 1515. Es sind ihrer nur 286, wo man Zucker macht. Sie beschäfftigen 116

Genuß wenigstens nicht geraubt werden kann. Der Eigennutz der Herren selbst stimmt mit den Begierden der unglücklichen Sklaven hierin zusammen, im Genuß dieser allein verstatteten Süßigkeit des Lebens ihre Befriedigung zu befördern.

Wasser-, 12 Wind-, und 184 Ochsenmühlen. Vor dem Orkan vom 13ten August 1766 rechnete man 302 kleine Wohnungen, und 15 Zuckerwerke mehr.

Im Jahr 1769 hat Frankreich auf 102 Schiffen aus Martinike bekommen, 177116 Centner weißen Zucker, und 12579 Centner rohen Zucker, 68518 Centner Kaffe; 11731 Centner Kakao; 6048 Centner Baumwolle; 2518 Centner Kaßia; 783 Fässer Taffia; 307 Fässer Sirop; 150 Pfund Indigo; 2147 Pfund eingemachte Früchte; 47 Pfund Kakao in Kuchen; 282 Pfund geriebnen Tabak; 494 Pfund Schildkrötenschalen; 3273 Pfund Sternanies; 234 Kisten gebrannte Wasser; 234 Fäßgen geläuterten Sirop; 451 Centner Färbeholz; 12108 rohe Häute; diese sämmtlichen Produkte sind in der Kolonie selbst für 12265862 Livres, 14 Sols gekauft. Sie hat freilich aus dem Mutterlande für 13449436 Livres Waaren bekommen: allein ein Theil dieser Effekten ist nach den spanischen Küsten geschickt, und ein andrer Theil ist nach den englischen Pflanzörtern gegangen.

Alle diejenigen, die sich aus Naturtrieb oder aus Pflicht mit des Vaterlands Vortheilen beschäfftigen, sehen nicht ohne Betrübniß, daß aus einer so schönen Kolonie, als Martinike, so wenig Waaren ausgehen, worunter selbst einige ihr von andern Orten gebracht worden. Man weiß freilich, daß der mit abscheulichen Felsen angefüllte Mittelpunkt dieser Insel zum Zucker- Kasse- und Baumwollenbau nicht geschickt ist; daß eine gar zu große Feuchtigkeit diesen Produkten daselbst schaden würde; und daß, wenn sie dort einschlügen, die Kosten, dieselben über Berge und jähe Abstürze zu verführen, den glücklichen Ausschlag

schlag dieser Erndten unnütz machen würden. Man könnte aber in diesem weiten Raum vortreffliche Wiesen anlegen; und der Boden wartet nur auf die Gunst der Regierung, um den Einwohnern diese Art von fortpflanzender Fruchtbarkeit des Viehes, welches zur Kultur und dem Unterhalt so nothwendig ist, zu verschaffen. Die Insel hat andre Quartiere von undankbarer Natur. Einige sind wechselsweis der Dürre oder dem Regen unterworfen. Es giebt morastige, die fast gänzlich von der See überschwemmt sind; andre, wo nichts als die Art Wasserpflanzen wachsen, welche unter dem allgemeinen Namen Mangelbaum bekannt, aber von verschiednen Arten sind, die einander nicht gleichen. Uebrigens ist das Erdreich so steinig, daß es aller Arbeit widersteht, oder durch den Mangel an Mist so sehr erschöpft, daß es nicht wieder bearbeitet zu werden verdient.

Mit diesen, aus der Natur der Sachen selbst kommenden, Unbequemlichkeiten hat sich eine schreckliche Geißel vereinigt: nämlich Ameisen, von einer in alten Zeiten in Amerika unbekannten Art. Sie verheerten seit einiger Zeit Barbados auf so grausame Weise, daß man daselbst zu Rath gieng, ob man nicht eine vormals so blühende Insel räumen wollte. Diese Trübsal hatte dort sehr abgenommen, als sie sich 1763 auf Martinike äußerte. Das Uebel, welches diese Insekten verschiednen Theilen der Kolonie verursacht haben, ist nicht auszudrücken. Alle nützliche Pflanzen sind ausgegangen; die vierfüssigen Thiere haben daselbst nicht leben können; die größten Bäume sind so sehr angesteckt worden, daß die am wenigsten delikaten Vögel sich nicht mehr darauf setzten. Man konnte nicht ohne die größte Behutsamkeit verhindern, daß die Kinder nicht gefressen wurden; machen, daß die Weiber glücklich ins Kind-

bett kamen; daß die Männer leben konnten. Man fürchtete, diese unzählige und verzehrende Art möchte ganz Martinike einnehmen. Zum Glück ist ein so erschrecklicher Keim der Verwüstung nicht weiter gegangen, und scheint sich auf eine merkliche Weise seiner Vernichtung zu nähern; allein, die von diesem Gift angesteckten Ländereien *) nehmen den Zuckerbau nicht an, und bequemen sich nur zum Kaffebau.

Bevor dieses Unglück kam, sagten alle Beobachter, die die Kolonie am besten kannten, einmüthig, daß ihr Anbau vergrößert werden, und daß die Vergrößerung ungefähr ein Viertheil betragen könne. Ihre gegenwärtige Lage führt ganz erstaunlich von so süßen Hoffnungen ab.

Kann Martinike seinen Zustand verbessern?

Die Landeigner können daselbst in vier Klassen getheilt werden. Die erste besitzt 100 große durch 12000 Schwarze bearbeitete Zuckerwerke. Die zweite 150, die durch 9000 Schwarze bearbeitet werden. Die dritte 36, worin 2000 Schwarze arbeiten. Die vierte, die dem Kaffe- Baumwoll- Kakao- und Maniokbau ergeben ist, kann 12000 Schwarze beschäfftigen. Was die Kolonie noch mehr an Sklaven beyderley Geschlechter besitzt, wird zum Hausdienst, zur Fischerey, oder Schifffarth gebraucht.

Die erste Klasse besteht ganz aus reichen Leuten. Ihre Kultur ist so weit getrieben, als sie gehen kann: und ihr Vermögen wird sie ohne Mühe in dem blühenden Stande erhalten, wozu es sie gebracht hat. Selbst der Aufwand, welchen sie zur Fortpflanzung zu machen genöthigt sind, ist nicht so beträchtlich, als

*) Das ist schwer zu begreifen, daß das Gift der hier beschriebenen Ameisen den Boden minder fruchtbar machen könne, als er zuvor war.

als des ärmern Kolonisten seiner, weil die Sklaven, die auf ihren Wohnplätzen geboren werden, diejenigen ersetzen müssen, die durch Zeit und Arbeit umkommen.

Die zweite Klasse, die man die Klasse der wohlhabenden Leute nennen kann, hat nur die Hälfte von Anbauern, die sie nöthig haben würde, um dem Glück der reichen Eigner nachzukommen. Hätten sie auch die Mittel, die ihnen fehlenden Sklaven zu kaufen, so würden sie durch eine traurige Erfahrung davon abgehalten werden. Nichts ist so übel verstanden, als eine große Anzahl Negern auf einmal auf einen Wohnplatz zu setzen. Die Krankheiten, welche die Veränderung des Klima und der Nahrung diesen Unglücklichen zuziehen; die Mühe, sie zu einer Arbeit zu bilden, woran sie weder gewohnt sind, noch Geschmack haben, können nicht anders, als einen Kolonisten durch die ermüdenden und vielfältigen Bemühungen verdrießlich machen, die diese Erziehung der Menschen zum Feldbau erfordern würde. Der thätigste Eigner ist derjenige, welcher sein Werkhaus jährlich um $\frac{1}{6}$ Sklaven vermehren kann. Solchergestalt könnte die zweite Klasse 1500 Sklaven jährlich anschaffen, wenn der reine Betrag von ihrer Kultur es ihr erlaubte. Allein sie muß nicht auf Kredit rechnen. Die Handelsleute des Mutterlandes scheinen nicht geneigt, ihr welchen zu geben; und diejenigen, die ihre Fonds in der Kolonie arbeiten liessen, haben dieselben dort nicht so bald müßig oder in Gefahr gesehen, als sie sie nach Europa oder St. Domingo gebracht haben.

Die dritte Klasse, die ungefähr dürftig ist, kann durch kein in der natürlichen Ordnung des Handels gefundnes Mittel aus ihrer Lage kommen. Es ist viel, wenn sie durch sich selbst bestehen kann. Nichts,

als die wohlthätige Hand der Regierung, kann ihr ein dem Staat nützliches Leben geben, wenn sie ihr ohne Interessen das nöthige Geld leihet, um ihre Wohnplätze gehörig in Stand zu setzen. Die Anschaffung der Sklaven kann in dieser ohne Unbequemlichkeit von den Verhältnissen abgehen, die wir für die zweite Klasse vestgesetzt haben; weil jeder Koloniste weniger Sklaven zu bewachen haben, und im Stande seyn wird, sich mehr mit den angeschafften zu thun zu machen.

Die vierte Klasse, die sich auf einen Anbau von geringerer Wichtigkeit legt, als die Zuckerwerke, bedarf keines so mächtigen Beistandes, um zu dem Wohlstande wieder zu gelangen, wovon sie durch den Krieg, die Orkane und andre Unglücksfälle herunter gekommen. Es würde für diese beiden letztern Klassen genug seyn, jedes Jahr 1500 Sklaven anzuschaffen, um den Gipfel des Flors zu erreichen, welchen die Natur ihrer Industrie erlaubt.

Solchergestalt könnte Martinike hoffen, eine schwache Kultur zu beleben, und den ersten Glanz seiner Industrie wieder zu erlangen, wenn sie alle Jahr 3000 Negern bekäme. Allein, sie ist außer Stande, diese Rekruten zu bezahlen, und die Ursachen ihres Unvermögens sind bekannt. Man weiß, daß sie dem Mutterlande ungefähr eine Million als Handelsschulden schuldig ist. Eine Folge von Unglücksfällen hat sie genöthigt, von den in dem Flecken St. Pierre ansessigen Kaufleuten mehr als 4 Millionen zu leihen. Die Schulden, die sie bey Gelegenheit der Familientheilungen auf sich geladen, und diejenigen, die sie für den Ankauf einer großen Anzahl Wohnplätze bekommen, haben sie außer Stand gesetzt, zu bezahlen. Diese verzweifelte Lage erlaubt ihr weder die Mittel einer hurtigen Wiederherstellung, noch

den

den Ehrgeiz, die ganze Bahn des Glücks zu vollenden, die ihr offen war.

Kann Martinike erobert werden?

Ueberdem ist sie noch feindlichen Anfällen ausgesetzt. Allein, obgleich hundert Stellen auf ihren Küsten den Feinden eine Landung leicht machen würden, so wird er sie doch daselbst nicht thun. Sie würde ihm wegen der Unmöglichkeit, durch ein höchst unebenes Land sein grobes Geschütz und seinen Kriegsvorrath nach Fort Royal zu schaffen, welches die ganze Beschützung der Kolonie ausmacht, unnütz werden. Dies ist die einzige Höhe, wohin er seine Segel richten wird.

Vor diesem Hauptort befindet sich ein berühmter Hafen, der auf der Seite einer breiten Bay liegt, wo man nicht anders hineindringt, als indem man viele Wendungen macht, die das Schicksal eines jeden Schiffes entscheiden müssen, welches gezwungen ist, das Treffen zu vermeiden. Hat es den Nachtheil, daß es abweicht und mit halbem Winde nur schlecht segelt, daß es von der Abwechslung der Landwinde, der Ströme, und der Ebbe und Fluth einige Zufälle erleidet; so wird es in die Hände eines Angreifers fallen, der glücklicher zu lavieren verstehen wird. Die Vestung selbst kann ein unglücklicher und beschämter Zeuge der Niederlage eines Geschwaders werden, wie sie es hundert mal von der Eroberung der Kaufahrteyschiffe gewesen.

Das Innere des Hafens ist schlechter geworden, seitdem man, um den Engländern im letzten Kriege einen Damm entgegen zu setzen, das Gerippe von verschiednen Schiffen darein versenkt hat. Man hat diese Fahrzeuge wieder ausgehoben: allein es sind noch viele Kosten zu machen, um die Haufen Sand wegzuschaffen, die sich um sie her aufgehäuft hatten,

und um die Sachen wieder in den Stand zu setzen, worin sie waren. Diese Arbeiten werden weder Aufschub noch Verzögerung leiden; weil der Hafen, obgleich von mittler Größe, der einzige ist, wo die Schiffe von jedem Rang überwintern können; der einzige, wo sie Masten, Segel, Tauwerk, und mit großer Leichtigkeit fürtreffliches Wasser finden werden, welches durch einen sehr wohl angelegten Kanal von mehr als einer Meile dahin kommt.

In seiner Nachbarschaft wird der Angreifer allzeit seine Landung veranstalten, ohne daß es, was man auch für Vorsicht gebrauche, möglich wäre, ihn daran zu verhindern. Der Landkrieg, welchen man ihm entgegen setzen könnte, würde nicht lange dauern; und man würde bald genöthigt seyn, sich in Vestungswerke zu verkriechen.

Vormals bestanden sie bloß in den Werken von Fort Royal, wo man aus Unwissenheit ausschweifende Kosten unter einer Kette von Bergen vergraben lassen. Die ganze Kunst geschickter Ingenieure hat Werken, die durch die Unfähigkeit selbst ohne irgend einen zusammenhangenden Plan auf gerade wohl aufgeführt worden, keine große Kraft zum Widerstand geben können. Man hat es müssen dabey bewenden lassen, die Theile des Platzes, wo es anzubringen war, noch mit einem bedeckten Wege, mit einem Wall und Flanken zu versehen. Indessen ist die wichtigste Arbeit gewesen, in dem Felsen, woraus leicht alles zu machen ist, was man will, luftige, gesunde, unterirdische Gewölbe auszuhölen, wo man den Kriegs- und Mundvorrath, die Kranken, die Soldaten, und diejenigen von den Einwohnern in Sicherheit bringen kann, welchen die Neigung zum Mutterlande den Muth einflößen dürfte, die Kolonie zu vertheidigen. Man hat gedacht, Leute, die, nachdem

dem sie auf einem Wall den Gefahren getrotzt, in diesen Gewölben eine sichere Ruhe fänden, würden dort leicht ihre Mühseligkeit vergessen, und sich dem stürmenden Feinde mit neuer Stärke entgegenstellen. Dieser Einfall ist glücklich und klug. Er gehört, wo nicht einer patriotischen Regierung, wenigstens einem durch den Geist der Menschlichkeit aufgeklärten Minister.

Allein, die Tapferkeit, die er erwecken muß, war nicht hinlänglich, um einen Platz zu erhalten, welcher von allen Seiten bestrichen ist. Man hat also geglaubt, man müsse eine vortheilhaftere Lage suchen; und man hat sie in dem Berge **Garnier** gefunden, der 35 bis 40 Fuß höher ist, als die höchsten Spitzen des **Parate**, des **Tartanson** und des **Cartouche**, die alle auf das Fort Royal stoßen.

Auf dieser Höhe ist ein aus 4 Basteien zusammen gesetztes Kastell erbauet worden. Die vordern Basteien, der bedeckte Weg, die Cisternen, die Pulvermagazine: alle diese Vertheidigungsmittel sind fertig, und das Uebrige muß auch bald vollendet seyn. Bald wird man nichts mehr, als die Kasernen, und einige andre bürgerliche Gebäude, aufzuführen übrig haben. Alsdenn würde die Kolonie, wenn auch die zu dem Ende errichteten Redouten und Batterien, um den Feind zu nöthigen, seine Landung weiter hin, als in der Bucht bey der Hütte, vorzunehmen, wo er bey dem letztern Einbruch ans Land gegangen, nicht die Wirkung herfür brächten, die man sich davon versprochen, dennoch einen Widerstand von ungefähr 3 Monaten thun. 1500 Mann werden Garnier 30 oder 36 Tage gegen ein Heer von 15000 Mann vertheidigen; und 1200 Mann werden sich 20 oder 25 Tage im Fort Royal behaupten, welches erst nach der Einnahme des Garnier berennt werden kann.

Dies

Dies ist es, was man von einem Aufwand von 7 bis 8 Millionen Livres erwarten kann.

Ein so beträchtlicher Aufwand hat denen übel angewandt geschienen, welche glauben, daß die Seemacht allein die Kolonien beschützen müsse. Da man, sagen sie, nicht vermögend war, zu gleicher Zeit Vestungswerke aufzuführen und Schiffe zu bauen; so mußte man die Mittel erster Nothwendigkeit den Hülfsmitteln von der zweiten Ordnung vorziehen. Ist es besonders in dem Charakter der französischen Heftigkeit, lieber anzugreifen, als sich zu vertheidigen, so muß sie auch Vestungen zerstören und keine bauen; oder vielmehr muß sie keine andre, als die geflügelten und beweglichen Wälle aufführen, die mit Krieg überziehen, anstatt ihn abzuwarten. Eine jede Macht, die nach dem Handel mit den Kolonien strebt, muß Schiffe haben, die Menschen und Reichthümer gebären, Bevölkrung und Umlauf vermehren; unterdessen, daß Steine und Soldaten nur Kräfte und Lebensmittel zu verzehren dienen. Was der Hof zu Versailles sich von den zu Martinike gemachten Unkosten versprechen kann, ist, daß man, wenn diese Insel durch den einzig zu fürchtenden Feind angegriffen wird, die Zeit haben wird, ihr zu Hülfe zu kommen. Das Genie der Engländer geht bey Belagerungen langsam. Es geht allzeit nach der Regel. Es läßt sich durch nichts von der Vollendung der Werke abwendig machen, wovon die Sicherheit der Belagerer abhängt. Des Soldaten Leben ist ihm theurer, als die Zeit. Vielleicht ist diese an sich vernünftige Grundregel in dem verzehrenden Klima von Amerika nicht wohl angebracht; allein es ist die Grundregel eines Volks, bey welchem der Soldat ein Mann in Staatsdiensten, und nicht ein Miethling im Sold des Fürsten ist. Wie es auch

mit

mit Martinikens künftigem Schicksal aussehen mag, so ist es Zeit, den gegenwärtigen Zustand von Guadaloupe zu untersuchen.

Drangsale der ersten Franzosen, die sich auf Guadaloupe niederlassen.

Diese Insel, deren Gestalt sehr unregelmäßig ist, kann 80 Meilen im Umfang haben. Sie ist durch einen kleinen Seearm, der nicht über zwey Meilen lang, und 15 bis 40 Klafter breit ist, in zwey Theile getheilt. Dieser, unter dem Namen des Salzenflusses bekannte, Kanal ist schiffbar; kann aber nur Barken von 50 Tonnen tragen.

Der Theil der Insel, welcher der ganzen Kolonie ihren Namen giebt, ist in seinem Mittelpunkt voll abscheulicher Felsen, wo eine beständige Kälte herscht, die daselbst nichts als Farrenkraut und einige mit Moos bedeckte unnütze Stauden wachsen läßt. Auf dem Gipfel dieser Felsen steigt, so weit das Auge reichen kann, in der mittlern Luftgegend ein Berg empor, welcher der Schwefelberg genannt wird. Derselbe dämpft durch Oeffnungen einen dicken und schwarzen, bey der Nacht mit sichtlichen Funken untermischten Rauch aus. Von allen diesen Anhöhen laufen unzählige Quellen herab, die den Ebnen, welche sie wässern, Fruchtbarkeit bringen, und die brennende Luft des Klima durch die Kühle eines so berühmten Getränks mäßigen, daß die Gallionen, die vormals bey den Inseln vor dem Winde anlegten, Befehl hatten, sich aus diesem reinen und heilsamen Wasser mit neuem Vorrathe zu versehen. So ist der Theil der Insel beschaffen, welcher vorzugsweise Guadaloupe heist. Der gemeiniglich Grande-Terre genannte Theil ist von der Natur nicht so gut behandelt worden. Er ist freilich nicht so durchschnitten, und glatter; allein die Quellen und Ströme fehlen ihm. Sein Boden ist nicht so fruchtbar, auch sein Klima nicht so gesund und so angenehm.

Keine

Keine europäische Nation hatte diese Insel besetzt, als 550 Franzosen, unter Anführung zweier Edelleute, Namens **Loline** und **Düpleſſis**, den 28sten Junius 1635 daselbst von Dieppe anlangten. Die Klugheit hatte ihre Zurüstungen nicht geleitet. Ihre Lebensmittel waren so schlecht ausgesucht gewesen, daß sie auf der Farth verdorben waren; und man hatte derselben so wenig eingeschifft, daß nach 2 Monaten nichts mehr davon übrig war. Das Mutterland schickte keine; St. Christoph versagte sie, entweder aus Mangel, oder weil es ihm an gutem Willen fehlte; und die ersten Arbeiten des im Lande gemachten Anbaues konnten noch nichts liefern. Die Kolonie hatte kein ander Hülfsmittel übrig, als die Wilden; allein der Ueberfluß von einem Volk, welches wenig anbaute, und niemals Vorrathshäuser angelegt hat, konnte nicht beträchtlich seyn. Man wollte sich nicht mit dem begnügen, was sie freiwillig selbst brachten. Der Schluß ward gefaßt, sie zu plündern; und die Feindseligkeiten nahmen den 6ten Januar 1636 ihren Anfang.

Die Karaiben, die sich nicht im Stande glaubten, einem Feinde offenbar Widerstand zu thun, welcher aus der Ueberlegenheit seiner Waffen so viel Vortheil zog, richteten ihre Lebensmittel, ihre Wohnplätze zu Grunde, und zogen sich nach dem großen Lande, oder nach den benachbarten Inseln. Von dort kamen die Wüthendsten wieder nach der Insel, woraus man sie vertrieben hatte, und verbargen sich daselbst in den dicken Wäldern. Am Tage durchbohrten sie mit ihren vergifteten Pfeilen, oder erschlugen mit Keulen alle Franzosen, die sich wegen der Jagd oder Fischerey zerstreuten. Des Nachts verbrannten sie die Hütten, und verheerten die Pflanzungen dieser ungerechten Räuber.

Eine

Eine schreckliche Hungersnoth war die Folge dieser Art von Krieg. Die Kolonisten kamen so weit, daß sie Gras assen, ihren eignen Koth verschluckten, und die Leichen ausgruben, um sich damit zu nähren. Viele, die Sklaven zu Algier gewesen waren, verwünschten die Hand, die ihre Fesseln zerbrochen: alle verfluchten ihr Daseyn. Solchergestalt büßten sie das Verbrechen ihres Einbruchs, bis Auberts Statthalterschaft, am Ende von 1640, den Frieden mit den Wilden brachte. Denkt man an die Ungerechtigkeit der Feindseligkeiten, die die Europäer in ganz Amerika begangen haben; so kommt man in Versuchung, sich über ihr Unglück und alle Geißeln zu freuen, die auf die Schritte dieser grausamen Unterdrücker folgen. Die Menschlichkeit zerreißt alsdenn alle Bande des Bluts und des Vaterlandes, die uns mit dem Einwohner unsrer Halbkugel verknüpfen; sie sucht andre Bande, und errichtet jenseits der Meere mit den wilden Indiern die Verwandtschaft, welche alle Menschen vereinigt, nämlich die Verwandtschaft des Unglücks und Mitleids.

Indessen war das Andenken der Uebel, die man auf einer überfallenen Insel erfahren, ein mächtiger Sporn zum Anbau der ersten Nothwendigkeiten, welcher in der Folge die Kultur der Sachen für den Luxus des Mutterlandes nach sich zog. Die kleine Anzahl Einwohner, die den verdienten Abscheulichkeiten entgangen war, vergrößerte sich bald durch einige, über ihre Lage misvergnügte Kolonisten von St. Christoph; durch Europäer, die nach Neuerungen strebten; durch Matrosen, die ihrer Seereisen überdrüßig geworden; durch Schiffer, die die Klugheit hatten, der Schoos eines sehr ergiebigen Erdreichs einen von des Oceans Eigensinn geretteten Fond von Reichthum anzuvertrauen. Allein Guadaloupens Flor ward durch Hin-

derniße,

dernisse, die aus ihrer Lage entstanden, gehemmt oder gestöhrt.

Die Kolonie auf Guadaloupe kommt nicht sehr fort.

Die Leichtigkeit, welche die Seeräuber der benachbarten Inseln hatten, ihr Vieh, ihre Sklaven, und selbst ihre Erndten zu rauben, brachte sie mehr als einmal auf den Rand ihres Untergangs. Innere Unruhen, deren Quelle die Eifersucht wegen der Gewalt war, machten oft ihre Anbauer handgemein. Die Abentheurer, die nach den Windinseln giengen, verachteten ein Land, welches dem Anbau günstiger war, als den Kriegsrüstungen, und ließen sich nach Martinike durch die vielen und bequemen Rheden dieser Insel ziehen. Der Schutz dieser unerschrockenen Korsaren führte alle Handelsleute dahin, weil sie sich schmeichelten, die feindliche Beute dort wohlfeil zu kaufen, und alle Anbauer, weil sie glaubten, sie könnten sich dort unbesorgt ruhigen Arbeiten überlassen. Wegen dieser schnellen Bevölkrung mußte die bürgerliche und militarische Regierung der Antillen zu Martinike eingeführt werden. Von nun an beschäfftigte sich das Ministerium des Mutterlandes ernsthafter mit ihr, als mit den andern Kolonien, die nicht so sehr unter seiner Regierung standen; und da es nur von dieser Insel reden hörte, überschüttete es dieselbe mit den meisten Aufmunterungen.

Dieser Vorzug machte, daß Guadaloupens Bevölkrung im Jahr 1700 nicht mehr, als 3825 Weiße, 325 Wilde, freie Negern oder Mulatten, und 6725 Sklaven betrug, worunter eine große Anzahl Karaiben waren. Ihr Anbau lief auf 60 kleine Zuckerwerke, 66 Indigowerke, etwas Kakao und viele Baumwolle hinaus. Sie besaß 1620 Stück Wollvieh, und 3699 Stück Hornvieh. Dies war die Frucht von 60 jährigen Arbeiten. Allein, so langsam und eingeschränkt ihre ersten Versuche waren;

so

so schnell und vielfältig war ihr Fortgang in der Folge.

Am Ende des Jahrs 1750, fand sich die Kolonie mit 9643 Weißen, und mit 41140 Sklaven von allem Alter und Geschlecht bevölkert. 334 Zuckerwerke; 15 Quadratfelder Indigo; 46840 Fuß Kakao 11700 Fuß Tabak; 2257725 Fuß Kaffe; 12748447 Fuß Baumwolle, machten die Masse ihrer feilen Produkte aus. An Lebensmitteln baute sie 19 Quadratfelder Reis oder Mays; und 1219 mit Pataten und Ignamen; 2028520 Bananenbäume; 32577950 Maniokgruben. Diese umständlichen Nachrichten machen den für Europa wesentlichsten Theil von der Geschichte der neuen Welt aus. Kato, der Censor hätte sie geschrieben. Karl, der Große, hätte sie mit Begierde gelesen. Wer kann sich schämen, sich dabey aufzuhalten? Wir wollen es wagen, ihren Lauf weiter zu verfolgen. Die Heerden von Guadaloupe bestanden in 4946 Pferden; 2924 Maulthieren; 125 Eseln; 13716 Stück Hornvieh; 11162 Schafen oder Ziegen; 2444 Schweinen. So war Guadaloupe beschaffen, als es im Aprilmonat 1759 durch Engländer erobert ward.

Frankreich kränkte sich über diesen Verlust; die Kolonie aber hatte Ursachen, sich über ihr Unglück zu trösten. Während einer 3 monatlichen Belagerung, hatte sie ihre Pflanzungen zu Grunde richten, die zu ihren Fabriquen dienenden Gebäude verbrennen, und einen Theil ihrer Sklaven entführen gesehen. Wäre der Feind nach allen diesen Verheerungen genöthigt worden, sich zurück zu ziehen, so blieb die Insel ohne Hülfe. Des Beistandes aus dem Mutterlande beraubt, welches nicht die Kraft hatte, ihr beizuspringen; und da sie von den, wegen der Neutralität nach ihren Rheden kommenden Holländern, wegen Man-

gels an zu liefernden Waaren nichts hoffen konnte; so würde sie bis zur Zeit der neuen Erndte von ihrem Anbau, nicht zu leben gehabt haben.

Die Engländer erobern Guadalupe u. bringen es sehr in Flor.

Die Erobrer befreiten sie von dieser Unruhe. Die Engländer sind freilich in ihren Kolonien keine Kaufleute. Die Landeigner, welche meistens in Europa wohnen, schicken ihren Vollmächtigen, was sie nöthig haben, und ziehen, durch die Rückkehr ihres Schiffes, die ganze Erndte von ihren liegenden Gründen. Ein in einem grosbrittannischen Hafen wohnhafter Commißionär, hat den Auftrag, den Wohnplatz zu versehen, und seinen Ertrag in Empfang zu nehmen. Diese Art zu verfahren, konnte in Guadaloupe nicht beobachtet werden. Der Sieger mußte in dieser Absicht den Gebrauch der Ueberwundnen annehmen. Die Engländer, die von den Vortheilen, welche Frankreich von seinem Handel mit seinen Kolonien zog, eingenommen waren, eilten gleichfalls, Schiffe nach der eroberten Insel abzuschicken, und häuften ihre Versendungen so sehr, daß die Mitwerbung den Verbrauch weit überstieg, wodurch alle europäische Waaren auf einen niedrigen Preis herunterfielen. Der Kolonist bekam sie fast für nichts; und erhielt, in Ansehung der Bezahlung, lange Fristen.

Zu diesem aus Noth gegebnen Kredit, gesellte sich bald ein Spekulationskredit, der die Kolonie in Stand setzte, ihren Verpflichtungen ein Genüge zu leisten. Es ward eine große Menge Negern dahin geschafft, um den Anbau daselbst zu beschleunigen und zu vermehren. Man hat in hundert von einander ausgeschriebnen Nachrichten gesagt, daß die Engländer, während der 4 Jahre und 3 Monate, in welchen sie von Guadaloupe Meister geblieben, ihr deren 30000 geliefert hätten. Die Zollregister, deren Ansehen man schwerlich bestreiten kann, weil gar keine Ursache

che der Unrichtigkeit vorhanden war, bezeugen, daß man diese Anzahl auf 18721 herunter setzen müsse. Dies war genug, um der siegenden Nation die gegründetste Hoffnung zu großem Profit von ihrer neuen Eroberung zu geben. Allein ihr Ehrgeiz ward betrogen; und die Kolonie mit allem, was davon abhieng, im Julius 1763 ihrem alten Besitzer zurück gegeben.

Man muß unter dem, was von Guadaloupe abhieng, verschiedne kleine Inseln verstehen, die in dem Distrikt ihrer Statthalterschaft begriffen, und mit ihr unter der Engländer Joch gefallen waren. Dergleichen ist **Desirada**, die das Meer davon abgerissen zu haben scheint, und durch einem ziemlich engen Kanal davon abgesondert. Es ist eine Art von Fels, worauf man nichts, als Baumwolle, bauen kann. Man weiß nicht genau, zu welcher Zeit sie zuerst bewohnt worden. Man weiß nur, daß dieser kleine Pflanzort ziemlich neu ist.

Die **Heiligen**, welche 3 Meilen von Guadaloupe liegen, sind zwey sehr kleine Inseln, die mit einem Inselchen ein Dreieck und einen ziemlich guten Hafen machen. 30 Franzosen, die man 1648 dahin geschickt hatte, wurden durch eine außerordentliche Dürre, die die einzige Quelle, woraus man Wasser schöpfte, austrocknete, bevor man Zeit gehabt, Cisternen zu machen, bald gezwungen, sie zu räumen. Man kehrte 1652 wieder dahin zurück, und legte einen dauerhaften Anbau an, der heute 50000 Pfund Kaffe, und 90000 Pfund Baumwolle herfürbringt.

Dies ist wenig, und doch noch mehr, als **St. Bartholomäus** liefert, die im Jahr 1648 durch 50 Franzosen besetzt ward. Diese wurden daselbst im Jahr 1656, durch ein zu St. Vincent und Do-

mingo errichtetes karaibisches Kriegsheer niedergemacht; und wurde erst ziemlich lange Zeit nachher wieder ersetzt. Im Jahr 1753 waren die Kolonisten nur 170 an der Zahl, und ihre sämmtlichen Glücksgüter bestanden nur in 54 Sklaven und 64000 Kakaobäumen. Seit dem letzten Kriege ist die Volksmenge der Minister auf 400, und der Schwarzen auf 500 gestiegen. Der Anbau hat in gleichen Verhältnissen zugenommen. Der Boden dieser nicht sehr großen Insel ist ungemein bergig, und äußerst undankbar; allein man findet daselbst die Bequemlichkeit eines guten Hafens. Die Dürftigkeit der Einwohner ist so bekannt, daß die engländischen, Korsaren, die in den letztern Kriegen dort oft vor Anker gekommen, die wenigen Erfrischungen, welche man ihnen hat liefern können, allzeit ehrlich bezahlt haben, ob man gleich nicht stark genug war, um sie dazu zu zwingen. Es giebt also noch Mitleid, selbst unter Feinden und in Korsarenseelen! Furcht und Eigennutz machen also nur den Menschen böse. Er ist niemals unentgeldlich grausam. Der gewaffnete Seeräuber, welcher ein reich beladenes Schiff plündert, ist nicht ohne Billigkeit noch Mitleid gegen Insulaner, die die Natur ohne Hülfe und ohne Vertheidigung gelassen.

Marie Galante, ward seinen eingebornen Einwohnern im Jahr 1648 entrissen. Die Franzosen, die sich dort mit Gewalt vestgesetzt, wurden lange Zeit durch die Wilden der benachbarten Insel beunruhigt; endlich sind sie jedoch ruhige Besitzer eines Landes, welches sie zwar entvölkert, aber nochmals angebaut haben. Diese Insel, die nicht so groß als fruchtbar ist, baut 21 Zuckerwerke, 7000 Fuß Kakaofeld, 562700 Kaffe- und 4621700 Fuß Baumwollfeld. Ermüden diese häufigen Berechnungen

einen

einen müßigen Leser, der seine Einkünfte nicht ausrechnen mag, aus Furcht, bey seinem Aufwande Schranken zu finden; so hofft man, sie werden politischen Berechnern weniger langweilig scheinen, die in der Bevölkrung und den Produkten der Ländereien das richtige Maaß der Macht eines Staats finden, und die natürlichen Hülfsmittel der verschiednen Nationen um desto besser zu berechnen wissen werden. Man kann nur nach einem wohlgeordneten Register von dieser Art, mit einiger Genauigkeit von dem gegenwärtigen Zustande der See- und handelnden Mächte urtheilen, die in Amerika Pflanzörter haben. Hier besteht das Verdienst des Werks in der Genauigkeit; und man muß dem Verfasser vielleicht die ihm fehlenden Annehmlichkeiten in Rücksicht auf die Nützlichkeit, wodurch dieselben ersetzt werden, zu gute halten. Es giebt genug beredte Gemälde, sinnreiche Schilderungen, die den großen Haufen, in Ansehung ferner Länder vergnügen und hintergehen. Es ist Zeit die Wahrheit, das Resultat ihrer Geschichte zu bestimmen, und nicht sowohl auszumachen, was sie gewesen, als was sie sind. Denn die Geschichte des Vergangnen geht das Jahrhundert, worin wir leben, nichts mehr an, als die Geschichte der Zukunft. Noch einmal, man wundre sich nicht mehr, ein Verzeichniß von Negern und Vieh, von Ländereien und Produkten, mit einem Wort, umständliche Beschreibungen so oft wiederholen zu sehen, die, ungeachtet sie für den Geist so viel Trocknes haben, gleichwohl die phisischen Grundlagen der Gesellschaft sind. Warum soll es uns verdrießlich seyn, sie in einen Buche anzutreffen, welches uns unsre Reichthümer vor Augen legt? Wie wollen die Guadaloupischen wieder vornehmen und berechnen.

Vermöge des Verzeichnisses von 1767, hat diese Insel, die kleinen Pflanzörter, wovon eben geredet

worden, mit einbegriffen, 11863 Weiße von allem Alter und Geschlecht; 752 freie Schwarze oder Mulatten; 72761 Sklaven: welches zusammen, eine Volksmenge von 85376 Personen ausmacht.

Ihre Heerden bestehen aus 5060 Pferden; 4854 Maulthieren; 111 Eseln; 17378 Stück Hornvieh; 14895 Schafen oder Ziegen; und 2669 Schweinen.

An Lebensmitteln hat sie 30476218 Maniokgruben; 2819262 Bananenbäume; 2118 Quadratfelder mit Ignamen und Pataten bepflanzt.

Unter ihrem Anbau zählt man 72 Fuß Rokou; 327 Fuß mit Kaffestämmen; 134292 Fuß Kakao; 5881176 Fuß Kaffe; 12156769 Fuß Baumwolle; 21474 Quadratfelder mit Zuckerrohr.

Ihre Wälder nehmen 22097 Quadratstücke Land ein, 20247 sind Wiesen; und 6405 ungebaut oder verlassen.

Nur 1582 Wohnplätze bauen **Baumwolle, Kaffe, Kakao, Lebensmittel**; Zucker wird nur in 401 gebacken. Diese Zuckerwerke haben 140 Wasser-, 263 Ochsen-, und 11 Windmühlen.

Guadaloupens Produkte müssen, nebst denen, die von den ihr unterworfenen kleinen Inseln dahin kommen, ein sehr Ansehnliches ausmachen. Gleichwohl sind im Jahr 1768 nur 140418 Centner weißen **Zuckers**; 23603 Centner rohen Zuckers; 34205 Centner **Kaffe**; 11955 Centner **Baumwolle**; 456 Centner **Kakao**; 1884 Centner **Ingwer**; 2529 Centner **Kampescheholz**; 24 Kisten **Konfitüren**; 165 Kisten mit **Likören**; 34 Fässer **Taffia**; 1202 **robe Häute**, nach dem Mutterlande gebracht worden. Alle diese Waaren sind in der Kolonie nur zu 7103838 Livres verkauft worden; und die

die Waaren, welche sie aus Frankreich bekommen, haben ihr nur 4523884 Livres gekostet. Hieraus ist leicht zu erachten, wie viel Produkte heimlich müssen heraus gegangen seyn, weil es erwiesen ist, daß Guadaloupens Erndten reichlicher sind, als Martinike ihre.

Die Ursachen dieser Ueberlegenheit sind leicht zu begreifen. Guadaloupe beschäfftigt eine größere Anzahl ihrer Sklaven mit dem Feldbau, als Martinike, die Ackerbau und Handlung zugleich treibt, also, nothwendig viele Negern in ihren Flecken und zu ihrer Schifffarth gebraucht. Guadaloupe hat weniger Kinder, weil man nach ihren neuerlich angelegten Werkhäusern, nur erwachsene oder fast erwachsene Menschen gebracht hat, und die afrikanischen Weiber, erst zwey Jahr nach ihrer Ankunft in Amerika, gebären, indem entweder die Verändrung von Klima und Nahrung ihre Leibesbeschaffenheit geändert; oder diese verzögerte Fruchtbarkeit einem Rest von Schamhaftigkeit zuzuschreiben seyn mag, wozu sie mehr aufgelegt sind, als man denkt. Endlich ist auch eine große Menge dieser Schwarzen auf neu aufgebrochenes Land gesetzt worden; und ein Boden, den man erst aufbricht, giebt allzeit reichlichere Erndten, als durch lange Bearbeitung erschöpfte Felder.

Allein, wenn man einigen Beobachtern glaubt, so muß die Kolonie der Abnahme ihres Anbaues entgegen sehen. Der unter dem Namen Guadaloupe bekannte Theil, war seit langer Zeit, sagen sie, auf seiner höchsten Stufe der Ergiebigkeit; und das große Land, welches heute fast ganz neu urbar gemacht worden, liefert ungefähr $\frac{3}{5}$ von dem Ertrag des ganzen Pflanzorts. Nun kann sich aber dieses Stück der Insel unmöglich in dem blühenden Zustande behaupten, wozu ein glücklicher Zufall es gebracht hat.

Seine Ländereien sind von Natur trocken, schon durch einen gezwungnen Anbau verkümmert, und der in diesen Klimaten so gemeinen Dürre desto mehr ausgesetzt, weil dort kaum ein Baum übrig ist. Ihre Bearbeitung ist sonst noch schwer und kostbar. Nur dadurch, daß man jeden Tag ihre Arbeit, ihren Aufwand vermehrte, und das reine Produkt von ihren Erndten immerfort wieder in ihren Boden streute, würde sie es dahin bringen, gleiche Menge von Fortzeugung zu erhalten.

Gleichwohl denken viele Leute, Guadaloupe könne ihre Einkünfte um $\frac{1}{5}$ vermehren, und der Zeitpunkt dieses Zuwachses müsse nicht mehr weit entfernt seyn. Die Kolonie hat keine beträchtliche Schulden. Bey weniger Bedürfnissen als die Inseln haben, wo der Reichthum seit langer Zeit die Begierden und den Geschmack vermehrt hat, kann sie mehr auf den Fortgang ihres Anbaues wenden. Ihre Lage mitten unter den engländischen und holländischen Pflanzörtern, macht es ihr leicht, ihnen die Hälfte von ihrem Zucker und ihrer Baumwolle heimlich zu einem höhern Preis zu liefern, als sie sie an die Schiffer des Mutterlandes verkaufen könnte, und dafür Sklaven und einige andre Waaren, die sie wohlfeiler bekömmt, einzutauschen. Die Vereinigung dieser Umstände läßt vermuthen, daß Guadaloupe ohne den Beistand, und trotz der Behindrungen der Regierung, bald von selbst zum Gipfel ihres Flors gelangen werde.

Veränderung in der Administration von Guadaloupe, seit dem sie wieder unter Frankreichs Bothmäßigkeit gekommen.

Der blühende Zustand, wozu Guadaloupe durch die Engländer erhoben war, setzte jedermann in Erstaunen, als sie sie zurück gaben. Man faßte für sie die achtungsvolle Gesinnung, die der Reichthum heute einflößt. Das Mutterland sah sie mit einer Art Ehrfurcht an. Bis dahin war diese Insel, wie alle Windinseln, Martinike untergeordnet gewesen. Man

befreite

befreite sie von dieser Abhängigkeit, in dem man für sie einen Statthalter und Intendanten ernannte. Diese neuen Verweser wollten sich bey ihrer Ankunft durch eine Verändrung hervorthun, und machten den Plan, die Waaren dieser Insel gerade nach Europa zu schicken, anstatt sie den Weg wieder nehmen zu lassen, welchen sie allzeit gegangen waren. Dies Sistem gefiel Einwohnern, die an Martinike zwey Millionen schuldig waren, mit deren Bezahlung sie nicht sehr eilten: und man fand das Geheimniß, das Ministerium des Mutterlandes zur Annahme desselben zu bewegen. Von nun an ward den beiden Kolonien alle Gemeinschaft streng untersagt, und sie wurden einander so fremd, als hätten sie mitwerbenden oder gar feindlichen Mächten zugehört.

Bis dahin waren Guadaloupens unmittelbare Verbindungen mit Frankreich auf einen Handel von 6 oder 7 Schiffen jährlich hinaus gelaufen. Diese Anzahl nahm zu, aber nicht so stark, daß sie der Kolonie ihre sämmtlichen Produkte abnahmen. Man beschleunigte einen Entwurf, der mit vieler Langsamkeit und Vorsicht hätte ausgeführt werden sollen, wie die meisten polischen Neuerungen, die vorbereitet und mit Mäßigung geführt seyn wollen. Die guadaloupischen Rheden sind schlecht. Die Fahrt längst ihren Küsten ist schwer. Die Waaren sind daselbst beym Ein- und Ausschiffen vielen Hafereien unterworfen. Diese und andre Ursachen hatten die Kaufleute des Mutterlandes verhindert, eine unmittelbare Handlung mit der Kolonie zu eröffnen, ungeachtet sie bey den Unwegen Unbequemlichkeit und Kosten fanden. Es mischte sich Vorurtheil in ihren Wiederwillen; allein man konnte sie nicht anders, als durch behutsame Maaßregeln, davon heilen. Man mußte die europäischen Schiffe durch einige Privilegien,

durch einige Begünstigungen nach der Kolonie ziehen, die den Unbequemlichkeiten, wodurch sie davon abgehalten wurden, das Gleichgewicht hielten. Mit solcher Vorsicht würde die Revolution stufenweis und so zu reden von selbst erfolgt seyn. Mit einem Wort, man mußte machen, daß die französischen Fahrzeuge kämen, um die Martinikischen zu entfernen, und nicht die Fahrzeuge von Martinike entfernen, um nachher die Französischen kommen zu lassen, die auch ausbleiben konnten.

So war das Handelsinteresse, einseitig und abgesondert, betrachtet. Vielleicht stand es weit wichtigern Staatsinteresse entgegen. Man wird davon urtheilen können.

Frankreich hat bisher nicht die Stärke gehabt, seine Kolonien wirksam zu beschützen, noch der ihm furchtbarsten Macht ihre zu beunruhigen. Es kann sich diesen zweifachen Vortheil nur durch eine eben so starke Seemacht verschaffen, als ein Volk besitzt, welches sich selbst für seinen natürlichen Feind erklärt. Bis auf diesen Zeitpunkt, wovon es durch seine natürliche Lage immer mehr entfernt zu werden scheint, ist es ihm wenigstens zuträglich, daß seine Pflanzörter in der neuen Welt im Stande seyn, sich während des Krieges, so zu reden, selbst genug zu seyn. Sie konnten es, als Martinike von allen Besitzungen auf den Windinseln der Mittelpunkt war. Aus dieser Insel voll Handels- und Seeleuten, und die in Ansehung der auf diesen Höhen regierenden Winde, unter den französischen Inseln die glücklichste Lage hat, kam Beistand an Menschen, Waffen, Lebensmitteln, die in 24 Stunden in den andern Kolonien, mit moralischer Gewißheit anlangten, daß sie, der Stärke und Menge der zur Behindrung dieser Gemeinschaft bestimmten

stimmten Geschwader ungeachtet, nicht würden aufgebracht werden.

Dies war nicht alles. Zahlreiche Schwärme aus ihrem Häfen gekommner Korsaren, brachten Grosbrittaniens Handlung so weit, daß sie nur unter Bedeckung gehen konnte; und da die Bedeckungen nicht regelmäßig genug auf einander folgen konnten, um ein Klima, wo die Eßwaaren sich nicht lange halten, ununterbrochen mit Vorrath zu versorgen, so geriethen die engländischen Inseln oft in eine große Hungersnoth. Die nordamerikanischen Provinzen suchten freilich diese Lücke auszufüllen; allein da der geringe Werth ihrer Ladungen die Vorsicht eines Geleits nicht tragen konnte, so konnte sich der französische Kaper durch den kleinen Krieg auf $\frac{2}{3}$ von ihrer Schifffarth nach den südlichen Kolonien sichere Rechnung machen. Daher haben auch Engländer mit ihrer Wachsamkeit und Geschicklichkeit nicht verhindert, daß die martinikischen Korsaren, während des letzten Krieges, nicht 1400 Fahrzeuge weggenommen hätten.

Alle diese Vortheile der Insel Martinike, woran Guadaloupe einen Mitantheil hatte, welche vieles zur Versorgung beyder Inseln, und zum Untergang der Feindlichen beitrugen, werden durch die Scheidewand, die das Mutterland zwischen den Kolonien gezogen, gänzlich zu Grunde gehen. Man wird daselbst weder bleibende Kaufleute, noch Matrosen, noch Fahrzeuge mehr sehen; und wenn die Feindseligkeiten wieder anfangen, so wird es nicht möglich seyn, dort die geringste Ausrüstung zu machen. Der Hof zu Versailles mag urtheilen, ob die unmittelbare Schifffarth der Häfen des Königreichs nach Guadaloupe, ihn für das Opfer schadlos halten könne.

Kann

Frankreichs Maaßregeln zur Vertheidigung v. Guadaloupe.

Kann aber Frankreich sich eines langen und ruhigen Genusses dieser Besitzung versichern? Wollte der Feind, welcher die Kolonie angreifen würde, nur Grandeterre verheeren, Sklaven und Vieh dort wegführen, so würde es unmöglich seyn, ihn daran zu verhindern, oder auch dafür zu strafen, falls man ihm nicht ein Kriegsheer entgegen stellte. Das Fort **Louis**, welches diesen Theil des Pflanzorts vertheidigt, ist nur ein elendes Sternfort, und unfähig einen etwas hartnäckigen Widerstand zu thun. Alles was man sich versprechen könnte, würde seyn, zu verhindern, daß die Verwüstung nicht weiter gienge. Das Land hat von Natur verschiedne Lagen, deren eine noch glücklicher ist, als die andre, um einen Angreifer sicher aufzuhalten, er sey auch so tapfer und so mächtig, als er immer wolle. Er würde also gezwungen werden sich wieder einzuschiffen, um das eigentliche so genannte Guadaloupe anzugreifen.

Seine Landung könnte nicht anders, als in der Bay von **Trois-rivieres**, und des **Baillif** geschehen; oder diese beyden Stellen würden vielmehr für den Erfolg seiner Unternehmung vortheilhafter seyn, weil sie ihn mehr, als alle andern, dem Fort **St. Charles** von **Basse-terre** nähern, und ihm weniger Hindernisse zu übersteigen in den Weg legen würden.

Er ziehe von diesen beyden Anfuhrten vor, welche er will, so wird er, wenn er aufs Land kommt, nur ein mit Waldung bedecktes, von Strömen, hohlen Wegen, engen Pässen und jähen Abstürzen durchschnittenes Erdreich finden, welches man unter dem Feuer der französischen Partheien wird durchziehen müssen. Wird er durch die Ueberlegenheit seiner Macht diese Schwierigkeiten überwunden haben, so wird er durch die Höhe des großen Lagers aufgehalten werden; dies ist eine platte Höhe, die die Natur mit

dem

dem **Gallionstrom** und erschrecklichen Wassergüssen umringt hat; die Kunst hat sie noch mit Brustwehren, Barbetten, Flanken, und Schießlöchern versehen, um dem darin gepflanzten groben Geschütz die bestmögliche Richtung zu geben. Diese obgleich furchtbare Verschanzung muß dennoch überwältigt werden. Man vermuthet nicht, daß sich ein verständiger General jemals entschließen könne, dergleichen Posten hinter sich zu lassen: seine Zufuhren würden zu sehr ausgesetzt sein, und er könnte sich alle zu seinen Operationen der Belagerung des Fort St. Charles nöthige Sachen nur mit Schwierigkeit verschaffen.

Wären diejenigen, die zuerst den Auftrag hatten, Guadaloupe in Sicherheit zu setzen, Kriegsleute, oder nur bloß Ingenieure gewesen, so würden sie nicht ermangelt haben, die zwischen dem **Cense** und **Gallionstrom** befindliche Lage zu ihrem Bevestigungspunkt zu nehmen. Ihr Platz würde nach der Seeseite eine Fronte mit einem Becken gehabt haben, worinn 40 Schiffe liegen können, und von hieraus hätte man feindliche Schiffe auf der hohen See beunruhigt, und wäre selbst vor allem Anfall sicher gewesen. Seine Fronten auf der Seite des Cense und Gallion wären unzugänglich gewesen, indem sie auf dem Gipfel zweier sehr jähen Abstürze liegen. Die vierte Fronte hätte allein können angegriffen werden, und diese hätte leicht so sehr verstärkt werden können, als man gewollt hätte.

Indem man sich zur gegenwärtigen Lage des Forts St. Charles entschloß, hätten die angelegten Werke sich zum wenigsten zur Seite bestreichen, und sich längst der See und den Höhen wechselsweis nach einander hinziehen müssen. Allein, man entfernte sich so weit von den guten Grundsätzen, daß das Feuer der Vestungswerke ganz und gar schlecht regiert,

giert, das Innere der Werke von allen Seiten bloß gesehen wurde, daß man die Futtermauern am Fuß beschießen konnte.

So war das Fort St. Charles beschaffen, als man sich 1764 damit beschäfftigen wollte, es in Vertheidigungsstand zu setzen. Vielleicht wäre es zuträglich gewesen, dasselbe zu schleifen, und die neuen Vestungswerke an der angezeigten Stelle anzulegen. Man ließ es dabey bewenden, das von ungeschickten Händen aufgeführte schlechte Fort mit Außenwerken zu umgeben; und zwey Basteien von der Seeseite; einen guten bedeckten Weg, der mit theils abgeschnittenen und theils sanft abhängigen Abdachungen der Brustwehr ringsum läuft. Zwey große einwärtsgehende Waffenplätze, deren jeder ein gutes Bollwerk, und hinter sich gute Zangenwerke nebst bedeckten Gängen und verborgnen Thüren zur Gemeinschaft mit der Hauptvestung hat; zwey Reduten, die eine auf der Verlängerung der Hauptlinie, des einen von beyden Waffenplätzen, und die andre am Ende einer längst des Gallionstroms aufgeworfenen fürtrefflichen Verschanzung deren Wallgang, durch die von einer andern, oben auf dem Absturz des gegenseitigen Ufers eben dieses Flusses angelegten Verschanzung gelöseten Kanonen vertheidigt wird; breite und tiefe Graben; eine Bombenfreie Cisterne und Pulvermagazien; und endlich so viel Gewölber unter der Erde, daß man den dritten Theil der Besatzung darin einquartieren kann, hinzuzufügen. Alle diese wohlausgedachten, zu dem Fort hinzugefügten Außenwerke, werden einen thätigen und erfahrnen Kommendanten in Stand setzen, mit 2000 Mann eine zweymonatliche und vielleicht längere Belagerung auszuhalten. Wie es auch um den Widerstand aussehen mag, welchen Guadaloupe den Angriffen ihrer Feinde entgegen setzen wird, so ist

es-

es Zeit, daß wir uns mit **St. Domingo** beschäfftigen.

Die Franzosen lassen sich auf St. Domingo nieder.

Diese Insel ist 160 Meilen lang. Ihre mittlere Breite ist ungefähr 30, und ihr Umfang 350, oder 600, wenn man um die Buchten herum geht. Sie ist in ihrer ganzen von Osten nach Westen gehenden Länge, durch eine Kette mit Waldung bedeckter Berge durchschnitten, die sich als ein Amphitheater erheben, und eine der schönsten Aussichten von der Welt machen. Verschiedne dieser Berge waren vormals, und sind vielleicht noch voll Erzt. Glücklichere sind urbar gemacht. Fast alle bilden Thäler von einer reizenden Temperatur. Die Ebnen aber, denen die Natur die Fruchtbarkeit zum Antheil gegeben, dämpfen eine brennende Luft aus, welche vornehmlich an den Orten fast unerträglich wird, wo auf der, durch den Rücken der Berge schmäler gewordnen Küste, die Sonne von den Wellen und Felsen, doppelt zurückprallt.

Spanien hatte diese große Besitzung ohne Nutzen, so wie ohne fremde Theilnehmung, eine, als Engländer und Franzosen, die von St. Christoph vertrieben waren, im Jahr 1630 dahin flüchteten. Obgleich die Nordküste, wo sie sich zuerst gesetzt, gleichsam verlassen war, so begriffen sie doch, daß sie da ihr gemeinschaftlicher Feind sie daselbst beunruhigen konnte, sich einen sicheren Ort zu ihrem Aufenthalt ausmachen müßten. Man warf die Augen auf die **Schildkröte**, eine kleine zwey Meilen von der grossen liegende Insel; und 25 Spanier, die sie bewachten, zogen sich bey der ersten Aufforderung zurück.

Die Abentheurer beider Nationen, die unumschränkte Herren einer 8 Meilen langen und 2 breiten Insel waren, fanden auf derselben eine reine Luft, aber keinen Strom und wenig Quellen. Fürtreffliches

treffliches Holz bedeckte die Berge, fruchtbare Ebnen warteten auf Anbauer. Die Nordküste schien unzugänglich; die südliche zeigte eine fürtreffliche, durch einen Felsen bestrichene, Rhede, welcher nur eine Batterie mit Kononen verlangte, um den Eintritt in die Insel zu verwehren.

Diese glückliche Lage zog bald eine Menge von den Leuten nach der Schildkröteninsel, die Glück oder Freiheit suchen. Die gemäßigtsten legten sich daselbst auf den Tabaksbau, welcher bald in Ruf kam. Die thätigsten giengen nach St. Domingo auf die wilde Ochsenjagd, deren Häute sie an die Holländer verkauften. Die unerschrockensten rüsteten Schiffe zum kreuzen aus, und verrichteten Thaten von glänzender Verwegenheit, deren Andenken lange Zeit dauren wird.

Dieser Pflanzort beunruhigte den Hof zu Madrid. Er beurtheilte nach dem Verlust, welchen er schon erlitt, die Unglücksfälle, die ihn bedrohten, und ertheilte Befehl, die neue Kolonie zu zerstören, der General des Galions wählte zur Ausführung seines Auftrags, den Augenbick, da die meisten der tapfern Einwohner der Schildkröteninsel, in See oder auf der Jagd waren. Er ließ alle, die er in ihren Wohnungen einsam fand, mit der, seiner Nation damals so gemeinen Barbarey aufhängen, oder über die Klinge springen; und gieng davon ohne eine Besatzung zu hinterlassen, weil er überzeugt war, daß die Rache, so er eben ausgeübt, diese Vorsicht unnütz machte. Allein er erfuhr, daß die Grausamkeit nicht der Herschaft bester Gewährsmann ist.

Die Abentheurer, die den Vorgang auf der Schildkröteninsel vernommen, und zu gleicher Zeit Nachricht erhalten, daß man zu St. Domingo ein Corps

von

von 500 Mann errichtet habe, um sie damit zu beunruhigen, fühlten, daß sie ihrem Untergange nicht anders entgehen könnten, als wenn sie aufhörten, in der Herrlosigkeit zu leben. Alsbald opferten sie die Unabhängigkeit eines jeden insbesondre der Gesellschaftssicherheit auf, und stellten **Willis**, einen Engländer, an ihre Spitze, der sich bey hundert Gelegenheiten durch seine Klugheit und durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Unter Anführung dieses Haupts nahm man gegen das Ende von 1638 wieder von einer Insel Besitz, die man 8 Jahre inne gehabt; und um dieselbe nicht mehr zu verlieren, befestigte man sich darauf.

Die Franzosen fühlten bald die Partheilichkeit des Nationalgeists. Nachdem Willis eine hinlänglich große Anzahl seiner Landsleute herbey gezogen, daß er im Stande war, Gesetze vorzuschreiben, behandelte er die andern als Unterthanen. Dies ist der natürliche Fortschritt der Herschaft. So sind die meisten Monarchien entstanden. Gefährten der Verweisung, des Kriegs oder der Seeräuberey geben sich einen Anführer; und dieser säumt nicht, sich zum Herrn aufzuwerfen. Anfangs theilt er die Gewalt oder die Beute mit den Stärksten, bis das Haupt über die durch die kleine Anzahl erdrückte Menge kühn genug wird, sich aller Gewalt zu bemeistern; und dann ist die Monarchie nichts als Despotismus mehr. Allein es werden Jahrhunderte und große Staaten erfordert, um dieser Reihe von Revolutionen freien Lauf zu geben. Eine Insel von 16 Quadratmeilen ist nicht gemacht, um nichts als Sklaven zu enthalten. Der Comthur von **Poinci**, Generalgouverneur der Windinseln, ließ auf erhaltne Nachricht von Willis Tiranney alsbald von St. Christoph 40 Franzosen abgehen, die auf der Küste von St. Domingo 50 an-

dre zu sich nahmen. Sie landeten auf dem Schildkröteneiland, schlugen sich zu den Einwohnern ihrer Nation, und forderten insgesammt die Engländer auf, sich aus dem Staube zu machen. Diese wurden durch einen so unerwarteten tapfern Schritt aus der Fassung gebracht: und da sie nicht zweifelten, so viel Keckheit werde durch eine zahlreichere Macht, als sie war, unterstützt seyn, räumten sie die Insel auf immer.

Der Spanier zeigte mehr Hartnäckigkeit: die Korsaren, die alle Tage von der Schildkröteninsel kamen, verursachten ihm so beträchtlichen Verlust, daß er glaubte, seine Ruhe, sein Ruhm und sein Interesse erforderten gleichmäßig, daß er sie wieder unter seine Bothmäßigkeit brächte. Dreimal gelang es ihm, sich wieder in ihren Besitz zu setzen, und dreimal ward er daraus vertrieben. Endlich blieb sie 1659 den Franzosen, die sie so lang behielten, bis sie sich zu St. Domingo vest gnug gesetzt hatten, um eines so kleinen Pflanzorts überdrüßig zu werden.

Indessen war ihr Fortgang langsam, und zog erst 1665 die Blicke des Mutterlandes auf sich. Man sah freilich wohl Jäger und Seeräuber gnug von einer Insel nach der andern irren; allein die Anzahl der Anbauer, die eigentlich die einzigen Kolonisten waren, belief sich nicht über 400. Man fühlte die Nothwendigkeit, sie zu vermehren. Und die Sorge dieser schweren Arbeit ward einem Edelmann von Anjou, Namens **Bertrand Dogeron**, anvertraut.

Frankreichs Maaßregeln, diese Kolonie zu nutzen.

Dieser Mann, den die Natur dazu gebildet hatte, ohne den Beistand oder ungeachtet der Behindrungen des Glücks, durch sich selbst groß zu seyn, hatte 15 Jahr in dem Marineregiment gedient, als er 1656 nach

nach der neuen Welt gieng. Mit den besten Kombinationen scheiterte er in seinen ersten Unternehmungen; allein die Standhaftigkeit, die er in seinem Unglück bewies, gab seiner Tugend mehr Glanz; und die Hülfsmittel, die er sich zu verschaffen die Geschicklichkeit hatte, vergrößerten die vom seinem Genie gefaßte Meinung. Die Achtung und Zuneigung, welche er den Franzosen auf St. Domingo und dem Schildkröteneiland eingeflößt hatte, bewogen die Regierung, daß sie ihm die Verwaltung oder vielmehr die Stiftung der Kolonie auftrug.

Die Ausführung dieses Entwurfs war voll Schwierigkeiten. Es kam darauf an, wilde, grausame Gemüther, die bis dahin in der unumschränktsten Unabhängigkeit gelebt, der Ordnung zu unterwerfen; Strassenräuber, die nur an Raub und Müßigang Gefallen hatten, zur Arbeit zu gewöhnen; und Leute, die im Besitz einer freien Handlung mit allen Nationen waren, dem Privilegium einer, im J. 1664 für alle französische Pflanzörter gestifteten, ausschließenden Gesellschaft zu unterwerfen. Nachdem man alle diese Aufopferungen erhalten, sollte man durch die Sanftmuth eines geliebten Ansehns neue Einwohner in ein Land ziehen, dessen Klima eben so beschrieen, als seine Fruchtbarkeit wenig bekannt war.

Dogeron hoffte, wider aller Welt Meinung, es würde ihm gelingen. Die Gewohnheit, mit den Leuten umzugehen, die er regieren sollte, hatte ihn die geschicktesten Mittel gelehrt, sie zu gewinnen: und seine Kenntnisse gaben seiner rechtschaffenen Seele keine andre als edle und gerechte an. Die Flibüster waren entschlossen, vortheilhaftere Höhen zu suchen: er hielt sie dadurch zurück, daß er ihnen den ihm vermöge seines Platzes zukommenden Antheil an ihrer Beute abtrat; daß er ihnen von Portugal Auf-

träge verschaffte, auf die Spanier Jagd zu machen, selbst nachdem sie mit Frankreich Frieden geschlossen hatten. Dies war das einzige Mittel, Leute dem Vaterlande geneigt zu machen, die viel eher desselben Feinde geworden wären, als dem Plündern entsagt hätten. Die Fleischdörrer, oder die Jäger, die nur Hülfsmittel wünschten, um Wohnplätze anzulegen, fanden in seiner Tasche Vorschüsse ohne Interessen, oder erhielten welche durch seinen Kredit. Die Anbauer, die er vorzüglich vor allen andern Kolonisten liebte, unterstützte er durch alle, von seiner betriebsamen Thätigkeit abhangende Aufmuntrungen.

Diese glücklichen Veränderungen bedurften nichts weiter, als Vestigkeit. Der kluge Statthalter dachte, das Frauenzimmer allein könne durch die süßen Vergnügungen, die die Bevölkrung mit sich bringen, die Glückseligkeit der Männer und den Flor der Kolonien auf immer befestigen. Es befand sich in diesem neuen Pflanzort keine einzige. Er verlangte welche: das Mutterland ließ ihm ihrer 50 zukommen, die man eifrig um den höchsten Preis suchte. Bald nachher erhielt er ihrer eine gleiche Anzahl, die man für ein noch höher Gebot erstanden. Dies war der einzige Weg, der ungestümsten Leidenschaft ein Gnügen zu thun, ohne Händel zu verursachen, und das Menschenblut fortzupflanzen, ohne es zu vergießen. Alle Einwohner erwarteten aus ihrem Vaterlande Gefährtinnen ankommen zu sehen, die ihr Schicksal mildern und mit ihnen theilen würden. Sie wurden in ihrer Hoffnung betrogen. Man schickte ihnen nichts mehr, als liederliche Mädgen, die sich auf 3 Jahr zum Dienst der Männer verdungen. Diese Art *), durch Ansteckung der Kolonie das Mutterland

*) Es übertrifft allen Glauben, wenn es nicht eine vielfache Erfahrung bezeugte, daß ein Staat, der es anschauend

terland zu reinigen, zog so große Unordnungen nach sich, daß man ein verderbliches Mittel abstellte, aber

schauend weiß, wie viel ihm seine Kolonien werth sind, und wie sehr seine eigne Kraft und Stärke mit ihnen steiget und fällt, ihre noch schwache und wankende Constitution durch den niedrigsten Auswurf seiner Nation zu nähren und zu befestigen meynt. Doch geschieht es noch immer. An einem Ort will man durch abgenutzte und vergiftete Geschöpfe Kolonien bevölkern, durch liederliche und verjährte Müßiggänger arbeitsame und taugliche Bürger erzielen, und aus dem Abschaum der Nation blühende Pflanzungen stiften; und an einem andern Ort will man durch Nachsicht aller Arten von Geilheit und Unzucht mit vermeynter politischer Weisheit die Volksmenge vermehren, und den Staat gleichsam empor heben. Und ein geringes Nachdenken und Ueberschauen der Weltgeschichte kann es doch lehren, daß nachgesehene Geilheit und Unzucht die Zeugungskraft erschöpfe, und die ganze Nachkommenschaft in fortschreitendem Grade untüchtig mache; daß aus hundert Arten zügelloser Vermischung kaum ein Kind erzeuget werde; daß die daraus entsprungene Elenden als unreife Früchte bald wieder abfallen, aus Mangel der Pflege und Wartung abzehren und vergehen, oder aus Mangel der Erziehung eben so untaugliche und lästige Bürger werden, als die Brut, woraus sie entsprungen sind. Und wo ist der Staat, der reich genug wäre, diese ihm auf solche Art gewonnene Kinder auch nur erziehen, der klug und geschäfftig genug wäre, Vater- und Mutterstelle an den Verlassenen zu vertreten? Nie können Miethlinge den Vater- und Muttertrieb ersetzen, mit Mutterinbrunst und mit Vatereifer die jungen Herzen und Fähigkeiten der Kinder, zur Brauchbarkeit für den Staat, und zu ihrer eigenen damit verbundenen Freude, zärtlich und geduldig entknospen; und wo erst Vater- und Mutterliebe fehlt, allgemeiner zu fehlen anfängt,

nicht den Bedürfnissen zu Hülfe kam, denen es abhelfen sollte. Durch diese Nachläßigkeit verlor St. Domingo eine große Menge braver Leute, die aus Unruhe ihre Ufer verließen, und einen Zuwachs an Volksmenge, welchen ihr die treubleibenden Kolonisten hätten verschaffen können. Die Kolonie hat einen solchen Hauptfehler lange Zeit gefühlt, und fühlt ihn vielleicht noch.

Dies Versehen hinderte nicht, daß Dogeron nicht die Zahl der Anbauer, die er 400 stark gefunden, in dem kurzen Zeitraum von 4 Jahren auf 1500 brachte. Sein glücklicher Erfolg nahm täglich zu, als er ihn 1670 durch einen Aufstand gehemmt sah, dessen Feuer die ganze Kolonie in Flammen setzte. Niemand maß ihm das Unglück einer Begebenheit bey, woran er in der That nicht den geringsten Theil hatte.

Als dieser tugendhafte Mann durch den französischen Hof zum Statthalter vom Schildkröteneilande und St. Domingo ernannt ward, gelang es ihm, nicht anders seine Gewalt anerkennen zu machen, als dadurch, daß er hoffen ließ, die Häfen, die nun unter seine Bothmäßigkeit kamen, sollten dem Ausländer nicht verschlossen werden. Gleichwohl führte er mit dem Ansehen, welches er über die Gemüther gewann, nach und nach in der Kolonie das ausschließende Privilegium der Gesellschaft ein, die es endlich dahin brachte, daß sie ihren Handel ohne Mitwerbung trieb. Allein ihr Flor machte sie so ungerecht, daß sie ihre Waaren um $\frac{2}{3}$ theurer verkaufte, als man sie bis dahin den Holländern bezahlt hatte. Ein so verderblicher Alleinhandel brachte die Einwohner zum Aufstand.

da giebt es auch keine Erziehung, keinen Eifer, keinen Patriotismus, keine bürgerliche und vaterländische Treue mehr.

stand. Sie ergriffen die Waffen, und legten sie nach einer jährigen Unruhe nur mit dem Beding nieder, daß alle französische Schiffe, gegen Erlegung von 5 Procent Ein- und Ausfuhr an die Kompagnie, die Freiheit haben sollten, mit ihnen zu handeln. Dogeron, der Urheber des Vergleichs, ergriff diesen Umstand, um sich zwey Fahrzeuge anzuschaffen, die zum Schein bestimmt wurden, seine Erndten nach Europa zu bringen, in der That aber mehr seinen Kolonisten als ihm zugehörten. Ein jeder belud sie mit seinen Waaren für eine mäßige Fracht. Wenn sie zurück kamen, ließ der edelmüthige Statthalter die Ladung öffentlich auskramen. Alle nahmen davon, was sie nöthig hatten, und zwar nicht allein um den ersten Einkaufspreis, sondern auf Kredit, ohne Interessen, und sogar ohne Handschrift. Dogeron hatte sich vorgestellt, er würde ihnen Redlichkeit einflößen und ihre Gemüther heben, wenn er sich, statt aller Sicherheit, mit ihrem wörtlichen Versprechen begnügte. Der Tod nahm ihn 1675 mitten unter seinen väterlichen Bemühungen weg. Die ganze Erbschaft, die er hinterließ, bestand in patriotischen Beispielen zur Nachfolge, in menschlichen und geselligen Tugenden zur Ausbildung.

Pouancey, sein Neffe, folgte ihm nicht sowohl in der Ehre, als in den Pflichten seines Platzes; allein mit Dogerons Eigenschaften war er nicht so groß, weil er vielmehr aus Nachahmungsgeist, als aus Charakter in seine Fußstapfen trat. Indessen widmete der große Haufe, welcher dergleichen Unterschied nicht macht, dem einen nicht minder Vertrauen, als dem andern; und beide hatten den Ruhm und das Glück, der Kolonie, ohne Gesetze und ohne Soldaten, eine Form und Vestigkeit zu geben. Ihr natürlich gesunder Verstand und ihre erkannte Rechtschaffenheit

schaffenheit legten die unter Privatpersonen entstehenden Mißhelligkeiten zu jedermanns Zufriedenheit bey; und die öffentliche Ordnung ward durch das Ansehen aufrecht erhalten, welches das persönliche Verdienst natürlich gewinnt.

Eine so kluge Verfassung konnte nicht dauern. Es war zu viel Tugend nöthig, um sie fortwährend zu machen. Man ward 1684 gewahr, daß alle Bande schlaff wurden: und man zog aus Martinike, wo die Polizey schon gute Wurzeln geschlagen, zwey Verweser, die den Auftrag erhielten, zu St. Domingo Regel und Subordination einzuführen. Diese Gesetzgeber sicherten das Werk der sittlichen Bildung dadurch, daß sie in verschiednen Quartieren Gerichtstühle, unter der Revision eines in klein Grave errichteten höhern Raths, einführten. Da diese Rechtspflege mit der Zeit zu weitläuftig ward, so errichtete man 1702 ein ähnliches Gericht zu Kap Francois für den nordlichen Theil.

Alle diese Neuerungen konnten Schwierigkeiten haben. Es war zu fürchten, die Jäger und die Korsaren, die den großen Haufen der Volksmenge ausmachten, und dem ihrer ungezähmten Freiheit angelegten Zügel feind waren, möchten sich zu den Spaniern und nach Jamaika begeben, wohin das verführerische Anerbieten großer Vortheile sie zu rufen schien. Die Anbauer selbst wurden durch den Widerwillen, wegen des schlechten Preises ihrer Produkte, gleichsam dahin gezogen: denn der Handel mit denselben ward durch beständige Behindrungen erschwert. Man gewann die ersten durch Liebkosungen, und die andern durch die Aussicht einer Veränderung in ihrer Lage, die wirklich verzweifelt war.

Die Häute, die einzige Frucht der Streifereien der Fleischdörrer, war der erste Artikel der Ausfuhr

von

von St. Domingo gewesen. Nachmals kam, durch die Kultur, der Tabak hinzu, welcher bey allen Nationen einen vortheilhaften Absatz fand. Er gerieth bald unter den Zwang einer ausschließenden Gesellschaft. Sie ward abgeschafft, aber für den Tabaksverkauf vergebens, weil derselbe verpachtet ward. Die Einwohner hofften zum Lohn ihrer Unterwerfung einige Gunst von der Regierung, und boten dem König an, ihm ein Viertheil von allem Tabak, welchen sie ins Königreich schicken würden, von allen, selbst den Frachtkosten, frey mit dem Beding zu geben, daß sie freie Gewalt über die drey Viertheile behielten. Sie bewiesen, daß die Schatzkammer durch diesen Weg mehr Einkünfte erhalten würde, als die 40 Sols Procent, die sie vom Pachter zöge. Ein so billiger Antrag ward wegen Privatinteresse verworfen. Diese Härte brachte den Kolonisten zur Verzweiflung, der aus Verdruß seine Thätigkeit glücklicher Weise auf den Indigo- und Kakaobau richtete. Die Baumwolle reizte ihn durch die Reichthümer, welche diese Pflanze den Spaniern in den ersten Zeiten gegeben; allein, er ward derselben, man weiß nicht, aus welcher Ursache, bald überdrüßig, und verließ sie so sehr, daß man einige Jahre nachher nicht einen einzigen Baumwollbaum stehen sah.

Bis dahin waren die Arbeiten durch die gedingten und die ärmsten Einwohner verrichtet worden. Durch glückliche Einfälle in die spanischen Ländereien bekam man einige Negern. Ihre Anzahl ward durch 2 oder 3 französische Schiffe um etwas, weit mehr aber durch die Prisen, die man den Engländern während des Krieges von 1688 wegnahm, und durch eine Landung auf Jamaika vergrößert, wo man im Jahr 1694 ihrer 3000 entführte. Dies waren

Werkzeuge, ohne welche man den Zuckerbau nicht unternehmen konnte; allein sie reichten nicht zu. Es waren Reichthümer nöthig, um Gebäude aufzuführen, um Geräthschaft anzuschaffen. Der Gewinn, welchen einige Einwohner mit den Flibüstern machten, deren Unternehmungen allzeit glücklich waren, setzte sie in Stand, die Sklaven zu gebrauchen. Nun legte man sich auf die Pflanzung des Rohrs, welches das mexikanische Gold in die Hände der Nationen bringt, die, statt der Bergwerke, nichts als fruchtbare Ländereien haben.

Indessen war die Kolonie, welche, selbst indem sie sich von Europäern entvölkerte, mitten unter den vor dem Ryswickschen Frieden vorhergehenden Verheerungen in Norden und Westen, einige Schritte gemacht hatte, im Süden nichts. Dieser Theil, welcher 50 Meilen Küste hat, zählte nicht 100 Einwohner, die alle in Hütten lebten, und einer elender war, als der andre. Die Regierung erfann kein besser Mittel, um von einem so großen und so schönen Lande einigen Vortheil zu ziehen, als daß sie im Jahr 1698 einer Gesellschaft, die den Namen des heiligen Ludwigs führte, das Eigenthum desselben auf 30 Jahre bewilligte. Sie sollte, wie Jamaika und Curacao, einen Schleichhandel mit dem spanischen vesten Lande anfangen, und die ihrem Privilegium unterworfenen weiten Felder urbar machen. Dieser letzte und wichtigste Gegenstand ward bald der einzige, womit sie sich beschäfftigte.

Um den Fortgang des Ackerbaues zu beschleunigen, theilte die Kompagnie ohne Entgeld Ländereien an alle und jede aus, die welche verlangten. Ein jeder bekam nach seinen Bedürfnissen und seinen Talenten Sklaven, die in 3 Jahren zahlbar waren, die

Männer

Männer zu 450 Livres. Eben dieser Kredit ward auch für die Waaren gegeben, ob sie gleich zu dem allgemein laufenden Preis geliefert werden mußten. Man machte sich anheischig, alle Erdprodukte zu demselben Preise zu nehmen, welchen sie in den andern Quartieren der Insel haben würden. Der Körper, der so vieles aufopferte, ward nur durch das ihm versicherte Recht schadlos gehalten, in dem ganzen ihm überlassenen Gebiet ausschließend zu kaufen und zu verkaufen. Ueberdem war diese dem Kolonisten lästige Abhängigkeit noch durch die gebliebne Freiheit gemildert, alle Sachen, woran man ihn würde Mangel leiden lassen, zu nehmen, wo er wollte, und alles, was er gekauft hätte, mit seinen Waaren zu bezahlen.

Der Alleinhandel richtet sich durch seine Habsucht selbst zu Grunde, indem er das Land erschöpft, worin er seine Tiranney ausübt. Es ist ein Strom, der sich in den ausgehölten Schlünden selbst verliert. Das schlechte Betragen des Unterdrückers, die Muthlosigkeit des Unterdrückten, arbeiten in den, unter ausschließenden Privilegien liegenden Staaten gemeinschaftlich an der Abnahme der Industrie und Handlung. Die Gesellschaft des heiligen Ludwig ist ein, zu hundert andern kommender, thätiger Beweis, wodurch der Fehler und Misbrauch dieser Privatgesellschaften bekräftigt wird. Sie ward durch die Untreue und die Verschwendungen ihrer Agenten zu Grunde gerichtet, ohne daß das ihrer Sorge anvertraute Gebiet von so vielem Verlust Vortheil gezogen. Was sich in demselben an Anbau, an Volksmenge befand, als sie 1720 der Regierung ihre Rechte zurück gab, war größtentheils das Werk der Schleichhändler.

Dieses angehende Gute war, während des langen und blutigen Krieges über die spanische Erbfolge,

ge, gewirkt worden. Es schien, man müsse bey der Ruhe, die der Utrechter Friede den Nationen wieder gab, schnellen Fortgang machen. Einer von den Unfällen, die die Menschen nicht voraus sehen können, setzte so schöne Hoffnungen zurück. Alle Kakaobäume der Kolonien giengen 1715 zu Grunde. Ogeron hatte im Jahr 1665 die ersten gepflanzt. Sie hatten sich mit der Zeit, besonders in den engen Pässen der Gebürge auf der Westseite, vermehrt. Man sah Wohnplätze, wo ihrer bis 20000 waren; so, daß der Kakao, obgleich das Pfund nur zu 5 Sols verkauft ward, eine reiche Quelle von Reichthümern geworden war.

Unglücksfälle, die die Kolonie betroffen.

Anbau von größerer Wichtigkeit ersetzte diesen Verlust mit Wucher, als die Kolonie mit einem gänzlichen Umsturz bedroht ward. Eine ziemlich große Anzahl ihrer Einwohner, die unter einem brennenden Himmel 20 und 30 Jahre darauf gewandt hatten, sich ein glückliches Alter im Mutterlande zu bereiten, waren mit einem Vermögen dahin gegangen, welches zu Bezahlung ihrer Schulden und Ankauf von Ländereien hinreichte. Ihre Waaren wurden ihnen in Banknoten bezahlt, die in ihren Händen verloren giengen. Dieser niederschlagende Streich zwang sie, arm nach einer Insel zurück zu kehren, wo sie reich abgereißt waren, und nöthigte sie, auf ihren alten Tagen Verwalterstellen bey eben den Leuten zu suchen, die vormals in ihrem Dienst gewesen waren. Der Anblick so vieler Unglücklichen erregte einen Abscheu gegen Laws Sistem und die indische Gesellschaft, die man für eine so schlechte Finanzoperation verantwortlich machte. Dieser, aus bloßem Mitleid entstandne, Abscheu ward bald durch sehr beträchtliches persönliches Interesse bestärkt.

Man

Man sah im Jahr 1722 die Agenten der indischen Kompagnie ankommen, die den ausschließenden Negerhandel unter der Bedingung erlanget hatte, daß sie ihrer jährlich 2000 liefern sollte. Dies war offenbar ein doppeltes Unglück für die Kolonie, die nur den fünften Theil der benöthigten Sklaven hoffen konnte, und noch voraus sah, daß man ihr dieselben übertrieben theuer verkaufen würde. Ihr Misvergnügen brach durch die gewaltsamsten Schritte aus. Vollmächtige, deren Unverschämtheit den natürlichen Abscheu für allen Alleinhandel sehr vermehrt hatte, wurden gezwungen, über die See zurück zu gehen. Die zu ihren Operationen dienenden Gebäude wurden in die Asche gelegt. Die Schiffe, die für sie aus Afrika kamen, wurden entweder nicht in die Häfen eingelassen, oder erhielten keine Freiheit, daselbst zu verkaufen. Der Generalgouverneur, der sich einer durch den Misbrauch der Gewalt erregten Zügellosigkeit widersetzen wollte, sah Befehle verachten, die durch keine Macht unterstützt waren; er ward sogar in Verhaft genommen. Alle Theile der Insel erschollen von aufrührischem Geschrei und Waffengeräusch. Man weiß nicht, wie weit diese Ausschweifungen würden getrieben seyn, falls die Regierung sich nicht gemäßigt und nachgegeben hätte. Diese äußerste Verwirrung dauerte 2 Jahre. Endlich brachten die aus der Herrlosigkeit folgenden Unbequemlichkeiten die Gemüther zum Frieden zurück; und die Ruhe fand sich, ohne die gewaltsamen Mittel der Strenge, hergestellt.

Seit dieser Epocke hat niemals eine Kolonie die Zeit so gut genutzt, als St. Domingo. Ihre Schritte zum blühenden Zustand sind Riesenschritte gewesen. Die beiden unglücklichen Kriege, die ihre Meere beunruhigten, haben bloß ihre Stärke zusammen gedrängt.

drängt. Sie ist, nachdem die Feindseligkeiten aufgehört, um desto reißender geworden. Eine Wunde ist bald geheilt, wenn die Leibesbeschaffenheit nicht angegriffen ist. Die Krankheiten sind selbst eine Art Heilmittel, die die verderbten Säfte austreiben, und einem starken Temperament neue Kraft geben. Sie stellen das Gleichgewicht in der Maschine her, und theilen ihr eine regelmäßigere und gleichförmigere Bewegung mit. So scheint der Krieg den Nationalcharakter bey verschiednen Völkern Europens zu verstärken und zu unterstützen, die der Handlungsflor und der Genuß des Luxus entnerven und verderben könnte. Der auf Sieg und Niederlagen fast gleichmäßig folgende ungeheure Verlust giebt der Industrie Raum und erweckt die Arbeit; die Nationen blühen wieder auf, wenn die Regierung nur ihre Neigung vielmehr unterstützen, als ihren Gang leiten will. Dieser Grundsatz kann vorzüglich auf Frankreich angewandt werden, welches nur frey Feld für die Thätigkeit seiner Einwohner erfordert, um zu gedeien. Ueberall, wo die Natur ihnen eine freie Bahn läßt, gelingt es ihnen, ihr ihren ganzen Schwung zu geben. St. Domingo hat auf eine sonderbare Weise alles erfahren, was ein glücklicher Boden, eine vortheilhafte Lage, in Franzosen Händen vermögen.

Gegenwärtiger Zustand der Kolonie.

Diese Kolonie hat 180 Meilen Küste, gegen Norden, Westen und Süden. Der südliche Theil erstreckt sich von Kap **Tiburon** bis an die Spitze des Kap **Beate**, welches ungefähr 50 Meilen Küste macht, die durch die Berge bald schmäler, bald breiter wird. Die Spanier hatten daselbst, zur Zeit ihres Flors, zwey große Flecken gebaut, die sie wieder verließen, als sie in Verfall geriethen. Der von ihnen geräumte Platz ward nicht gleich von den Franzosen besetzt: denn diese mußten die Nachbarschaft von St.

St. Domingo fürchten, wo die Hauptmacht der Nation, auf deren Trümmern sie sich erhoben, vereinigt war. Ihre Korsaren, die sich gewöhnlich auf der kleinen **Kuhinsel** versammelten, um auf die Kastilier Jagd zu machen, und daselbst ihre Beute mit einander zu theilen, machten die Anbauer so dreist, daß sie 1673 den Anfang zu einem Pflanzort auf der benachbarten Küste machten. Dieser ward aber fast den Augenblick zerstört, und erst ziemlich lange nachher wieder genommen. Die zu seiner Bevestigung und Ausbreitung errichtete Gesellschaft gereichte ihm vielleicht zu einigem Nutzen; hauptsächlich aber hatte er seinen Fortgang den Engländern von Jamaika und den Holländern von Curacao zu danken, die den Einfall gehabt, den Sklaventransport fast allein dahin zu machen, und die Produkte aus einem Lande zogen, dessen Bearbeitung sie mit beförderten. Die Handelsleute des Mutterlandes haben endlich die Augen aufgethan; und seit 1740 besuchen sie diesen entferntesten Theil der Kolonie, ungeachtet die Winde die Abfarth von dort oft lang und schwierig machen.

Der vor dem Winde aller andern gelegne Pflanzort heißt **Jagmel**. Ob er gleich schon ziemlich alt ist, hat er doch nur 42 Häuser. Sein Boden ist, wie bey den benachbarten Völkerschaften, durch Berge sehr verengt: daher kann er nicht nach großem Reichthum streben. Er verdient aber unter einem andern Gesichtspunkt die Aufmerksamkeit der Regierung. Vermöge seiner Lage kann er die Truppen und Kriegsbedürfnisse aufnehmen, die das Mutterland in Kriegszeiten etwa nach der Kolonie schicken wollte, und die, auf dem Wege nordwärts, zu große Gefahr laufen würden, weil dort der natürliche und beständige Stand der feindlichen Geschwader ist. Jagmel zeigt noch ein ander Hülfsmittel. Die kleine holländische

dische Insel Curacao wird während der Feindseligkeiten eine unerschöpfliche Vorrathskammer von Lebensmitteln. Ihre Kaper, die stark und kühn gnug sind, um mit den kleinen Korsaren von Jamaika, den einzigen engländischen Schiffern, die bisher ihre Operationen behinderten, mit gutem Erfolg anzubinden, haben während der letzten Unruhen den Hafen von Jagmel mit einer erstaunlichen Menge Lebensmittel versehen. Sie werden diese Versorgung so lange fortsetzen, als man will, wenn sie sich nur unter dem Schutz wohlbedienter Batterien und einer oder zwey Fregatten dem Lande sicher nähern können. Diese Niederlage wird den westlichen Theil von St. Domingo, vermittelst eines nur 8 Meilen langen, nach **Leogane** und Port-au-Prince führenden Weges, und den südlichen durch kleine Fahrzeuge versorgen, die leicht nahe an der Küste schiffen können.

Unterdessen daß Jagmel daselbst den Ueberfluß unterhält, giebt St. Louis Sicherheit. Diese im Anfang dieses Jahrhunderts erbaute Stadt liegt hinten in einer Bay, die eine Art von ziemlich gutem Hafen bildet. Sie hat nur 40 Häuser. Die Natur, welche sie zu ewiger Armuth verdammt hat, schien die Hand der Kunst zu erwarten, um ihren Einwohnern trinkbares Wasser zu liefern. Endlich haben einige vor den Thoren von St. Louis wohnende Juden eine Wasserleitung unternommen, die sie auf ihre Kosten zu erbauen sich anheischig gemacht. Der Platz ist der Sitz der Regierung, und nimmt die wenigen, auf diesen Höhen erscheinenden, Kriegsschiffe auf. Dies ist sein einziger Vorzug. Dadurch beschützt er den zu **Cayes**, welches 10 Meilen niedriger liegt, befindlichen Handel und Reichthümer.

Diese Stadt ist gleichsam ohne Bedacht in die Vertiefung einer Rhede geworfen, die nur 3 enge

Fahrten

Fahrten hat, deren an sich unzulängliche Tiefe noch alle Tage abnimmt. Der Ankergrund ist daselbst sehr eingeschränkt, und während der Taggleiche so gefährlich, daß die alsdenn dort befindlichen Fahrzeuge sehr oft zu Grunde gehen. Die große Menge Schlamm, die das Wasser eines Regengusses, der Südstrom genannt, daselbst absetzt, wächst so sehr an, daß man in 30 Jahren nicht mehr wird einlaufen können. Der durch die Nachbarschaft der Kuhinsel gebildete Kanal dient zu nichts, als das Auslaufen der Schiffer beschwerlich zu machen. Seine Buchten sind der Aufenthalt der Korsaren von Jamaika. Dort kreuzen sie ohne Segel, sehen, ohne gesehen zu werden, und haben stets den Vortheil des Windes über die Fahrzeuge, die wegen der Gewalt und des beständigen Strichs der Winde nicht oberhalb der Insel gehen können. Wären Kriegsschiffe gezwungen, in diesem schlechten Hafen auszuruhen; so würden sie durch die Unmöglichkeit, dieses Hinderniß und die Ströme zu überwinden, um den Wind der Insel zu gewinnen, genöthigt werden, den Weg der Kauffartheyschiffe zu verfolgen. Solchergestalt würden diese Schiffe, die sich, indem sie um die Spitze von Labacou, wegen der Untiefen eines nach dem andern, herum giengen, mit widrigem Winde zwischen dem Lande und dem feindlichen Feuer befänden, durch ein schwächeres Geschwader unfehlbar zu Grunde gerichtet werden.

Die Stadt Cayes ist des Hafens würdig. Man sieht daselbst 280 Häuser, die alle in einem morastigen Boden stecken, und meistens mit stillstehendem Wasser umgeben sind. Der Luft, die man an diesem Ort einsaugt, fehlt beides, Schnellkraft und Gesundheit. Man hat wegen dieser schlechten Temperatur und der Fehler der Rhede gewünscht, daß der Handel des Mutterlandes mit der Kolonie möchte

nach St. Louis gebracht werden können. Allein, die deßfalls angewandten Bemühungen sind ohne Erfolg gewesen, und man kann versichern, daß sie nie gelingen werden. Die Ursache ist begreiflich.

Cayes ist mit einer fast 6 Meilen langen und $4\frac{1}{2}$ Meilen breiten Ebne umgeben. Dies sehr ebne, erstaunlich fruchtbare, allgemein zum Zuckerbau geschickte Land ist an vielen Stellen gewässert, und kann es überall werden. Um die Nebenbuhlerinn der Ebne des Kap zu werden, fehlt ihm nichts, als, eben so viel Sklaven zu haben. Es vergrößert ihre Anzahl täglich; und bald wird sich dieselbe dort in gehörigem Verhältniß nach dem Maaß seiner möglichen Fruchtbarkeit vermehren. So viele Vorzüge ziehen Menschen, die nur über die See gehen, um sich schneller zu bereichern, geraden Weges nach der Stadt Cayes.

Dieser vorzüglichen Neigung entgegen zu handeln, würde so viel seyn, als, den Fortgang eines guten Pflanzorts ohne einigen Nutzen zu verzögern. Selbst der Eigensinn der Industrie verdient die Nachsicht der Regierung. Wird der Kaufmann im geringsten unruhig gemacht, so wird er mistrauisch. Politisches und militarisches Raisonnement kann nichts gegen das Interesse. Die Kolonien haben keine andre logische Regeln: sie gehen, sie bleiben, wo am meisten Geld ist. Der Handel geräth nur in **einem Boden** *), welchen er selbst ausgesucht hat. Alle

*) So wahr dies nach gesunder Vernunft und Erfahrung ist, so will man doch häufig genug Handlung erzwingen, und noch dazu nach Finanzprincipien. Grade als ob diese, welche nur immer den Nutzen des einen zum nächsten und dringendsten Zweck haben, sich mit den Handlungsprincipien, welche auf den gemeinsamen Ei-

gennutz

Alle Art von Zwang erschreckt ihn. Käufern und Verkäufern zu befehlen, ihre Buden zu verlassen, würde auf einer Messe eine abgeschmackte Tiranney seyn. Cayes ist nichts anders.

Alles, was das französische Ministerium sich vernünftiger Weise vornehmen kann, ist, diesen Ort ein wenig zu befestigen und zu säubern. Man würde beides bewerkstelligen, wenn man einen Graben um die Stadt zöge, dessen ausgeworfene Erde, die innern Pfützen auszufüllen, dienen könnte. Der durch diese Arbeit erhöhte Boden würde von selbst austrocknen. Das Flußwasser, welches man durch einen natürlichen Abhang in diesen tiefen Graben laufen ließe, würde die Stadt mit Hülfe einiger Vestungswerke gegen die Unternehmungen der Korsaren in Sicherheit setzen, und selbst auf kurze Zeit eine Vertheidigung

genutz vieles abzielen, und ihn langsam und durch unzählige Combinationen zu erlangen suchen, vertragen könnten. Die Geschichte dieser französischen Kolonien, und viele andere Geschichten der heutigen Welt, beweisen es zum Augenschein, daß Operationen, die aus Finanzprincipien herfließen, für Handlung und Industrie immer zerstörend sind, und es nur in so fern nicht sind, als der Kaufmann und Unternehmer ihnen auszuweichen, und ihren zerstörenden Einfluß von sich abzuwehren im Stande ist. Aber er hat immer doppelt so viel Arbeit, als der bürgerlich Freye: er muß den Fortgang seiner Unternehmungen kaufmännisch betreiben; er muß sich auch gegen die ihm von allen Seiten grade zuwider arbeitende Operationen durch List, Künste, Bestechungen und dergl. verwahren. Wo die Handlung unter Finanzeinschränkungen seufzet, wird man kaum einen Handlungszweig finden, der ohne diese Hülfsmittel bereichern könne: und Hoffnung zur Bereicherung ist doch die Seele der Handlung.

sichern, wodurch man Mittel bekommen würde, mit einem Geschwader zu kapituliren.

Man kann, man muß weiter gehen. Warum sollte man einer wichtigen Niederlage, die bald zugestopft seyn wird, nicht einen gemachten Hafen geben? Die Kauffartheyschiffe, die in der nicht völlig 2 Meilen vor dem Winde von Cayes gelegnen Flandrerbay eine Zuflucht suchen, scheinen dort im voraus den Hafen bezeichnet zu haben, dessen diese Stadt bedarf. Dieser Hafen kann eine große Anzahl Kriegsschiffe, vor allen Winden gedeckt, fassen; beut ihnen verschiedne Kalfaterplätze dar; erlaubt ihnen vor dem Winde um die Kuhinsel zu segeln, und mit der Stadt eine Küstenfarth zu unterhalten, die, durch wohl vertheilte Batterien geschützt, von allen Korsaren würde ungeschoren bleiben. Das Günstige dieser Lage verliert durch eine einzige Unbequemlichkeit. Nämlich durch die Beschaffenheit des Grundes, und die Seestille, ist dort der Wurmstich gemeiner, als anderswo, und für die Schiffe gefährlicher.

Ein gesundrer, aber nur für kleine Fahrzeuge zuträglicher Ankerplatz ist der Flecken des **Coteaux**. Der ausländische Handel, welchen man daselbst während des Krieges erlaubt, und im Frieden nicht verhindern kann, hat diesen Hafen gebildet, der übrigens fast ohne Vertheidigung ist. Nach Cayes ist dieser Flecken der Ort auf der Küste, wo die meisten Geschäffte gemacht werden. Sein Gebiet und die benachbarten Ländereien, deren Produkte er an sich zieht, haben besonders an Indigo Ueberfluß; nach Frankreich kommt aber nur sehr wenig davon.

Der südliche Theil endigt sich beim Kap **Tibüron**. Der kleine daselbst angelegte Pflanzort hat, anstatt des Hafens, nur eine Rhede, wo die See beständig

ständig unruhig ist; er beschützt aber durch seine Vestungswerke die Kauffarthteyschiffe, die um das Kap gehen müssen. Er giebt sowohl den neutralen Fahrzeugen, die auf der Flucht vor den Korsaren sich nicht haben nach Jaqmel retten können, als auch den Nationalkriegsschiffen eine Zuflucht, die die Gewalt der Winde auf diesen Höhen, oder die überlegne Macht eines feindlichen Geschwaders zu fürchten haben.

Obgleich diese Küste die kleinste unter den dreyen ist, die die französische Kolonie auf St. Domingo ausmachen, und man am letzten December 1766 daselbst nur 33663 Sklaven zählte, so ist sie gleichwohl beträchtlich genug, um dem Mutterlande dereinst eben so viel Waaren zu versprechen, als die reichste seiner Windinseln. Gegenwärtig ist sie, weil sie Jamaika so nahe liegt, großen Gefahren ausgesetzt. Sie wird dies Bollwerk der Engländer ihrer Seits bedrohen können, wenn ihr urbar gemachter Boden, ihr hinlänglich bevölkerter Umfang, bevestigte und bewachte Häfen, ihr die Vestigkeit werden gegeben haben, die eine gute Verwaltung ihr zuwege bringen muß.

Wenn man von Süden nach Westen geht, so ist der erste Pflanzort, den man findet, Kap **Dame-Marie**. Er ist noch so schwach, daß man auf 20 Küstenmeilen nur 50 Europäer zählt, die im Stande sind, die Waffen zu tragen. Die Kriegserklärung ist daher für sie ein Zeichen zur Flucht. Gleichwohl haben sie es während der letzten Feindseligkeiten gewagt, in ihren Wohnplätzen zu bleiben. Ein jeder Kolonist hatte nur die Vorsicht gebraucht, sich ein unterirdisch Gewölbe zu machen, worin er sich mit seinen Sklaven verkroch, wenn er von einem Seeräuber bedroht ward. Dieser Aufmerksamkeit ungeachtet sind ganze Werkhäuser überfallen und geplündert worden.

In dem benachbarten Quartier, welches unter dem Namen der großen, oder Jeremiasbucht bekannt ist, hat man diese Arten von Zufällen nicht so sehr zu fürchten. Dieser Flecken, welcher auf einer Höhe liegt, wo die Luft rein ist, hat artige Häuser, und giebt große Hoffnungen. Sein Ueberfluß an Baumwolle und Kakao hat einige Handelsleute dahin gezogen. Die gegen die Jamaikaner kreuzenden Korsaren führen ihre Prisen dahin. Der Anbau und die Bevölkrung haben dort große Schritte gemacht, die noch glücklichere versprechen.

Nichts verkündigt dem kleinen **Goave** ein ähnliches Schicksal. Dieser zur Zeit der Flibüster so berühmte Ort zeigt heute keine andre Spuren von seinem ersten Glanz, als Trümmern. Er hatte denselben einer Rhede zu danken, wo die Schiffe von jeder Größe einen fürtrefflichen Ankerplatz, Leichtigkeit, sich zum Ausbessern auf die Seite zu legen, und sichern Schutz gegen alle Winde fanden. Als Hafen würde er noch berühmt und besucht seyn, wenn **Goave** nicht in seiner Nachbarschaft läge, und das stehende Wasser des **Abaretstroms**, der sich in Sümpfe verliert, nicht die dicke Luft, die dort keinen Zug hat, ungesund machte.

Leogane, welches 5 Meilen von klein Goave liegt, hat 317 Häuser, die ein langes Viereck, mit 15 breiten und wohlangelegten Gassen, ausmachen. Man hat diesen Ort eine halbe Meile von der See, in einer engen, aber fruchtbaren, wohlangebauten, und durch eine große Anzahl Ströme gewässerten Gegend, erbaut. Der lebhafteste Wunsch seiner Einwohner würde seyn, von der Stadt bis an den Ankerplatz einen Kanal zu eröffnen, wodurch man der Schwierigkeit der Landfuhren vorbeugen würde. Wäre es vernünftig, auf der Westseite einen Kriegs-

platz

platz anzulegen, so würde Leogane den Vorzug verdienen. Es liegt in einem ebnen Boden, wird von keiner Seite bestrichen, und die Schiffe können ihm nichts anhaben. Aber, um es gegen einen Angriff mit dem Degen in der Faust in Sicherheit zu setzen, müßte man es mit einem Erdwall und einem tiefen Graben umgeben, welcher ohne die geringsten Kosten würde mit Wasser angefüllt werden. Dieser Aufwand würde sich bey weitem nicht so hoch belaufen, als die zu Port-au-Prince unternommnen Arbeiten. Man wird sehen, welchen Erfolg sie gehabt.

Es war der westliche Theil der Insel, welchen die Franzosen zuerst anbauten, weil er von der spanischen Macht, die man damals zu fürchten hatte, am weitsten entfernt ist. Da er auf der Mitte der Küste liegt, die sie besetzten, so errichteten sie daselbst den Sitz der Statthalterschaft. Zuerst legte man ihn in Klein Goave an, dessen man wegen seiner Unfruchtbarkeit und bösen Luft in der Folge überdrüßig ward. Leogane, welches an seine Stelle kam, ward seiner Seits Port-au-Prince aufgeopfert, und dieses ward 1750 der Sitz eines Obergerichts, des Generalkommendanten und des Intendanten.

Eine Oeffnung von ungefähr 1400 in gerader Linie genommnen Klaftern, die von zwey Seiten bestrichen wird, ist der zu der neuen Hauptstadt gewählte Platz. Zwey durch Inseln gebildete Häfen haben bey dieser schlechten Wahl zum Vorwand gedient. Der halb ausgefüllte Kaufmannshafen kann keine Kriegsschiffe mehr ohne Gefahr aufnehmen; und der für sie bestimmte große Hafen, welcher durch die Ausdünstungen der Inseln eben so ungesund ist, als der andre, wird durch nichts gegen einen überlegnen Feind beschützt, kanns auch nicht werden.

Ein schwaches Geschwader würde sogar ein stärkeres, in einer so nachtheiligen Lage, einsperren können. Goave, welches die Bay in zwey Theile theilt, würde das kleine Geschwader ungehindert und sicher kreuzen lassen; wegen der Seewinde würde man nicht zu ihm kommen können; die Landwinde würden zwar den Schiffen, die man ihm entgegen setzen würde, den Ausgang aus dem Hafen öffnen, aber auch ihm die Wahl lassen, sich in eine von den beiden engen Fahrten, von St. Markus und Leogane, zurück zu ziehen. Bey gleichem Manövre würde es allzeit den Vortheil haben, Goave zwischen sich und dem französischen Geschwader zu setzen.

Was würde geschehen, wenn dieses an der Zahl das kleinste wäre? Zerschossen und verfolgt, könnte es einen so weit hinein liegenden Ruheplatz, als Port-au-Prince, nicht erreichen, bevor der Sieger von seiner Zerstreuung Vortheil gezogen. Langten die geschlagnen Schiffe daselbst an, so würde kein Werk den Feind verhindern, sie fast in gerader Linie zu verfolgen, und bis in den Hafen des Königs einzudringen, wohin sie sich ziehen würden.

Die glücklichste Station zum Kreuzen ist die, wo man ein Treffen leicht annehmen oder ausschlagen kann, wo man nur einen kleinen Raum zu behaupten hat, wo man alles aus einem Mittelpunkt entdeckt, wo man am Ende eines jeden Schlages sichere Ankerplätze findet, wo man sich verbergen kann, ohne sich zu entfernen, sich mit Holz und Wasser nach Belieben versehen, und auf schönen Meeren schiffen kann, wo man nichts als Wasserhose zu fürchten hat. Solche Vortheile wird ein feindliches Geschwader allzeit über die zu Port-au-Prince vor Anker liegenden französischen Schiffe haben. Eine Fregatte könnte ihnen dort ohne Gefahr Trotz bieten. Sie würde zu-

reichen,

reichen, um alle ohne Bedeckung gehende Kauffarthteyschiffe beim Ein- oder Auslaufen aufzubringen.

Gleichwohl hat ein so ungünstiger Hafen die Erbauung der Stadt entschieden. Sie nimmt in der Länge auf dem Ufer 1200 Klafter ein, das ist, fast die ganze Oeffnung, die das Meer mitten in der Westküste ausgehölt hat. In diesem großen Raum, welcher ungefähr 550 Klafter tief hinein geht, sind 558, in 29 Strassen zerstreute, Häuser oder Hütten gleichsam verloren. Der Abfluß der von den Felsen herabstürzenden Regengüsse unterhält an diesem Ort eine beständige Nässe, giebt aber kein gutes Wasser. Man muß weit schicken, um ein minder schädliches zu bekommen. Zu dieser Unbequemlichkeit rechne man noch die wenige Sicherheit eines Platzes, der von der Landseite bestrichen wird, und von der Seeseite allenthalben einer Landung ausgesetzt ist. Selbst die zwischen den beiden Häfen liegenden Inseln können nicht vor einer Landung schützen, sondern würden sie vielmehr decken helfen.

Diese Beschreibung, deren Treue Leute, die davon unterrichtet und ohne Leidenschaft sind, nicht bestreiten werden, zeigt genug von selbst, daß Port-au-Prince die Aufmerksamkeit der Regierung zu sehr auf sich gezogen. Es würde ein verderblicher Irthum seyn, wenn man hartnäckig wider die Natur streiten, und durch viele Kunst einen Posten vertheidigen wollte, welchen sie von allen Seiten dem Angriff bloß gestellt hat. Man würde sich noch mehr vergehen, wenn man ihn offen lassen, und die Gerichtshöfe, die Truppen, die Kriegsbedürfnisse, die Lebensmittel und das Zeughaus, alles, was die Stütze einer großen Kolonie ausmacht, daselbst zusammen bringen wollte. Die Bestimmung dieses Hafens muß sich lediglich auf die Einschiffung der Erndten einschränken, die

die benachbarten Felder und die reiche Ebne dieser Bucht hervorbringen. Diese Ausfuhr erfordert nur einen hinlänglichen Schutz, um einem Ueberfall vorzubeugen, und den Rückzug der Bürger zu sichern, die allzeit fertig seyn werden, einen Platz zu verlassen, der das Schicksal hat, daß er sich auf den ersten Angriff ergeben muß. St. Markus wird niemals ein besseres Loos haben.

Diese nicht sehr breite Stadt liegt in der Länge auf der Küste, hinten in einer Bay, die ein halber Mond von Felsen krönt, wovon die See nur durch eine sehr kleine Ebne getrennt ist. Die Natur hat diesen Zwischenraum von Leben und Anbau zwischen den dürren Bergen und dem Abgrund des Wassers gelassen. Aber diese unfruchtbaren Felsen sind nicht unnütz. Sie haben die in der Kolonie einzige Eigenschaft, daß sie so gute Bruchsteine als die Europäischen liefern, und die Küste selbst giebt sie ohne viel Arbeit. Die Stadt ist davon gebauet, die nur aus 154 Häusern besteht, und vormals durch eine Verschanzung von Erde, die nicht mehr vorhanden, beschützt worden.

St. Markus hat viel Handel. Es zieht auf der einen Seite die Waaren an sich, die nicht nach Port-au-Prince gehen, und auf der andern diejenigen, die von seinen Mauern bis an die Wehr **St. Nikolas** geerndtet werden. Sein Flor würde beträchtlich zunehmen, wenn man die natürlich zu trockne Ebne **Artibonite** wässern könnte, die nur dieser Hülfe bedarf, um die besten Ländereien an Fruchtbarkeit zu übertreffen.

Die Artibonite hat ihren Namen von einem Strom, der sie fast in ihrer ganzen Länge zertheilt. Das Wasser dieses zuweilen eingeschlossenen Flusses

läuft

läuft beständig auf dem Rücken der Ebne fort. Man hatte wegen der Höhe seines Bettes seit langer Zeit den Gedanken gehabt, es wieder in kleinere Arme zu vertheilen. Geometrische Operationen haben die Möglichkeit der Sache erwiesen: so viel Gewalt haben die gelehrten Nationen über die Natur. Allein, ein auf mathematische Kenntnisse gegründeter Entwurf erfordert ungemeine Vorsichtigkeit in der Ausführung. Man darf wegen der Heftigkeit, die der Strom annimmt, wenn er vom Regen angeschwollen, und des beweglichen Bodens, worin er fleußt, seine Ufer nicht anders als mit großer Behutsamkeit anrühren. Der geringste zur Unzeit darin gemachte Einschnitt würde in wenig Augenblicken ein ungeheures Loch zu einer, für die weite Ebne schrecklichen und zerstöhrenden Ueberschwemmung öffnen.

Indessen wünschen alle Eigner die Unternehmung eines so großen Werks mit Ungeduld. Die Regierung aber muß urtheilen, ob Privatgenossen, die um die Freiheit anhalten, an Wässerungen arbeiten zu lassen, die nur ihre Ländereien befruchten können, nicht dem Entwurf, alle Felder des ganzen Landes zu wässern, schaden würden. Ehe die Regierung das Interesse der kleinen Anzahl dem gemeinen Besten vorgehen ließe, sollte sie vielmehr den Kolonisten zu Hülfe kommen, die nicht das Vermögen haben, etwas zu den Kosten der allgemeinen Wässerung beizutragen. Man würde für dieses Opfer dadurch gut entschädigt werden, daß sich die Produkte der Kolonie um ein Sechstheil vermehren würden. Dieser Zuwachs an Fruchtbarkeit würde noch beträchtlicher werden, wenn es möglich wäre, den Theil der Küste, der vom Wasser des Artibonite überschwemmt ist, ganz auszutrocknen. So kann der aufgeklärte Mensch die Erde seinem Gebrauch unterwerfen, indem er den

Lauf

Lauf der Flüsse verändert. Die Fruchtbarkeit allein, die er auf derselben verbreitet, kann seine Eroberungen rechtfertigen, wenn anders Kunst und Arbeit, Gesetze und Tugenden, die Ungerechtigkeit eines feindlichen Ueberfalles mit der Zeit wieder gut zu machen im Stande sind.

Der westliche Theil der Kolonie, welcher allein am letzten December 1766. 83080 Sklaven zählte, ist vom nordlichen durch die zu beiden Küsten gehörige Wehr St. Nikolas abgesondert. Am Ende des Kap ist ein schöner, sicherer und bequemer Hafen. Als die Natur ihn der Spitze von Maisi auf der Insel Kuba gegenüber setzte, scheint sie ihn bestimmt zu haben, der interessanteste Posten von Amerika, zur Erleichtrung der Schifffarth, zu werden. Seine Bay hat eine Oeffnung von 1450 Klaftern. Die Rhede führt zum Hafen, und der Hafen zum Becken. Diese ganze große Bucht ist gesund, obgleich das Meer dort gleichsam stauet. Das Becken, welches man ansehen möchte, als wäre es eignes für die Ausbesserung der Schiffe gemacht, hat nicht den Fehler der eingefaßten Häfen: es ist den West- und Nordwinden offen, ohne daß irgend eine von den innern Bewegungen oder Arbeiten durch ihre Gewalt könnte gestört oder verzögert werden. Die Halbinsel, worauf der Hafen liegt, hebt sich gleichsam stufenweis bis an die auf einer ungeheuren Grundlage ruhenden Ebnen. Es ist, so zu reden, ein einziger Berg, der sich von einem breiten und ebnen Gipfel herab durch einen sanften Abhang mit der übrigen Insel vereinigt.

Die Wehr St. Nikolas ward von den Einwohnern von St. Domingo lange Zeit vergessen. Morsche Steinstücke und platte Felsen hatten nichts Anzügliches für ihre Habsucht. Der Gebrauch, welchen die

die Engländer während des letzten Krieges von dieser Lage gemacht, hat sie gleichsam aus ihrem Nichts gezogen. Das durch seine Feinde selbst aufgeklärte französische Ministerium hat eine große Anzahl Akadier und Deutsche dahin gehen lassen, die aber daselbst mit entsetzlicher Schnelligkeit umgekommen. Dies ist das unvermeidliche Schicksal der neuen zwischen den Wendezirkeln angelegten Pflanzörter. Die wenigen, die daselbst den schädlichen Wirkungen des Klima, des Kummers und Elendes entgangen, verlaufen alle Tage den unfruchtbaren und armseligen Boden von St. Nikolas. Es kann seyn, daß die Auswandrung durch die den fremden Schiffen ertheilte Freiheit, dahin zu kommen, gehemmt werde. Da die Kolonisten alsdann die Früchte von ihrem Anbau, das Vieh ihrer Weiden, die Werke ihrer Industrie leichter auf eine zuträgliche Art verkaufen können, so wird dies vielleicht machen, daß sie auf den ihnen eingewiesnen Ländereien bleiben. Uebrigens bringen dieselben keine andre für Europa brauchbare Waaren herfür, als die einzige Baumwolle.

Nächst der Wehr St. Nikolas ist der **Friedenshafen** der erste Pflanzort, den man auf der Nordküste findet. Er hatte seine Stiftung der Nachbarschaft des Schildkröteneilandes zu danken, dessen Einwohner, so wie sie diese Insel verließen, dahin flüchteten. Das Alter seines Feldbaues hat diesen Kanton zu einem der mindest ungesunden auf St. Domingo gemacht; und er ist seit langer Zeit zu dem Reichthum und Bevölkrung gelangt, die er erreichen konnte. Beides aber ist eine Kleinigkeit obgleich die Industrie so weit gegangen, daß sie Berge durchgegraben, um das Wasser zu leiten, und das Land zu wässern. Der Zucker ist dort nicht im Ueberfluß; der Indigo, der Kaffe, die Baumwolle, nehmen

men die vornehmsten Bemühungen der Kultur hin. Die Schwierigkeiten, die man von allen Seiten findet, im Friedenshafen zu landen, hat ihn gleichsam von der übrigen Kolonie abgesondert und getrennt. Der diesem einsamen Orte zunächst befindliche bevölkerte Ort ist **Kap Francois.**

Diese Stadt liegt auf dem Rande einer großen Ebne, welche 20 Meilen lang und 4 breit ist. Wenige Länder sind wasserreicher; es findet sich aber kein einziger Strom darin, welchen eine Schaluppe über 3 Meilen hinauf fahren könnte. Dieser ganze große Raum ist durch 40 Fuß breite, nach der Schnur gezogne, durchaus mit Citronhecken, die dick genug sind, um eine Vormauer gegen die Thiere abzugeben, auf beiden Seiten besetzte Wege durchschnitten. Lange Alleen von großen Bäumen führen zu verschiednen Wohnplätzen; allein man hat versäumt, die Landstrassen mit solchen hohen Stämmen zu zieren, die den Reisenden einen angenehmen Schatten gegeben, und dem Holzmangel, worüber man sich schon beklagt, vorgebeugt hatten. Obgleich die Franzosen den Wehrt eines Erdreichs, dessen Fruchtbarkeit die Einbildung übersteigt, frühzeitig erkannt: so fingen sie doch erst 1670 an, dasselbe zu bauen; denn um diese Zeit fürchteten sie die Einbrüche der Spanier nicht mehr, die sich bis dahin mit Macht in der Nachbarschaft aufgehalten. Der Entschluß, die Einwohner von Santa Cruz und St. Christoph dahin zu bringen, beschleunigte den Fortgang dieses Pflanzorts. Es ist heute das Land, welches in der Welt die größte Menge Zucker herfürbringt.

Die Ebne, die gegen Norden keine andre Grenzen hat, als das Meer, ist gegen Süden mit einer Reihe von Bergen bekrönt, die wechselsweis von 4 bis 8 Meilen hinter einander liegen. Wenige sind

sehr

sehr hoch. Sie haben nichts, was die Einwohner von ihnen zurückhält. Viele können bis an ihren Gipfel angebaut werden, und alle sind durch Zwischenräume, voll Kaffepflanzungen und sehr schönen Indigofeldern, getrennt. In diesen reizenden Thälern genießt man nach Herzenslust der Annehmlichkeiten eines Frühlings ohne Winter und ohne Sommer. Das Jahr hat daselbst nur zwey gleich schöne Zeiten. Die stets mit Früchten beladne, stets mit Blumen bedeckte Erde vereinigt dort beständig die Reize und die Reichthümer, die die Dichtkunst in ihren Beschreibungen verschwendet. Wohin man seine Blicke richtet, wird man überall durch die Mannichfaltigkeit der von reinem Lichte gefärbten Gegenstände bezaubert. Am Tage ist der Himmel gemäßigt: die beständig kühlen Nächte bereiten einen milden Sonnenschein. Die Einwohner der Ebne, wo dies Gestirn seine lebhaftesten Strahlen schießt, begeben sich in diese Gebirge, um eine kühle Luft einzusaugen, und heilsames Wasser zu trinken. Glücklicher Sterbliche, der die Franzosen lehrte, sich in einem so reizenden Aufenthalt niederzulassen!

Es war einer von den Männern, die die Unduldsamkeit in der Religion aus ihrem Vaterlande zu verbannen anfing. Ein Kalvinist, Namens **Gosbin**, pflanzte den ersten Wohnplatz auf dem Kap. Die Häuser vermehrten sich nach dem Maaß, wie das Erdreich urbar gemacht ward. Dieser Pflanzort hatte in dem Raum von 25 Jahren schon Fortgang genug gehabt, um der Engländer Eifersucht zu reizen. Sie vereinigten ihre Macht mit der spanischen, griffen ihn 1695 zu Lande und zu Wasser an, eroberten ihn, plünderten ihn, und legten ihn in die Asche.

Man

Man konnte von diesem Unfall einen großen Vortheil ziehen. Der Eigennutz, der Kolonien erster Stifter, war Ursach, daß man auf einer Rhede von 3 Meilen im Umfang zur Anlegung des Kap den Fuß eines Felsen gewählt hatte, weil diese Stelle dem gewöhnlichen Ankerplatz am nächsten war. Diese nicht sehr gesunde Lage erinnerte die Kolonisten, sich anderswo nieder zu lassen. Sie waren nicht darauf bedacht. In einem Schlunde, wo die Hitze der Strahlen durch die Brechung an den Bergen vermehrt wird, wo der Wind nur von der Seeseite über Sümpfe kommt; dort baute man eine Stadt wieder auf, die man daselbst niemals anlegen sollte. Indessen hat der Reichthum der benachbarten Felder diesen Hafen unaufhörlich durch neue und stets schönere Gebäude vergrößert.

29 nach der Schnur gezogne Gassen durchschneiden heute das Kap in 226 kleine Inseln von Häusern, die sich auf 810 belaufen. Allein, diese zu engen Gassen ohne Abhang, obgleich der Boden schräg ist, sind immer kothig; denn da sie nur in der Mitte gepflastert sind, so machen die Rennsteine auf den Seiten, die keinen gleichen Fall haben, Kloake, anstatt zum Ablauf des Wassers zu dienen.

Man hat verschiedne große Plätze in dieser Stadt angelegt. Der Platz unsrer **Lieben Frauen** ist, obgleich alt, doch kaum geebnet: er hat die Gestalt eines langen Viereckes; in seinem Mittelpunkt ist ein Springbrunn, welcher oft versiegt, weil er nicht unterhalten wird. Man hat daselbst seit einigen Jahren eine Kirche angefangen, die wegen ihrer ungemeinen Größe, Mangels an Fonds, der langsamen Einfuhr der Steine, die man aus Europa kommen läßt, nicht so bald fertig werden wird. Der **Clügny**markt, welcher ein regelmäßiges Viereck ist, war noth-

nothwendig, um einen stinkenden Morast wegzuschaffen. Diese Austrocknung wird nützlich seyn, um die Luft gesund zu machen. Das Gouvernement, die Kasernen, ein königliches Magazin, sind die einzigen öffentlichen Gebäude, die die Blicke der Neugierigen auf sich ziehen. Aber des Bürgers Auge verweilt mit Vergnügen auf zwey Stiftungen, die man Vorsehungshäuser nennt. Die meisten in der Kolonie ankommenden Franzosen haben weder Hülfsmittel, noch Talente. Bevor sie Industrie genug erlangt, um davon zu leben, sind sie fast alle oft tödtlichen Krankheiten ausgesetzt. Auf dem Kap werden diese Unglücklichen ohne Vermögen und ohne Kundschaft in zwey Herbergen aufgenommen, wo die Männer und Weiber, abgesondert, allen in ihrer Lage erforderlichen Beistand finden, bis man ihnen Stellen verschafft hat. Es ist sehr schimpflich, daß eine so schöne Einrichtung nirgend Nachahmer gefunden. Die Menschlichkeit und die Staatskunst empfinden diese Nachläßigkeit mit gleichem Unwillen.

Der Handel sollte in allen Kolonien denen auf St. Domingo ähnliche Zufluchtshäuser stiften. Das sind Stiftungen, die man wahrhaftig fromm und göttlich nennen kann, weil sie zur Erhaltung der Menschen gemacht sind. Es sey eine Folge dieser Fürsorge, oder es rühre von dem Zusammenfluß andrer Bemühungen her, es sterben im Verhältniß weniger Menschen auf dem Kap, als in den andern am Seeufer gelegnen Städten. Die Aufmerksamkeit, die man gehabt hat, durch Austrocknung der Moräste die Luft zu reinigen, die gänzliche Bearbeitung der Berge, die Nähe einer ungefähr zur höchsten Periode ihrer Kultur gelangten Ebne: alle diese Mittel haben sich vereinigt, um die schädlichen Einflüsse einer fehlerhaften Lage zu verbessern.

Der Hafen des Kap ist werth, die reichen Produkte der benachbarten Länder zu empfangen. Er ist für die aus Europa kommenden Schiffe ganz fürtrefflich gelegen. Die dortige Luft ist die beste auf der Insel. Er ist nur dem Nordostwinde offen, wovon er auch gar keinen Schaden bekommen kann, indem sein Eingang mit kleinen Felsen unter Wasser besäet ist, die die Heftigkeit der Wellen brechen. Man kommt leicht heraus, und das Auslaufen aus diesen Meeren geschieht in kurzer Zeit.

14 Meilen vor dem Winde des Kap ist das Fort **Dauphin**. Dies war vormals ein Flecken, Namens **Bayaha**, der seitdem näher an die See gerückt worden, und mit der Stelle den Namen verändert hat. Die neue Stadt liegt im innern Mittelpunkt eines weiten Hafens, dessen einzige Oeffnung durch eine Einfarth, von 1500 Klaftern in der Länge und ungefähr 100 in der Breite, gebildet wird. In Westen umgiebt sie ein Strom. In Osten ist das Seeufer ihre Grenze. Eine sehr kleine Halbinsel in Norden ist der Platz für das Fort. Auf der Südseite ist die Ebne. Die Stadt besteht nur erst aus 70 Häusern. Sie ist weit genug von den Bergen, daß sie keine Felshöhe über sich habe, die durch Rückprallen die Hitze vergrössern könnte; aber die Nachbarschaft einiger Moräste macht ihre Luft ungesund. Ihre Vestungswerke sind hinlänglich, um ein Geschwader zwey oder drey Tage aufzuhalten.

Der Sicherheit, der Schönheit ihres Hafens ungeachtet, geht der größte Theil der Produkte ihrer Ebne nach dem Kap. Die Masse der Handlung zieht allzeit die benachbarten Zweige nach sich; und die großen Häfen verschlingen die kleinen, und trocknen sie aus.

Alle Produkte von St. Domingo liefen im Jahr 1720 auf 1200000 Pfund Indigo, 1400000 Pfund weißen Zucker, 21000000 Pfund rohen Zucker hinaus. Dieser Anbau breitete sich aus, und im Jahr 1737 that man den Baumwoll- und Kaffebau hinzu. Im Jahr 1754 wurden die Waaren der Kolonie zur Stelle selbst für 28833581 Livres verkauft. Sie bekam freylich aus dem Mutterlande für 40628780 Livres Waaren; allein, wenn sie sich verschuldete, so geschah dieß nur, um ihren Flor zu beschleunigen. Ihre weiße Volksmenge bestand damals aus 7758 Männern, die im Stande waren, die Waffen zu tragen; aus 2525 Weibern, die Wittwen, oder die verheirathet waren; aus 781 jungen Personen, mannbaren Alters; aus 1691 Knaben und 1503 Mädchen unter 12 Jahren. Sie zählte unter ihren freien Schwarzen oder Mulatten 1362 Männer, die in den Krieg gehen konnten; 1626 Wittwen oder verheirathete Weiber; 1009 Knaben und 864 Mädchen, unter 12 Jahren. Ihre Werkhäuser waren mit 79785 Negern, 53817 Negerinnen, 20518 Negerknaben und 18428 Negermädchen besetzt. Man bearbeitete 344 Zuckerwerke auf roh, und 255 auf weiß; 3379 Indigowerke; und man zog 98946 Kakaobäume, 6300367 Baumwollbäume, 21053842 Kaffestämme. Die Kolonie hatte an Lebensmitteln 5520503 Bananenbäume, 126098 Quadrate mit Patäten, 226098 Quadrate mit Ignamen, 2830586 Maniockgruben. Ihre Heerden beliefen sich nicht über 63450 Stück Wollthiere, und 92946 Stück Hornvieh. Produkte und Volksmenge der Kolonie.

Um die Zeit von 1764 hatte St. Domingo 8786 Weiße, die die Waffen tragen konnten. 4306 wohnten in Norden, 3470 in Westen, und nur 1010 in Süden. Diese Macht ward durch 4114 freie

Mulatten, die aber in Regimenter eingeschrieben waren, vergrößert. Es waren ihrer 497 in Süden, 2250 in Westen, und 1370 in Norden.

Die Anzahl der Sklaven war 206000 von allem Alter und Geschlecht, und auf folgende Art vertheilt. 12000 in neun Städte, wovon einige Arbeiter, und die andern mit dem Hausdienst beschäfftiget waren; 4000 in den Flecken zu Ziegelhütten, zu Töpfereien, zu Steinbrennereien, zu Kalköfen, und zu einigen andern Manufakturen erster Nothwendigkeit, gebraucht; 1000 zum Anbau der Lebensmittel und Gemüse bestimmt; und 180000 zu den Ausfuhrwaaren gewidmet wurden. Seit dieser Zählung sind alle Jahre ungefähr 15000 Schwarze nach der Kolonie gebracht worden. Sie haben die Todten nicht ersetzt, deren Lücke sich, durch die heimlich eingeführten Sklaven, mehr als ausgefüllt fand. Sie haben auch nicht zum Luxus der Städte gedienet, wo die Anzahl dieser Art Bedienten sogar abgenommen. Diese neuerlich hingebrachten Negern waren zur Arbeit fähige Leute: man hat sie alle zum Anbau gebraucht, welchen sie müssen ansehnlich vermehrt haben. Er wird sogar nicht dabey verloren haben, daß man in einigen Artikeln eine Verändrung getroffen.

Anstatt das Indigo, welches ausgesogene Ländereien nicht mehr so reichlich zu geben anfingen, sind 40 neue Zuckerwerke entstanden. Man zählt ihrer heute 260 in Norden, 197 in Westen, und 84 in Süden. Die Siedereien haben sich verhältnißmäßig noch mehr vermehrt, und die Menge des weißen Zuckers ist fast verdoppelt. Die Baumwolle hat in den westlichen Thälern großen Fortgang gehabt, und in den nordlichen hat der Kaffe erstaunliche Schritte gemacht. Es sind sogar in den Holzungen der großen Bucht einige Kakaopflanzungen entstanden. Der

Friede

Friede hat die alten Handlungszweige wieder in Flor gebracht, und neue hervorsprieſſen laſſen. Unter ſeinem Schatten wächſt und gedeihet alles. Er iſt der Schöpfer der Glückſeligkeit beider Welttheile zugleich.

Man kann nach ſehr getreuen Nachrichten verſichern, daß im Jahr 1767 aus der Kolonie 72718781 Pfund rohen Zuckers; 51562013 Pfund weißen Zuckers; 12197977 Pf. Kaffee; 2965920 Pfund Baumwolle; 8470 Bund ungegerbtes Leder; 10350 Packte gegerbtes Leder; 4108 Fäſſer Taffia; 21104 Fäſſer Sirop, ausgeführt worden.

Dies iſt die Maſſe der im Jahre 1767 in die Zollregiſter von St. Domingo eingeführten, und auf 347 aus Frankreich gekommenen Fahrzeugen ausgeführten Produkte. Die unter Segel gemachten Ladungen: der Ueberſchuß der angegebnen Gewichte: die Bezahlung der heimlich eingeführten Schwarzen, können nicht weniger als $\frac{1}{4}$ von den Waaren der Kolonie hingenommen haben, welches man zu der bekannten Angabe der Reichthümer ſchlagen muß. Seit dieſer Epoke hat aller Anbau der Kolonie zugenommen, und der Kaffebau iſt dreifach vermehrt.

Man iſt nicht einig darüber, wie ſehr derſelbe noch vermehrt werden könne. Einige ſagen, man könne ihn verdoppeln, andere, er könne nur um $\frac{1}{3}$ anwachſen. Alle geſtehen, daß durch Kultur noch große Schritte zu machen übrig ſeyn; und man muß dieſelben von der Thätigkeit der Nation erwarten, die einen zur Vervollkommung ſo geſchickten Fond beſitzt. Kann ſie aber hoffen, die Vortheile davon einzuerndten? Iſt ſie verſichert, das Eigenthum davon beſtändig zu behalten? Dieſe beiden Fragen verdienen eine ernſthafte Unterſuchung.

Handel der Franzosen auf St. Domingo mit den Spaniern auf derselben Insel.

Der Handel, welchen die Franzosen auf St. Domingo mit ihrem schläfrigen Nachbar unterhalten, ist wichtiger, als man gemeiniglich glaubt. Sie liefern ihm **Strümpfe, Leinwand, Flinten, Klempenerwaare**, einige **Kleidungsstücke**: und sie empfangen in Bezahlung **Pferde** und **Hornvieh** zu ihren Arbeiten und für ihre Fleischbänke, geräuchert **Ochsen- und Schweinfleisch, Leder**, und endlich 12 bis 15000 Franken, die der Hof zu Madrid alle Jahr auf die Bezahlung der Regierung, der Geistlichen, der Truppen verwendet, die er in seinem, in der neuen Welt zuerst angelegten Pflanzort unterhält. Einige portugiesische Münzen ausgenommen, die durch die Gewohnheit einen erdichteten Werth über ihren wirklichen Preis behalten, haben sie keine andre Metalle, als die sie von ihren Nachbarn, den Spaniern, ziehen. Es würden Revolutionen, die man nicht voraus sehen kann, erfordert werden, um diese Gemeinschaft zu unterbrechen, die zwischen den beiden, im Besitz von St. Domingo befindlichen Nationen zu Lande und zu Wasser unterhalten wird. Hier überwindet das gegenseitige Bedürfniß die Antipathie des Charakters, oder die Gleichförmigkeit des Klima erstickt diesen Keim von Zwiespalt.

Wie die Kolonie ihre Verbindungen mit Europa sichern könne.

Es wäre für die französischen Kolonisten zu wünschen, daß sie eben so sicher wären, ihre Verbindungen mit Europa zu erhalten. Hätten die ersten Abentheurer ihrer Nation, die auf St. Domingo erschienen, auf die Kultur denken können, so würden sie, wie es ihnen leicht war, sich des Theils der Insel bemeistert haben, der am meisten vor dem Winde liegt. Er hat weite und fruchtbare Ebnen. Er ist von allen Seiten dem Weltmeer offen. Sein Ufer ist sicher. In seine Häfen läuft man an dem Tage ein,

ein, da man sie entdeckt; man verliert sie an dem Tage, da man ausgelaufen, aus dem Gesicht. Der Weg ist so, daß der Feind keinen Hinterhalt darauf anbringen kann. Das Kreuzen ist dort nicht leicht. Ihre Höhen sind zum Anlanden der Europäer bequem, und die Reisen sehr kurz. Allein, da das Vorhaben der ersten französischen Seefahrer auf den Angriff der spanischen Schiffe und den mexikanischen Meerbusen unsicher zu machen gerichtet war, so fanden sich die Besitzungen, die sie auf St. Domingo einnahmen, von Kuba, Jamaika, den Türkinseln, dem Schildkröteneiland, den Caiken, Gonave, den Lukayen umringt, deren verdeckte Rheden den Korsaren zum Schlupfwinkel dienen; ferner von einer Menge Bänke und Felsen, die den Gang der Schiffe langsam und ungewiß machen; durch enge Meere, die dem Feinde zum Entern, Einschließen, oder Kreuzen große Vortheile geben.

Wider so viele Gefahren wird die Politik nie ein andres wirksames Hülfsmittel ausfindig machen, als ein während des Krieges in der Kolonie bleibendes und allzeit thätiges Geschwader. Es sey Ohnmacht der Regierung, daß sie ihren Kolonien diese Art von Schutz nicht geben konnte; oder Nachläßigkeit der Admiräle, die, wenn sie bewaffnete Schiffe gehabt, in den Häfen geblieben sind, ohne etwas zu thun: man hat das einzige dem Mutterlande zuträgliche Vertheydigungssystem, zur Sicherheit des St. Domiginschen Handels, nicht befolgt.

Nehmen das Ministerium und die Seemacht eine andre Aufführung und Grundsätze an; so wird man zuerst die Höhen des Kap decken müssen, wohin die aus Frankreich kommenden Schiffer in Kriegszeiten immer, und im Frieden sehr oft, ihren Lauf richten. Da sie sich dem in 10 Meilen oberwärts gelegnen

nen Vorgebirge la Grange nähern müßten, so ziehe dies eine große Menge Korsaren dahin, die ihrer Beute selten verfehlen. Zwey dahin gelegte bewaffnete Schiffe könnten sich leicht dieses Kreutzplatzes bemeistern. Käme der Feind wider alles Vermuthen mit größrer Macht, so müßte man ihm wohl weichen; es ist aber wahrscheinlich, daß dies nicht auf lange Zeit seyn würde.

Nachdem das Einlaufen der Fahrzeuge zum Kap solchergestalt begünstigt worden, müßte man ihr Auslaufen sichern; und zwar auf folgende Art. Eines von den beiden Kriegesschiffen, welches immer im Hafen seyn müßte, nähme verschiedne Kauffartheyschiffe unter sein Geleit, führte sie auf die Höhe, und käme in 3 oder 4 Tagen höchstens wieder zurück. Selten würde es einige Gefahr laufen, weil sich auf diesem Wege keine Schiffe von der Linie befinden, und nicht da seyn können, ohne daß man Nachricht davon habe.

Unterdessen daß ein Theil des Geschwaders die nordliche Schifffarth beschützte, müßte der übrige beträchtlichere die andern Küsten der Kolonie decken. Dieser Theil müßte seinen Nutzpunkt zu Port-au-Prince haben. Zwey seiner Schiffe müßten den ihrigen von dort nach der Wehr St. Nikolas verlegen, die für die vom Kap nach Westen und Süden gehenden Fahrzeuge eben so gefährlich ist, als es la Grange für diejenigen seyn kann, die beim Kap landen wollen. Sie müssen niemals weiter, als bis an die Spitze der Wehr, gehen. Die nordwärts gestellte Macht müßte das Meer bis an diesen Platz freyhalten, welcher um desto wichtiger ist, weil man bey dieser gezwungnen Durchfarth alles auffangen kann, was Neuengland nach Jamaika abschickt. Das Geschwader zu Port-au-Prince müßte auch den Auftrag haben, sich von Zeit zu Zeit auf der Südseite

der

der Insel zu zeigen, seine eignen Höhen zu beschützen, und alle Fahrzeuge, die ihren Rückweg nach Frankreich nehmen wollten, bis auf die hohe See hinaus zu begleiten. Es könnte sogar, wenn die Umstände es ihm erlaubten, gegen Jamaika kreuzen.

Nachdem das Mutterland die Produkte seiner Kolonie vor feindlichen Ueberfällen gedeckt, muß es noch für die Erhaltung eines so fruchtbaren Eigenthums sorgen.

Zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen den Franzosen und Spaniern auf St. Domingo müßten beider Kolonien Grenzen vestgesetzt werden.

Die Spanier, die noch heute die Hälfte der Insel inne haben, waren vormals ziemlich fürchterliche Feinde. Kaum zeigten sich die Franzosen auf St. Domingo, als zwischen beiden Nationen lebhafte Händel entstanden. Unbekannte Privatleute wagten es, gegen ein Volk Krieg zu führen, welches unter rechtmäßiger Hoheit bewaffnet war. Sie wurden von ihrem Vaterlande anerkannt, als dasselbe sie stark genug glaubte, um sich in ihrem anmaaßlichen Besitz zu behaupten. Man schickte ihnen einen Befehlshaber, welcher den Namen eines **Statthalters vom Schildkröteneiland und St. Domingo** führte: ein Titel, welcher nachmals gegen den eines **Generalgouverneurs der Inseln unter dem Winde** vertauscht ward. Der tapfre Mann, welchem zuerst der Oberbefehl über diese unerschrocknen Abentheurer aufgetragen wurde, nahm ihren Geist so sehr an, daß er seinem Hofe die Eroberung der ganzen Insel vorschlug. Er haftete mit seinem Kopf vor den Erfolg der Unternehmung, wenn man ihm nur ein hinlänglich starkes Geschwader schickte, um den Hafen der Hauptstadt zu sperren.

Das Ministerium zu Versailles verabsäumte einen Entwurf, welcher leichter auszuführen war, als es in der Entfernung glaubte, und ließ die Franzosen

beständigen Feindseligkeiten bloß gestellt. Nicht, als hätte man sie nicht beständig mit gutem Erfolg abgewehrt, und nicht sogar in Feindeslande Verwüstung angerichtet; sondern diese Feindschaft nährte in der Seele der Einwohner die Liebe zum Straßenraub; wandte sie von nützlichen Arbeiten ab, und hemmte den Fortgang der Kultur, die allzeit der Zweck jeder wohlverwalteter Kolonie, wie der erste Gegenstand aller Gesellschaft, die Ländereien besitzt, seyn muß. Frankreich wäre durch den Fehler, daß es den Eifer der neuen Kolonisten, um die ganze Insel zu erobern, nicht unterstützte, bald um alles gekommen, was es auf derselben erworben hatte. Unterdessen daß diese Krone mit dem Kriege von 1688 gegen ganz Europa beschäfftigt war, vereinigten die Spanier und Engländer, die sich gleichmäßig fürchteten, sie möchte auf St. Domingo vesten Fuß bekommen, ihre Macht, um sie daraus zu vertreiben. Der Anfang ihrer Operationen ließ sie einen vollständigen Erfolg hoffen, als sie sich auf eine unversöhnliche Weise verunwilligten. Ducaste, der die Kolonie mit großen Talenten und vielem Ruhm regierte, nutzte ihren Zwiespalt, um sie nach einander anzugreifen. Zuerst gieng er auf Jamaika los, wo alles mit Feuer und Schwerdt behandelt ward. Von dort wollte er seine Waffen wider St. Domingo richten, deren er gleichsam versichert war, sich zu bemeistern, als die Befehle seines Hofes dieser Unternehmung Einhalt thaten.

Das Haus Bourbon stieg auf den spanischen Thron, und die französische Nation verlor die Hoffnung, St. Domingo zu erobern. Die Feindseligkeiten, die die zu Achen, Nimwegen und Ryswick geschlossenen Tractaten dort nicht einmal aufgehalten hatten, wurden endlich zwischen zwey Völkern, die sich leicht

leicht lieben konnten, gänzlich geendigt. Es ward ruhig für den Anbau, und selbst für die Anbauer, nämlich die Franzosen. Seit einiger Zeit bedienten sich ihre Sklaven der Nationalmißhelligkeiten, um ihre Ketten zu zerbrechen, und sich in ein Gebiet zu ziehen, wo sie Freiheit und keine Arbeit fanden. Dies Ausreißen, welches natürlich zunehmen mußte, minderte sich durch die Verpflichtung, die die Spanier auf sich nahmen, ihren Nachbarn die Ueberläufer für die Summe von 250 Livres, für jeden Kopf, zurück zu bringen. Obgleich der Vertrag nicht gar zu genau beobachtet ward, wurde er doch ein mächtiger Zügel, bis auf die Händel, wodurch die beiden Nationen im Jahr 1718 zerfielen. Um diese Zeit verließen die Negern haufenweis ihre Werkhäuser. Dieser Verlust weckte in der Franzosen Gemüthern den Entwurf wieder auf, Nachbarn, die durch ihre Trägheit selbst eben so gefährlich waren, als durch ihre Unruhe, gänzlich von der Insel zu vertreiben. Der Krieg dauerte nicht lang genug, um diese Revolution mit sich zu bringen. Am Ende der Unruhen befahl Philipp V. alle geflüchtete Sklaven, die man auftreiben könnte, wieder auszuliefern. Man hatte sie eingeschifft, um sie zu ihren alten Herren zu führen; als das Volk, aus einer von den Bewegungen, die man nicht misbilligen könnte, wenn sie vielmehr durch die Liebe zur Menschheit, als durch den Nationalhaß eingegeben wären, einen Aufstand machte, und sie in Freiheit setzte. Es wird allzeit schön seyn, Völker gegen die Sklaverey der Negern aufgebracht zu sehen. Diese vertieften sich in unzugängliche Gebirge, wo sie sich so sehr vermehrt haben, daß sie allen Sklaven, die dort zu ihnen kommen können, eine sichere Zuflucht anbieten. Dort werden sie, Dank sey es der Grausamkeit gesitteter Nationen, frey und wild, wie Tieger; vielleicht in der Erwartung eines Haupts und eines

nes Erobrers, der die Rechte der beleidigten Menschheit herstelle, und sich einer Insel bemächtige, die die Natur den Sklaven bestimmt zu haben scheint, die sie anbauen, und nicht den Tirannen, die sie mit dem Blut dieser Schlachtopfer besprützen.

Die gegenwärtigen Kombinationen der Politik wollen nicht, daß Spanien und Frankreich sich bekriegen. Die beiden Nationen, ungeachtet des Vertrags der Kronen, geriethen über irgend eine Begebenheit einander in die Haare; so würde dies wahrscheinlich ein vorübergehendes Feuer seyn, welches weder die Zeit geben, noch den Entwurf veranlassen würde, Eroberungen zu machen, die man wieder abzutreten genöthigt wäre. Von beiden Seiten würden also die Unternehmungen auf Verheerungen hinaus laufen. Alsdann aber würde die Nation, die keinen Anbau hat, wenigstens auf St. Domingo, selbst durch ihre Dürftigkeit derjenigen furchtbar seyn, deren Anbau Fortschritte gemacht hat. Ein kastilischer Statthalter fühlte den Vorzug, welchen ihm die Schläfrigkeit und Armuth der Seinigen gaben, so gut, daß er an den französischen Befehlshaber schrieb, er würde, falls er ihn zu einem Einbruch zwänge, auf einer Meile Weges mehr zu Grunde richten, als durch die Verwüstung des ganzen unter seinem Befehl stehenden Landes verderbet werden könnte.

Diese Lage beweist, daß, wenn in Europa die Feindseligkeiten zwischen den beiden Völkern ausbrächen, das thätigste die Neutralität für diese Insel verlangen müßte. Vielleicht würde das Interesse des einen und des andern erfordern, daß sie ganz in die Hände des arbeitsamsten käme. Allein, wenn sich auch der Hof zu Madrid entschließen könnte, ein Gebiet abzutreten, welches ihm zur Last ist, so würden doch noch viele Schwierigkeiten zu übersteigen

seyn.

seyn. Großbritannien, welches heute das Schicksal von Amerika in seinen Händen hat, würde schwerlich in diese Vermehrung des Reichthums für seinen Nebenbuhler willigen.

Eine natürlichere Einrichtung, und die gar keine Widersetzung finden müßte, würde die seyn, daß man die Grenzen der beiden Nationen vest setzte, die St. Domingo unter sich theilen. Dieser Befehl schien eine Folge von Philipp V. Throngelangung zu seyn, einer Begebenheit, die den französischen Besitzungen ein gewisses Kennzeichen von Stätigkeit und Rechtmäßigkeit eindruckte, welches sie bis dahin nicht gehabt hatten. Man mußte erwarten, dasjenige von den beiden Völkern, welches dem andern einen König gab, würde den Anspruch thun, daß das ganze, zwischen den Küsten, die es in Norden und Süden inne hatte, eingeschlossene Gebiet von ihm abhängig bleiben sollte. Man ward durch größeres Interesse genöthigt, diese Untersuchung auf eine andre Zeit zu verschieben, die niemals gekommen ist. Man hat sogar nicht eine einzige Konferenz eröffnet, um dies Chaos aus einander zu setzen. Diese Nachläßigkeit hat hundertmal Privatpersonen gegen Privatpersonen bewaffnet, die sich oft niedergemacht, ermordet haben. Dieser Keim von Zwietracht und Wuth hat alle Herzen eingenommen; und beide Nationen haben im Jahr 1730 die Waffen ergriffen, um sich auszurotten. Es gelang damals den Häuptern beider Kolonien, diese Wuth durch einen vorläufigen Vertrag zu stillen; werden aber die Nachfolger dieser geschickten und gemäßigten Leute gleiches Ansehen und gleiches Glück haben? Es kömmt hier darauf an, diesen innerlichen Krieg auf immer dadurch zu ersticken, daß man das gegenseitige Eigenthum auf eine gesetzliche und authentische Weise sichere.

Um hiebey mit gehöriger Ordnung und Gerechtigkeit zu verfahren, muß man bis auf das Jahr 1700 zurück gehen. Um diesen Zeitpunkt blieben die beiden Völker, die nun Freunde geworden, von Rechtswegen in Besitz alles des Landes, welches sie inne hatten. Die Eingriffe, die die Unterthanen der einen Krone in diesem Jahrhundert gemacht haben, sind Unternehmungen eines Privatmannes gegen den andern. Ob sie gleich geduldet worden, sind sie doch nicht für rechtmäßig erklärt; und die Rechte beider Mächte sind dieselben geblieben, weil kein unmittelbarer noch mittelbarer Vergleich ihnen etwas abgesprochen.

Nun beweisen unstreitige Thatsachen, daß die französischen Besitzungen, deren Grenze auf der Nordküste heute der Massastrom ist, sich im Anfang dieses Jahrhunderts bis an den Nagunstrom erstreckten. Die Besitzungen auf der Südküste, die man bis an die Spitze des Kap Beare getrieben hatte, sind mit der Zeit bis an die Bucht Pitre zusammen gezogen. Wie ist diese unmerkliche Revolution bewirkt worden? Durch eine natürliche Folge des Wirthschaftsystems beider benachbarten Völker. Das eine, welches Landbauer geworden, hat alle seine Besitzungen um die meist besuchten Häfen herum zusammen gebracht, wo es den Absatz seiner Waaren haben mußte. Das andre, welches vielmehr Hirte als Ackermann war, hat sich aller verlassenen Ländereien bemeistert, weil es zu seiner Viehzucht einen weitern Raum nöthig hatte. Durch die Natur der Sachen haben sich die Wilden ausgebreitet, und die Fruchtfelder verengt, wenigstens sind sie näher zusammen gekommen. Es ist nicht recht, daß das betriebsamste und nützlichste Volk auf der Erde, deren Fruchtbarkeit es befördert, durch die irrende Nation

geplün-

geplündert werde, die nur verzehrt, ohne etwas wieder zu schaffen.

Im Innern des Landes würden die Grenzen der Franzosen schwerer zu bezeichnen seyn; so sehr viel Ungewißheit und Verwirrung haben die daselbst häufig und täglich geschehenen Revolutionen darin gemacht. Heute werden die beiden Kolonien durch die Berge **Ouananimthet**, **Trou**, des **großen Flusses**, der **Artibonite**, und **Mirebalais**, geschieden. Durch diese Abgrenzung sind die Franzosen überall, die Spitzenwehr St. Nikolas und das Kap Tiburon ausgenommen, auf einen schmalen Strich Landes eingeschränkt, der sich nirgend über $9\frac{1}{2}$ Meilen weit, und an einigen Stellen höchstens auf 6 Meilen erstreckt. Dies Gebiet bildet eine Art von halbem Mond, dessen vorspringende Rundung sich auf dem Seeufer in einer Strecke von 250 Meilenküste nach Norden, Westen und Süden verbreitet. Allein diese Grenzen können, aus einer Ursache, welcher alle andre Betrachtungen weichen müssen, nicht bestehen.

Die nordlichen Pflanzörter der Franzosen sind von den westlichen und südlichen durch unzugängliche Berge abgesondert. Die Unmöglichkeit, sich zu Hülfe zu kommen, setzt sie dem Ueberfall einer Macht aus, die den beiden Nationen gleich feind ist. Die gemeinschaftliche Gefahr, die diesen Nachbarn eine Art von gegenseitigem Interesse giebt, muß den Hof zu Madrid bewegen, die Grenzen so zu bestimmen, daß sein Bundsgenosse die Bequemlichkeiten dabey finde, deren er zu seiner Vertheidigung bedarf. Das Land, von dessen Aufopferung die Rede ist, ist bergig, von mittler Güte, und weit von der See entfernt. Die Eigenthümer dieser ungebauten aber mit Heerden bedeckten Ländereien müssen von Frankreich

so

so großmüthig entschädigt werden, daß sie ihren Verlust nicht im geringsten zu bedauern Ursache haben.

Maaßregeln, die Frankreich ergreifen muß, um seine Kolonie vor fremdem Angriffe zu sichern.

Wenn die Kolonie alle ihre Besitzungen, durch eine fortgesetzte und ununterbrochene Gemeinschaft, innerlich wird verbunden und unterstützt haben, so muß man sie gegen die Angriffe ihres einzigen wahrhaftig furchtbaren Feindes bevestigen: dieser ist der Engländer. Will er St. Domingo auf der West- oder Südseite anfallen, so wird er seine Macht zu Jamaika versammeln. Will er es von der Nordseite, so wird er seine Zurüstungen zu Barbados, oder auf irgend einer andern Windinsel machen, von welcher er in 7 oder 8 Tagen beim Kap anlangen kann, anstatt der 5 oder 6 Wochen, die man gebraucht, um von Jamaika nach diesem Hafen hinauf zu gehen.

Die West- und Südseite können nicht vertheidigt werden. Man kann wegen der unermeßlichen Strecke des Landes keine Verbindung und Zusammenstimmung in den Bewegungen anbringen. Wenn man die Truppen zerstreut, so werden sie durch die Theilung der Macht unnütz; zieht man sie zusammen, um solche Posten zu unterstützen, die wegen ihrer Lokalschwäche dem Angriff am meisten bloß gestellt sind, so läuft man Gefahr, sie alle auf einmal zu verlieren. Große Bataillonen würden nur eine Last für weite Küsten seyn, die dem Feinde zu viel Flanke oder zu viel Fronte zeigen. Man muß sich bloß darauf einschränken, Batterien zu bauen oder zu unterhalten, die die Rheden, die Kauffartheyschiffe und die Küstenfarth beschützen, die die Korsaren abhalten, und selbst vor der Landung eines oder zweier Kriegsschiffe bewahren können, die zu verheeren und Steuern einzutreiben kommen würden. Die leichten Truppen, die zur Unterstützung dieser Batterien hinlänglich sind, müssen, so wie der Feind vorrückt, zurück weichen,

chen, und sich damit begnügen, daß sie sich nicht ergeben, ohne bedroht zu seyn.

Es ist nicht die Meynung, daß man alle Art von Gegenwehr aufgeben solle. Jede Küste müßte hinterwärts einen Zufluchts- und Verstärkungsort haben, der stets dem Rückzuge offen, weit aus des Feindes Schuß, vor seinen Angriffen sicher, und, dieselben abzuschlagen, im Stande wäre. Es müßte ein enger Weg seyn, wo man sich mit Vortheil verschanzen und vertheidigen könnte. So ist der gasconische auf der Westküste. Er hat alle natürliche Stärke der Lage, bey der einzigen Unbequemlichkeit, daß er nicht in der Mitte von allen Quartieren liegt. Der allgemeine Sammelplatz in Süden, wozu man 10000 Klafter von Cayes den Wohnplatz **Perrein** bestimmt hat, ist ein Zufluchtsort, welcher überlegnen Widerstand thun kann. Er liegt im Mittelpunkt aller rückwärts zu machenden Bewegungen, und vereinigt in sich alles, was man zur Vertheidigung verlangen kann. Die Natur, die seinen Zugang so eng machte, hat seine Seiten gedeckt, und ihm hinten einen Ausweg gesichert, der dem Feinde alle Wege versperrt, um ihm in den Rücken zu kommen, seinen Vertheidigern aber einen Ausgang öffnet, um die Gemeinschaft mit dem Innern der Kolonie zu unterhalten.

Aus diesen Winkeln, die nicht zu erobern sind, wird man den Erobrer beständig beunruhigen, der, da er keinen vesten Platz hat, tausend Ueberfällen ausgesetzt seyn wird. Diese Beunruhigungen können vermehrt werden, wenn man einige Schwadronen leichter Reuter hat. Man kann sie mit geringen Kosten haben. Die Spanier von St. Domingo verkaufen um einen mäßigen Preis sehr schlanke andalusische Pferde, voll Feuer, die nicht beschlagen

sind, die das ganze Jahr auf der Weide gehen, wo sie auf freiem Felde schlafen. Dies sind fürtreffliche Hülfsmittel zum kleinen Krieg, wodurch man Zeit gewinnen wird, den Beistand, welcher allzeit auf dem Wege von Norden her ankommen kann, abzuwarten. Die Truppen, die denselben führen werden, können sogar, wenn es nöthig ist, zur Vertheidigung dieses andern Theils der Kolonie mit beytragen, dessen Angriff nicht anders, als von der Seeseite, möglich seyn wird.

Alle, die die Insel St. Domingo kennen, wissen es, daß die französischen Pflanzörter daselbst zwey verschiedne Kolonien, die eine gegen Süden und Westen, und die andre gegen Norden, bilden, welche über Land gar keine nützliche und wirkliche Gemeinschaft haben. Wenn man also auch annähme, daß sich die Engländer in Westen und Süden mit Macht und gründlich vestgesetzt hätten; so würde es ihnen doch unmöglich seyn, zu Lande nach Norden zu kommen. Falls sie den Entwurf dazu machten, so könnten sie denselben nicht anders auszuführen suchen, als, wenn sie durch den schmalen Strich Landes, welcher die französischen Besitzungen in Westen und Norden auf dem Kap St. Nikolas verbindet, oder durch die spanischen Besitzungen giengen; zwey Wege, die gleich unbrauchbar sind.

Der erste ist eine unfruchtbare Wüste, so voll von Wäldern, engen Wegen, Abstürzen, daß ein Mann zu Fuß; sich nicht anders, als mit vieler Zeit und äußersten Beschwerden, daraus wickeln kann. Der zweite ist nicht minder schimärisch. Man müßte ihn über die hohen, ungebahnten, steilen spanischen Berge machen, worüber man nicht gehen würde, ohne beunruhigt zu werden. Die zu Lande unzugängliche Nordküste kann also nicht anders, als von

der

der Seeseite, angegriffen werden. Da sie reicher, mehr bevölkert und kleiner ist, als die beiden andern, so kann man leichter einen Feldkrieg darauf führen, und sie anhaltend und regelmäßig vertheidigen.

Das mehr oder weniger mit Sandbänken bedeckte Seeufer zeigt ein an vielen Stellen sumpfiges Land. Die Manglebäume, Schlagholz, welches einen überschwemmten Boden bedeckt, macht die kleinen Seen noch undurchdringlicher. Diese natürliche Wehr ist durch das verschiedentlich umgehauene Schlagholz vermindert worden. Allein die Stapelplätze, die gemeiniglich nichts, als auf den Seiten mit diesem überschwemmten Holz versehene Löcher, sind, erfordern nur eine mittelmäßige Fronte, um geschlossen zu werden. Die Magazine und die andern steinernen Gebäude sind daselbst gemein; sie geben Posten mit Schießlöchern ab, und sichern einige verdeckte Feuer.

Diese erste Linie des Seeufers scheint hoffen zu lassen, daß ein von der Natur so wohl vertheidigtes Ufer von 18 Meilen, wenn es nur ein wenig durch die französische Tapferkeit unterstützt wäre, den Feind in Gefahr setzen würde, in dem Augenblick seiner Landung geschlagen zu werden. Wären seine Entwürfe bekannt, zeigten seine Anordnungen auf der See von weitem seinen Landungsort, so könnte man sich dahin begeben, und derselben zuvor kommen. Allein die Erfahrung sichert den Geschwadern einen untrüglichen Vortheil.

Es ist nicht bloß wegen der aus den Schiffen kommenden Lagenfeuer, die die Landung der Schaluppen decken; es rührt von der Unmöglichkeit, alle Stellen der Küste zu besetzen, her, daß ein vor Anker gekommenes Geschwader leicht Landungen

thun kann. Es bedroht zu viele Plätze auf einmal. Landtruppen kriechen, so zu reden, um Krümmungen herum, während daß die Kanoe und die Schaluppen durch einen kürzern Weg fliegen. Der Angreifer verfolgt die Chorde, unterdessen daß der Vertheidiger den Bogen zu durchlaufen hat. Durch verschiedne Bewegungen betrogen und ermüdet, ist dieser eben so unruhig über diejenigen, die er am hellen Tage machen sieht, als über die Wendungen, die die Nacht ihm verbirgt.

Um ihn in Stand zu setzen, einer Landung zu widerstehen, muß man sie alsbald wie ausgeführt ansehen. Alsdann gebrauche man seinen Muth und seine Stärke, um von der Langsamkeit oder den Fehlern des Feindes Vortheil zu ziehen. Sobald man ihn auf der See sieht, muß man ihn auf dem Lande erwarten, als wenn er vom Himmel darauf fallen müßte. Wegen der großen Anfuhrt, wo man anlegen kann, wird die Ebne des Kap allzeit einer Landung offen bleiben. Man muß nicht so sehr auf die Ufer der Küste, als auf das Innere des Landes, sehen.

Dieses ist allgemein mit Zuckerrohr bedeckt, dessen in Ansehung der verschiednen Grade der Reife verhältnißmäßige Höhe die Felder nach und nach gleichsam in eben so viele Schlagwälder verwandelt. Hier legt man Feuer an, entweder um seine Flanken oder seinen Marsch zu decken, oder um das Nachsetzen des Feindes aufzuhalten, ihn zu hintergehn, oder stutzig zu machen. In Zeit von 2 Stunden zeigt die Feuersbrunst, statt eines bedeckten Landes, Arten von Stoppeln oder Brachfeldern, weiter, als das Auge reichen kann.

Die Absonderung der Rohrfelder, die Heiden und die Plätze mit Lebensmitteln, sind den Bewegungen

gen

gen eines Kriegsheers nichts hinderlicher, als unsre Wiesen. An statt unsrer Dörfer sind es minder bevölkerte, aber häufigere Wohnplätze. Die dicken und nach der Schnur gezognen Hecken von Citronenbäumen, welche bedeutender und nicht so leicht zu durchdringen sind, als die Befriedigungen unsrer Felder: diese sind es, die den größten Unterschied in der Aussicht zwischen den Amerikanischen und Europäischen Feldern machen.

Wenig Ströme; einige Regengüsse; kleine Berge; ein überhaupt ebner Boden; Dämme gegen die Ueberschwemmungen; wenige oder gar keine Gräben; eine oder zwey nicht sehr dicke Holzungen; eine kleine Anzahl Sümpfe; ein Erdreich, welches bey einem Gewitter mit Wasser, und nach zwölf Stunden Sonnenschein mit Staub bedeckt ist; Flüsse, die einen Tag dauern, und am folgenden vertrocknet sind: dies ist es, wodurch sich eigentlich die ganze Ebne des Kap unterscheidet. Da sie so abwechselnd ist, muß man in derselben vortheilhafte Lagerplätze finden; nicht zu vergessen, daß in einem Vertheidigungskriege der Posten, welchen man einnehmen will, demjenigen, welchen man verläßt, nie zu nahe seyn kann.

Es ist nicht der Schriftsteller Sache, Kriegsleuten Regeln vorzuschreiben. Cäsar selbst hat gesagt, was er gethan, und nicht, was gethan werden sollte. Die Specialcharten, die Schätzung der Posten, die Kombination der Märsche, die Kunst der Lagerungen und Rückzüge, die gelehrteste Theorie, alles, ist dem Blick des Feldherrn unterworfen, welcher beides, die Grundsätze in seinem Kopf und die Materialien in seiner Hand, auf die lokal- und augenblicklichen Umstände anwendet, worin ihn der Zufall versetzt hat. Das militarische Genie, so mathematisch es ist, hängt vom Glück ab, welches die Ordnung der Ope-

rationen der Veränderlichkeit der Angriffe unterwirft. Die Regeln sind mit Ausnahmen durchspikt, die der Takt vorempfinden muß. Die Ausführung selbst verändert fast allzeit den Plan einer Aktion, und bringt ihr System in Unordnung. Der Muth oder die Furchtsamkeit der Truppen; des Feindes Verwegenheit; der Ausschlag seiner Maaßregeln; ein unversehener Vorfall oder Begebenheit; ein Ungewitter, welches einen Strom anschwellt; der Wind, der einen Fallstrick, oder einen Hinterhalt unter Wirbeln von Staub verbirgt; der Donner, der die Pferde erschreckt, oder sich mit dem Gebrüll der Kanonen vermischt; die Temperatur der Luft, deren Einfluß beständig auf die Lebensgeister des Anführers und auf das Blut der Soldaten wirkt: dies sind eben so viel physische oder moralische Elemente, die durch ihre Unbeständigkeit die zum Besten angelegten Entwürfe gänzlich über den Haufen werfen.

Was man auch für einen Ort zu einer Landung auf der Nordseite von St. Domingo wählen mag, so wird die Stadt des Kap allzeit ihr Gegenstand seyn. Die Ausschiffung wird ohne Zweifel in der Bay des Kap selbst geschehen, wo die Schiffe im Stande seyn würden, die Landmacht durch zwey Drittheile ihrer Mannschaft zu vergrößern, und das zur Belagerung dieser reichen Vestung nöthige Geschütz, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse zu liefern. Daher müssen auch auch alle zur Gegenwehr gemachte Bewegungen den Angreifer von diesem Bollwerk der Kolonie zu entfernen suchen. Man muß die Ungleichheit der Macht durch vortheilhafte Stellungen vermindern. In dem Augenblick der Landung muß man den Angriff anfangs aushalten, um dadurch das Feld streitig zu machen, ohne die sämmtlichen Truppen Handgemein werden zu lassen. Man muß eine solche Stellung

lung nehmen, daß man zwey Wege zum Rückzug frey behalte, den einen gegen das Kap, um es mit Besatzung zu versehen, und den andern nach den engen Pässen der Gebirge, um daselbst eine Art von verschanztem Lager zu halten, aus welchem man die Belagerungsanstalten stöhren, und die Einnahme der Vestung verzögern könne. Würde sie auch genommen, weil man das Ausreißen der Truppen nicht begünstigen könnte, wenn man sie räumte, so würde noch nicht alles zum Ende seyn. Die für Kriegsheere unzugänglichen Berge, wohin sie flüchten würden, umgeben die Ebne mit einer doppelten oder dreyfachen Kette. Die bewohnten Quartiere sind durch dieselbe mit sehr engen und leicht zu vertheidigenden Wegen gleichsam verwahrt. Der vornehmste dieser engen Wege, nämlich der an dem großen Fluß, stellt dem Feinde zwey oder drey Fuhrten entgegen, die sich von einem Berge zum andern erstrecken. 4 oder 500 Mann würden an denselben die zahlreichste Macht, durch bloße Vorsicht, das Flußbett auszugraben, aufhalten. Dieser Widerstand könnte durch 25000 Weiße oder Schwarze, in diesen Thälern seßhafte Einwohner, unterstützt werden. Da die Weißen sich dort mehr vermehrt haben, als in den reichern Gegenden, so bauen sie, weil sie wegen ihrer mäßigen Erndten nicht viel europäische Waaren verbrauchen können, Produkte, wovon sie leben; und mit diesen könnten sie alsdann die Truppen, die ihr Land vertheidigen würden, versehen. Was sie nicht an frischem Fleisch gäben, würden die Spanier ersetzen, die auf den Rückseiten dieser Berge zahlreiche Heerden aufziehen.

Es kann sich gleichwohl ereignen, daß die Standhaftigkeit der Truppen durch den Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen erschöpft, und sie ent-

weder mit Gewalt zum Weichen gebracht, oder umzingelt werden. Daher gerieth man vor einigen Jahren zu Versailles auf den Einfall, mitten in den Gebirgen eine Vestung zu bauen. Der Marschall von Noailles unterstützte diesen Entwurf mit Lebhaftigkeit. Man dachte damals, man würde den Feind durch auf der Küste zerstreuete Erdreduten zu regelmäßigen Angriffen nöthigen, und ihn durch den Verlust vieler Mannschaft in einem Klima, wo die Krankheiten sie schneller hinreißen, als die Gefechte, unvermerkt aufreiben können. Man wollte jene auf der Grenze dem Anfall der Herren der See ausgesetzten Kriegsplätze nicht mehr haben; weil sie den Einwohner nicht vertheidigen können, und dem Sieger zum Bollwerk dienen, der sie mit Schiffen leicht nimmt und behauptet, auch nach seinem Belieben Waffen und Truppen darein legt und heraus zieht, um die Ueberwundnen im Zaum zu halten. Ein ganz offenes Land, sagte man, wäre für eine Macht ohne starke Flotte besser, als Vestungswerke, die auf verheerten und durch das ungesunde Klima entvölkerten Ufern zerstreut und verlassen lägen.

Es war der Mittelpunkt der Insel, wo man ihre Schutzwehr gründlich anzulegen hoffte. Ein Weg von 20 bis 30 Meilen, mit häufigen Hindernissen, wo jeder Schritt durch Gefechte erkauft werden müßte; worin ein abgesonderter Haufe, durch vorzügliche Stellung, einem ganzen Kriegsheer fürchterlich werden würde; wo die langsame und mühselige Fortbringung des Geschützes, die Schwierigkeit der Proviantfuhren, und der weite Abstand von der Gemeinschaft mit der See, kurz alles zum Untergang des Feindes zusammen kommen würde: dies sollte, so zu reden, das Glacis der Vestung seyn, die man anzulegen willens war. Diese Hauptstadt, die, an einem Orte gelegen,

legen, wo die Höhe des Erdreichs die Hitze des Klima mäßigt, den Einfluß der Luft vereinigen würde; mitten in einem Felde, welches die nothwendigsten Eßwaaren, und besonders Reis, liefern würde; mit Heerden umgeben, welche auf dem zu ihrer Vermehrung günstigsten Boden weiden und für die Zeit der Bedürfnisse würden aufbehalten werden; mit Vorrathshäusern, die nach ihrer Größe und ihrer Besatzung eingerichtet: eine solche Stadt würde eine Kolonie, deren Reichthum nur die Stärke vermindert, und die, indem sie den Ueberfluß giebt, ohne das Nothwendige zu haben, eine kleine Anzahl Eigner bereichert, aber ihnen keinen Lebensunterhalt verschaffen kann, in ein Königreich verwandelt haben, welches sich lange Zeit durch sich selbst behaupten würde.

Wollte der Feind, nachdem er sich der Küsten, die man ihm nicht streitig machen würde, bemächtigt, die Produkte derselben einerndten; so würde er Kriegsheere haben müssen, um sich im Vertheidigungsstande zu erhalten, worauf er sich, wegen der immerwährenden Ausfälle aus dem Mittelpunkt, einzuschränken, genöthigt seyn würde. Die Truppen aus dem Innern der Insel, die allzeit eines Rückzuges gewiß wären, auf welchem man sich scheuen würde, sie anzugreifen, könnten leicht durch Hülfe aus Europa erfrischt werden, die ohne Mühe bis an den Mittelpunkt eines Zirkels von so weitem Umfange durchdringen würde, unterdessen, daß alle engländische Flotten nicht hinreichten, die Lücken auszufüllen, die das Klima beständig in ihren Besatzungen machen würde.

Ungeachtet alle diese Vortheile klar in die Augen leuchten, so hat man doch den Entwurf einer Vestung in den Gebirgen aus dem Gesicht verloren, und sich mit einem System beschäfftigt, vermöge dessen die ganze Vertheidigung der Kolonie auf die Wehr St.

Nikolas hinaus laufen würde. Der neue Plan mußte nothwendig den Beifall der Kolonisten erhalten, die neben ihren Pflanzungen niemals ohne Verdruß Kastelle und Besatzungen sehen, woraus weniger Sicherheit als Verwüstung entsteht. Sie haben begriffen, daß, wenn alle Macht in einem einzigen Punkt versammelt wäre, sie in ihrer Nachbarschaft auf den drey Küsten nur leichte Truppen haben würden, die zwar zureichend sind, um Seeräuber durch Batterien abzuhalten, übrigens aber als nachgebende Vertheidiger bereit sind, bey dem geringsten Zeichen einer Landung, ohne Widerstand zu weichen, sich zu zerstreuen, oder zu kapituliren.

Dieser, dem Privatinteresse günstige Plan ist auch der Meynung sehr aufgeklärter Kriegsmänner gemäß befunden. Sie haben gedacht, die kleine Anzahl Truppen, die die Kolonie tragen kann, und die in einer so großen Insel, als St. Domingo, gleichsam verloren ist, würde auf der Wehr von Bedeutung zu seyn scheinen. Es ist **Bombardopolis**, welches man als den furchtbarsten Posten gewählt hat. Diese neue Stadt liegt am Ende einer großen Ebne, die wegen ihrer Höhe beständige Kühlung hat. Ihr Gebiet ist mit einer natürlichen Heide bedeckt, und durch Palm- und Latanienwäldchen verschönert. Es wird durch keine Anhöhe bestrichen, welches in St. Domingo selten ist. Man würde daselbst eine regelmäßige und so starke Vestung anlegen können, als man wollte: bewahrte sie die Küsten nicht vor einem feindlichen Ueberfall, so würde sie doch den Erobrer verhindern, sich auf denselben vest zu setzen.

Es wäre zu wünschen, sagen Staatsmänner, daß man in dem Augenblick, da man die Arbeiten an der Wehr angefangen, alle Bevestigung dabey angebracht hätte, die in einer so vortheilhaften Lage möglich

möglich war. Es ist ein Schatz, welchen man nicht entdecken, oder sich zugleich seines Besitzers versichern mußte. Geriethe dieser kostbare Schlüssel von St. Domingo, und selbst von Amerika, in die Hände der Engländer, wie sich dies Unglück bey dem ersten Feuer eines Krieges, der nicht fern seyn kann, zutragen dürfte, so würde dies Gibraltar der neuen Welt Spanien und Frankreich nachtheiliger seyn, als selbst das Europäische.

Man wundre sich übrigens nicht, daß man in allen bisher zur Vertheidigung von St. Domingo genommenen Maaßregeln so wenig Gründliches findet. So lange die Vorsicht und die Beschützung auf Mittel der zweiten Ordnung eingeschränkt seyn werden, wodurch die Erobrung dieser Insel nur verzögert, und nicht verhindert werden kann, wird man keinen unveränderlichen Plan befolgen können. Veste Grundsätze gehören ausschließend für solche Mächte, die auf ihre Seemacht rechnen können, um sich vor dem Verlust ihrer Kolonien zu verwahren, oder sich ihrer Wiedererobrung zu versichern. Die französischen werden nicht durch die beweglichen Arsenäle bewahrt, die zu gleicher Zeit angreifen und vertheidigen können. Ihr Mutterland hat noch keine hinlänglich furchtbare Seemacht. Aber, regiert es seine entfernten Besitzungen wenigstens nach den Grundsätzen einer aufgeklärten und wohlgeordneten Politik? Dies wollen wir itzt untersuchen.

Untersuchung der in den französischen Inseln eingeführten Regierung.

Die britannische Regierung, die allzeit durch den Nationalgeist geleitet wird, welcher sich nicht von dem wahren Interesse des Staats entfernt, hat das Eigenthumsrecht nach der neuen Welt gebracht, worauf die Grundlage ihrer Gesetzgebung beruht. Ueberzeugt, daß der Mensch nie wohl zu besitzen glaubt, als was er rechtmäßig erworben, hat sie die Ländereien,

reien, die man auf ihren Inseln hat urbar machen wollen, verkauft; aber um einen sehr mäßigen Preis. Diese Methode hat ihr die sicherste geschienen, um die Bearbeitung der Ländereien zu beschleunigen, um die Partheilichkeit und Eifersucht zu verhindern, die aus einer durch den Eigensinn der Gunst geleiteten Vertheilung entstehen würden.

Wird das Eigenthumsrecht auf den französischen Inseln geehrt?

Frankreich hat eine dem Schein nach edlere, aber in der That nicht so kluge Aufführung beobachtet, indem es denen, die darum ansuchten, ohne Entgeld Besitzungen bewilligte. Ohne auf ihre Talente und auf ihr Vermögen zu achten, bestimmte ihrer Beschützer Kredit das Maaß und den Umfang des Landes, welches sie bekamen. Man setzte freilich vest, sie sollten in dem Jahre der Bewilligung anfangen, sich nieder zu lassen, und bey Strafe der Entziehung den Anbau unaufhörlich fortsetzen. Allein, außer der Unbequemlichkeit, daß man Leute, die nicht die Mittel gehabt hatten, ein Grundstück an sich zu bringen, zu den Unkosten der Bearbeitung nöthigte, ward die Strafe nur denen angethan, die, ohne Glück und ohne Herkunft, Niemand hatten, der sich um ihre Beförderung bekümmerte, oder schwachen und verlassenen Bergleuten, denen das öffentliche Mitleid hätte bey dem Elende zu Hülfe kommen sollen, worin sie durch ihrer Eltern Tod gerathen. **Jeder Eigner**, *) der Empfehlung oder Unterstützung fand, konnte sein brachliegendes Gut ungestraft behalten.

Zu

*) Wie würden sich manche Regenten wundern, wenn sie sehen könnten, was für eine sonderbare Wendung ihren politisch guten oder gutgemeynten Verfügungen durch dergleichen Einflüsse gegeben wird, und wie sehr sie oft anstatt der zu erwartenden Ausführung unkräftig gemacht werden.

Ebendas.

Zu dieser Vorzugsliebe, die der Kolonien Fortgang merklich verzögern mußte, hat sich eine Menge wirthschaftlicher Einrichtungen gesellet, deren eine noch fehlerhafter war, als die andre. Zuerst hat man allen, denen man Ländereien gab, auferlegt, für jeden Sklaven, den sie auf ihrem Wohnplatz würden,

500

Ebendas. (et Ordre bleſſoit.) Ein neuer Beweiß, daß Grundsätze in der Theorie sehr gut und gültig scheinen können, die in der Anwendung wahrhaftig schädlich sind. Der Manioc ist ein nothwendiges Nahrungsmittel der Sklaven. Was scheint natürlicher zu seyn, als daß man bey der Anlage einer Kolonie erst auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse Bedacht nehmen müße? Wenn aber die Pflanzer damit anzufangen gezwungen sind, dies wohlfeile Produkt auf einem reichen Boden zu bauen, der an kostbareren ergiebiger seyn würde; wenn sie ihre erste, oft kümmerlich zusammengetriebene Anlage auf einen Anbau verwenden sollen, der keinen Erwerb giebt; wenn ihnen hinterher der Mangel des Vermögens oder Kredits für einträglichere Unternehmungen die Hände bindet, oder der überbliebene geringere Boden keine Aussicht auf großen Gewinn verstattet; wenn Leute, die mit großen Hoffnungen hineilten, um durch den ausbleibenden Gewinn Muth und Eifer verlieren: so ist eine solche theoretisch weise Verfügung ein wahrer Druck für die Kolonie, wodurch sie in ihrer Geburt schon entnervt und niedergehalten wird, und in der Folge niemals zur rechten Blüthe gelangen kann. Ein Glück ist es noch für sie, wenn man bey der Ausführung die Undienſamkeit solcher Maaßregeln gewahr wird, und über ihre Befolgung nicht strenge hält: nur Schade, daß das fast immer zu geschehen pflegt, was auch der Verfasser hier anführt; daß nämlich Eigensinn oder Eigennutz der Finanzbedienten es allein entscheidet, wer von solchem Druck frey seyn solle, oder nicht.

500 Maniokgruben anzulegen. Dieser Befehl war sowohl dem Interesse der Privatpersonen zu nah, indem sie dadurch gezwungen wurden, ein schlechtes Produkt in einem Erdreich zu bauen, welches reichere hervor bringen konnte; als auch dem öffentlichen Interesse, indem das trockne Erdreich, welches nur zu dieser Art von Produkt geschickt war, dadurch unnütz ward. Es war ein doppelter Fehler, welcher den Anbau aller Waaren vermindern mußte. Daher ist auch das Gesetz, welches der freien Herschaft über das Eigenthum Gewalt anthat, niemals streng ausgeführt worden; allein, da man es nicht wiederrufen hat, so ist es in den Händen des unwissenden seltsamen Staatsverwesers, der nach Leidenschaft handelt, und sich ihrer wider die Einwohner wird bedienen wollen, allzeit eine Geißel. Dies ist jedoch das geringste Uebel, welches sie der Gesetzgebung vorzuwerfen haben. Der Zwang der Ackergesetze ist noch durch das Gewicht der Frohndienste erschwert worden.

Es war eine Zeit in Europa, die Zeit der Lehnsherschaft, in welcher die Metalle bey öffentlichen oder Privatverträgen nicht mit in Anschlag kamen. Der Adel diente dem Staat, nicht mit seinem Geldbeutel, sondern mit seiner Person; und diejenigen ihrer Vasallen, die sie sich durch die Eroberung gleichsam zugeeignet hatten, bezahlten ihnen Gefälle, entweder in Waaren, oder in Arbeiten. Diese für die Menschen und das Land verderbliche Gewohnheiten mußten die Barbaren, wovon sie ihren Ursprung hatten, fortwähren machen. Aber endlich fielen sie stufenweis, nach dem Maaß, wie die Gewalt der Könige, mit der Lockspeise, die Völker frey zu machen, die Unabhängigkeit und Tiranney der Großen zu untergraben anfieng. Der allein Herr gewordne Landesfürst schaffte, als Obrigkeit, einige, aus dem alle Rechte zerstö-

renden

renden Kriegsrecht entstandne, Misbräuche ab. Gleichwohl behielt er viele von den durch die Zeit geheiligten Usurpationen bey. Die Frohndienste haben sich in einigen Staaten behauptet, wo der Adel fast alles verloren, ohne daß das Volk daselbst das Geringste gewonnen hätte. Frankreich sieht noch seinen Wohlstand durch diese öffentliche Dienstbarkeit beeinträchtigt, deren Ungerechtigkeit man methodisch gemacht hat, gleichsam, um ihr einen Schatten von Gerechtigkeit zu geben. Die Folgen dieses scheuslichen Systems sind für seine Kolonien noch verderblicher gewesen. Da der Anbau dieser Länder, wegen des Klima und der Natur der Produkte, mehr Geschwindigkeit erfordert, so muß er nothwendig von der Abwesenheit seiner Betreiber, die man weit von ihren Werkhäusern zu öffentlichen, oft unnützen, und immer für müßige Arme gemachten Arbeiten gebraucht, äußerst leiden. Ist das Mutterland, ungeachtet der Menge von Mitteln, die es in seiner Hand hat, noch nicht so weit gekommen, daß es den Druck der Frohndienste bessere oder mäßige, so muß es urtheilen, wie viel Unbequemlichkeiten jenseits der Meere daraus entstehen, wann die Regierung dieser Arbeiten zweyen Verwesern anvertraut wird, die in der willkührlichen Ausübung einer absoluten Gewalt weder regiert, noch zurecht gesetzt, noch aufgehalten werden können. Allein, die Last der Frohndienste ist sanft und leicht, in Vergleichung der Bürde der Auflagen.

Sind die Auflagen in den französischen Inseln auf eine zuträgliche Art eingerichtet?

Man kann die Auflage durch eine Beisteuer zu den öffentlichen Ausgaben beschreiben, welche zur Erhaltung des besondern Eigenthums nothwendig ist. Der ruhige Genuß der Ländereien und Einkünfte erfordert eine Macht, die dieselben vor feindlichen Anfällen beschützte, eine Polizey, die ihre freye Bearbeitung

tung sichere. Alles, was man zur Aufrechthaltung dieser öffentlichen Ordnung bezahlt, ist von Rechts und Gerechtigkeit wegen; was man mehr hebt, ist Erpressung. Nun werden alle Regierungskosten, die das Mutterland für die Kolonien aufwendet, ihm durch den ihnen aufgelegten Zwang bezahlt, daß sie nur für dasselbe und auf die ihm zuträgliche Weise anbauen dürfen. Dieser Zwang ist der lästigste Tribut, und sollte statt aller Auflagen seyn.

Man wird diese Wahrheit fühlen, wenn man nur ein wenig über die Verschiedenheit zwischen der Lage der alten und neuen Welt nachdenket. In Europa sind die einländische Unterhaltung und Verbrauch der Hauptzweck des Ackerbaues und der Manufakturen: man bestimmt zur Ausfuhr nur das Ueberflüßige. Auf den Inseln muß alles auswärts geschickt werden. Das Leben und die Reichthümer sind daselbst gleichmäßig erbettelt.

In Europa raubt der Krieg dem Manufakturisten und dem Anbauer nur die auswärtige Handlung. Das Hülfsmittel der innern bleibt. Auf den Inseln vernichten die Feindseligkeiten alles. Es ist kein Verkauf, kein Einkauf, kein Umlauf mehr. Kaum gewinnt der Kolonist seine Kosten wieder.

In Europa bauet der Kolonist, welcher wenig Land hat, und nur geringe Vorschüsse thun kann, Verhältnißweis eben so nützlich, als wer weitläuftige Ländereien und unermeßliche Schätze hat. Auf den Inseln erfordert die Anlegung des geringsten Wohnplatzes Kosten, die ziemlich große Mittel voraus setzen.

In Europa ist überhaupt ein Bürger einem andern Bürger schuldig: der Staat wird durch diese innern Schulden nicht arm gemacht. Die Schulden

der

der Inseln sind von andrer Natur. Viele Kolonisten haben sich, um an ihrem Anbau zu arbeiten, um sich von dem Unglück der Kriege wieder aufzurichten, die ihre Ausfuhr gehemmt hatten, durch das Hülfsmittel der Anleihen so sehr in Schulden gesteckt, daß man sie vielmehr wie Handlungspächter ansehen kann, als für Eigner der Wohnplätze.

Dem französischen Ministerium mögen entweder diese Betrachtungen entwischt seyn, oder die Umstände mögen es weit von seinen Aussichten fortgerissen haben, es hat die den Kolonien aufgelegte Verpflichtung, alle ihre Bedürfnisse aus dem Hauptvaterlande zu ziehen, und ihm alle ihre Waaren zu liefern, durch neue Auflagen vermehrt. Man hat auf jeden Negerkopf eine Taxe gesetzt. Dieser Kopfschatz ist in einigen Pflanzörtern auf die arbeitenden Sklaven eingeschränkt worden, und in einigen andern ist er auf alle Sklaven ohne Unterscheid ausgedehnt. Beide Verfügungen sind durch die versammelte Kolonie von St. Domingo bestritten worden. Man wird gleich von der Stärke ihrer Beweise urtheilen können.

Die Kinder, *) die Schwachen, die Greise, machen ungefähr den dritten Theil von der Anzahl der Sklaven aus. Anstatt dem Anbauer nützlich zu seyn, sind die einen nur eine Bürde für ihn, die er aus bloßer Menschlichkeit trägt: die andern geben ihm nur entfernte und ungewisse Hoffnungen. Man begreift

*) Möchte doch diese ganze Stelle in den Ländern beherziget werden, wo man noch Kopfsteuern für schickliche Mittel hält, die Staatseinkünfte zu vermehren. Allenthalben, wo sie noch im Gange sind, kann es aus der Natur der Sache und dem Erfolg dargethan werden, daß sie ein nagender Wurm sind, welcher Bevölkerung und Industrie langsam ertödtet.

begreift schwerlich, wie die Schatzkammer, von einer Sache, die da kostet anstatt, etwas einzubringen, habe einen Tribut fordern können.

Der Kopfschatz der Schwarzen erstreckt sich jenseit des Grabes; man muß denselben nämlich noch für einen Kopf bezahlen, der nicht mehr ist. Ein Sklave sterbe nach geschehener Inventur, so ist, über die Verminderung seiner Einkünfte, über die Verminderung seines Kapitals, der unglückliche Kolonist noch genöthigt, eine Abgabe zu bezahlen, die ihn an seinen Verlust erinnert, und dessen Bitterkeit erschwert.

Selbst die arbeitenden Sklaven sind kein genauer Leitfaden zur Schatzung der Einkünfte. Man zieht auf einem fürtrefflichen Erdreich mehr Produkte mit wenig Schwarzen, als eine große Menge auf mittelmäßigen oder schlechten Ländereien giebt. Die Waaren, die diese mit einerley Auflage beschwerten Arme beschäfftigen, haben nicht alle einerley Werth. Der Uebergang von einem Anbau zum andern, welchen der Boden erfordert, hält zu Zeiten den Ertrag der Arbeiten zurück. Die Dürre, die Ueberschwemmungen, die Feuersbrünste, die verzehrenden Insekten, machen oft die Mühe unnütz. Wenn übrigens alle Sachen gleich sind, so bringt eine geringere Anzahl Arbeiter eine verhältnißmäßig geringere Menge Zucker, weil entweder das Sämmtliche nothwendig ist, — oder weil die Arbeiten nur in so fern wirklich etwas austragen, als man den ihnen günstigsten Augenblick ergreifen kann.

Der Kopfschatz der Schwarzen wird noch unerträglicher durch den Krieg. Ein Kolonist, der ohne Absatz für seine Waaren genöthigt ist, sich in Schulden zu stecken, um sein Leben zu erhalten, und

sein

sein Land zu bestellen, ist noch dazu gezwungen, eine Auflage für Sklaven zu bezahlen, deren Arbeit kaum so viel werth ist, als ihr Unterhalt. Oft hat er sogar den Verdruß, daß er gezwungen ist, sie wegen eingebildeter Bedürfnisse der Kolonie, weit von seinem Wohnsitze wegzuschicken, sie daselbst auf seine Kosten zu ernähren, und unnützer Weise umkommen zu sehen; wobey er sich in der grausamen Nothwendigkeit befindet, sie einst durch andre zu ersetzen, falls er seine schmachtenden und gleichsam vernichteten Grundstücke wieder beleben will.

Die Bürde des Kopfschatzes war für die abwesenden Einwohner der Kolonie noch schwerer, denn diese wurden zu dreyfacher Bezahlung desselben verdammt: eine Ueberlast, die um desto ungerechter war, weil Frankreich nichts daran lag, ob seine Waaren in des Königreichs Schooß, oder auf seinen Inseln verbraucht würden. Wollte es die Auswandrung der Kolonisten verhindern? Nur durch die Milde der Regierung macht man Bürger in einem Lande ansäßig, und nicht durch Verbote und Strafen. Uebrigens mußten Leute, die unter einem brennenden Himmel, durch gewagte Arbeiten den öffentlichen Flor vergrößert hatten, das Vergnügen haben, ihre Laufbahn in dem gemäßigten Aufenthalt des Mutterlandes zu endigen. Was kann besser, als der Anblick ihres Glücks, den Ehrgeiz und die Thätigkeit einer großen Menge Müßiggänger aufwecken, deren sich der Staat mit Vortheil für die Industrie und Handlung entledigen würde?

Nichts ist dem einen und dem andern schädlicher, als dieser Kopfschatz der Schwarzen. Die Nothwendigkeit zu verkaufen, zwingt den Kolonisten, den Preis seiner Waare abzuschlagen. Der wohlfeile Preis kann vortheilhaft seyn, wenn er die Frucht ei-

nes großen Ueberflusses, und die Folge einer ausnehmenden Lebhaftigkeit in den Geschäfften ist. Aber alles ist verloren, wenn man beständig auf seinen Waaren verlieren muß, um eine immer wieder kommende Auflage zu bezahlen. Die Finanzen sind wie ein Geschwür, worinn das todte Fleisch das lebendige verzehrt. Nach dem Maaß, wie das Blut durch den Umlauf in eine Wunde tritt, verdirbt es um sie zu nähren. Der Handel vertrocknet durch die aussaugenden Kanäle der Schatzkammer, die allzeit empfängt, und niemals wiedergiebt.

Endlich ist die Auflage, wovon hier geredt wird, sehr schwer zu heben. Jeder Eigner, welcher Sklaven hat, muß nothwendig jedes Jahr eine Angabe davon einliefern. Man muß dieselben, um den falschen Angaben vorzubeugen, durch Gevollmächtigte bewähren lassen. Man muß die nicht angegebnen Negern für den Schatz einziehen; ein unsinniges Verfahren, weil der anbauende Neger ein Kapital ist, und man durch seine Einziehung die Kultur vermindert, den Gegenstand selbst vernichtet, worauf die Abgabe gelegt worden. Solchergestalt entsteht in Kolonien, wo nichts ohne eine tiefe Ruhe gedeien kann, zwischen den Finanzen und dem Anbaue ein zerstörender Krieg. Die Processe mehren sich; die Entsetzungen werden häufig, die Wege der Strenge nothwendig, die Kosten beträchtlich und verderblich.

Ist die auf den Negerköpfen ruhende Auflage in ihrem Umfang ungerecht, ungleich in ihrer Vertheilung, verwickelt in ihrer Hebung; so ist die, auf die aus den Kolonien gehenden Waaren gelegte Auflage, nicht minder zu tadeln. Die Regierung hat sich dieselbe in der Ueberzeugung erlaubt, daß der Verbraucher oder der Kaufmann, diese Abgabe ganz tragen

gen würde. Es giebt keinen gefährlichern Irthum in der Staatswirthschaft.

Das Verbrauchen giebt kein Geld, um die Sachen, die man verbraucht, zu bezahlen. Der Verbraucher gewinnt es durch seine Arbeit, und alle Arbeit, wenn man ihre Kette verfolgt, wird durch die ersten Eigner des Ertrags der Ländereien bezahlt. So bald das ist, kann eine Waare nicht beständig aufschlagen, ohne daß die andern auch verhältnißweis theurer werden. In dieser Einrichtung ist für keine ein Gewinn. Man nehme dies Gleichgewicht weg, und der Verbrauch der theurer gewordnen Waare wird nothwendig abnehmen; nimmt er aber ab, so wird ihr Preis fallen. Ihre Theurung wird nur vorübergehend gewesen seyn.

Der Kaufmann wird eben so wenig als der Verbraucher im Stande seyn, die Abgabe allein auf sich zu nehmen. Er wird dieselbe wohl zwey oder dreymal vorschießen können; allein, falls er auf den mit einer Taxe belegten Waaren nicht den natürlichen und nothwendigen Gewinn macht; so wird er bald den Handel mit denselben abbrechen. Wollte man sich Hoffnung machen, die Mitwerbung werde ihn zwingen, die Bezahlung der Auflage von seinem Profit zu nehmen, so würde man voraussetzen, daß er zu großen Gewinn mache, und daß die nicht hinreichend gewesene Mitwerbung zunehmen werde, wenn der Profit abgenommen. Wären die Sachen hingegen, wie sie seyn sollten, und wäre der Gewinn bloß hinreichend; so heist dies voraussetzen, die Mitwerbung werde bleiben, obgleich der Profit, woraus sie entstand, nicht mehr vorhanden wäre. Man muß alle diese abgeschmackten Sachen zugeben, oder eingestehen, es sey der Anbauer der Inseln, welcher die Auflage bezahlt: sie mag aus der ersten, aus der zwei-

ten, oder aus der hundertsten Hand gehoben werden. Anstatt den Anbau der Kolonien solchergestalt durch Auflagen anzugreifen, sollte man ihn durch Freigebigkeiten aufmuntern, weil durch die auf der Handlung der Kolonien ruhenden Verbote, diese Freigebigkeiten, mit allen Früchten, deren Saame sie gewesen, nothwendig nach dem Mutterlande würden zurückgebracht werden.

Ja, wenn die Lage eines durch seinen Verlust und seine Fehler zurückgekommenen Staats, nicht erlaubt, Erleichtrungen zu geben und Lasten abzunehmen; so könnte man sich der besten Verwaltung dadurch nähern, daß man wenigstens die Bezahlung der Taxen in den Kolonien selbst aufhöbe, und ihren Ertrag im Mutterlande einnähme. Dies neue System würde beiden Welttheilen gleich angenehm seyn.

Nichts kann dem Amerikaner so schmeicheln, als wenn man alles von seinen Augen entfernt, was ihm seine Abhängigkeit zeigt. Der Unverschämheit der Einnehmer müde, haßt er eine beständige Taxe, fürchtet er ihre Vermehrung. Vergebens sucht er die Freiheit, welche er 2000 Meilen von Europa gefunden zu haben glaubte. Er wird unwillig über ein Joch, welches ihn mitten durch des Weltmeers Stürme verfolgt. Murrend nagt er an dem Rest seines Zügels, und denkt nicht ohne Verdruß an ein Vaterland, welches unter dem Namen einer Mutter sein Blut von ihm fordert, anstatt es zu nähren. Man nehme ihm den Anblick und das Bild seiner Behindrungen. Man lasse seine Reichthümer seinem Mutterlande nicht eher Tribut bezahlen, bis sie daselbst ausgeschifft werden: er wird sich frey und privilegirt dünken, selbst alsdenn, wenn er durch den verminderten Werth seiner Waaren, oder durch den erhöheten Preis, welchen er auf die europäischen setzen wird,

das

das ganze Gewicht der Auflage, die er nicht kennt, durch einen Rückstoß wirklich wird getragen haben.

Die Schiffer werden einen Vortheil dabey finden, daß sie nur von einer Waare Abgaben erlegen, die künftighin ohne Gefahr in ihrem ganzen Werth zu ihrer Bestimmung gelangen, und das Kapital ihrer Fonds mit dem Gewinn in ihre Hände bringen wird. Sie werden, wenn sie unterwegs eine Ladung verlieren, wovon sie beim Einschiffen die Taxe bezahlt hatten, nicht den Schmerz haben, daß sie vom Landesherrn die Gefahr des Schiffbruchs selbst erkauft. Ihre Schiffe werden im Gegentheil den Betrag der Abgabe in Waaren mitbringen, und da der Werth der Produkte durch ihre Ausfuhr ungefähr um 21 Procent zugenommen, so wird die Abgabe von denselben nicht so stark scheinen.

Endlich wird der Verbraucher selbst dabey gewinnen, weil es nicht möglich ist, daß der Koloniste und der Kaufmann sich bey einer Einrichtung wohl befinden, ohne daß auch ihm mit der Zeit einiger Nutze davon zufließe. Sobald als alle Auflagen werden in eine einzige verwandelt seyn, werden sich weniger Förmlichkeiten, weniger Verlegenheiten, weniger Langsamkeit, weniger Kosten, finden, und folglich wird die Waare wohlfeiler können gegeben werden.

Der Staat selbst könnte einen sehr beträchtlichen politischen Vortheil darinn finden. Durch die neue Einrichtung würde ein, dem Schein nach, von aller Auflage freies und einer absoluten Freiheit genießendes Land sein Dasein bekommen. Eine solche Begebenheit würde besonders zu einer Zeit bemerkt werden, da die englischen Kolonien unter dem Gewicht neuer Taxen seufzen. Dieser Kontrast würde ihre Uebel schmerzhafter machen. Ihr Murren und ihre Kühn-

heit würden keine Grenzen mehr haben. Sie würden Zutrauen zu einer Regierung fassen, die sie bisher der Tiranney beschuldigt haben; und wenn in Nordamerika ein Aufruhr entstünde, so würde dieses weite Land weniger Furcht haben, sich unter Frankreichs Schutz zu begeben.

Dies System der Mäßigung, welches alle Umstände vorzuschreiben scheinen, wird ohne Mühe einzuführen seyn. Alle Produkte der Inseln sind, wenn sie ins Königreich kommen, einer unter dem Namen Westgefälle bekannten, und auf $3\frac{1}{2}$ Procent nebst 2 Sols vom Pfunde vestgesetzten Abgabe, unterworfen. Ihr Werth, welcher bey der Bezahlung der Abgabe zur Regel dient, wird in den Monaten Januar und Julius bestimmt. Man setzt ihn auf 20 oder 25 Procent unter den wirklich laufenden Preis. Die Westkammer bewilligt überdem einen beträchtlichern Abzug, als der Verkäufer in Handel zugesteht. Man schlage zu dieser Auflage die ungefähr eben so viel bringende Abgabe, welche die Waaren an die Zölle der Kolonien bezahlen, auch die, so im Innern dieser Inseln erlegt werden, alsdann wird die Regierung finden, daß sie alle Einkünfte habe, die sie aus ihren Pflanzörtern der neuen Welt zieht.

Wäre dieser Fond mit den andern Staatseinkünften vermengt, so könnte man fürchten, daß er nicht zu seiner Bestimmung, welche einzig die Beschützung der Inseln seyn muß, angewandt würde. Die unversehene Bedürfnisse des königlichen Schatzes, würden ihm unfehlbar eine andre Richtung geben. Es giebt Augenblicke, wo man wegen der nahen Entscheidung des Uebels, die Unbequemlichkeiten des Heilmittels nicht berechnen kann. Die dringendste Nothwendigkeit verschlingt alle Aufmerksamkeit. Nichts ist alsdann vor der willkührlichen, durch

das

das augenblickliche Bedürfniß geleiteten Gewalt, sicher. Das Ministerium nimmt und leert stets aus, in der falschen Hoffnung einer nahen Wiedererseßung, welche durch neue Bedürfnisse unaufhörlich entfernt wird.

Würde es nicht vermöge dieser Anmerkungen wesentlich nothwendig seyn, daß die zur Einnahme, der auf die Produkten der Kolonien gelegten Abgaben, bestimmte Kasse, von den Pachten des Königreichs gänzlich abgesondert würde? Das in derselben allzeit gleichsam in Verwahrung befindliche Geld, würde die Kosten dieser Pflanzörter decken. Der Kolonist, welcher beständig Kapitalien nach Europa zu schicken hat, würde sie gern für Wechselbriefe geben, sobald er sicher wäre, daß sie weder Aufschub noch Schwierigkeiten leiden würden. Diese Art von Bank würde hurtig ein neues Band der Gemeinschaft zwischen den Inseln und dem Mutterlande machen. Der Hof würde die Lage der öffentlichen Angelegenheiten in den fernen Ländern genauer kennen lernen: er würde daselbst einen Kredit wieder erlangen, welchen er seit langer Zeit gänzlich verloren, so sehr er ihn auch, besonders in Kriegszeiten, nöthig hat. Wir wollen die Untersuchungen über die Auflage nicht weiter treiben: und wenden uns zu dem, was die Miliz betrifft.

Die französischen Inseln halten, eben wie der andern Nationen ihre, ursprünglich gar keine regulirte Truppen. Die Abentheurer, die dieselben erobert hatten, sahen das Recht, sich selbst zu vertheidigen, als ein Privilegium an; die Nachkommen dieser unerschrockenen Leute dünkten sich stark genug, ihre Besitzungen zu behaupten. Was hatten sie auch anders, als einige Fahrzeuge zurück zu treiben, welche Matrosen und Soldaten ans Land seßten, die eben so

wenig dicisplinirt waren, als die Einwohner, die sie angreifen wollten?

Alles ist verändert, und hat sich ändern müssen. Als man voraus gesehen, daß diese Pflanzörter, die durch ihre Reichthümer bedeutend geworden, durch europäische auf zahlreichen Flotten übergeschiffte Kriegsheere, früh oder spät würden angegriffen werden, hat man andre Vertheidiger dahin gehen lassen. Der Ausgang hat bewiesen, daß einige zerstreute Bataillonen gegen Englands Land- und Seemacht nicht zureichten. Der Kolonist selbst hat seine Bemühungen unfähig gehalten, die Revolution zu verzögern. Er hat gefürchtet, er möchte dem siegreichen Feinde ein überflüßiges Hinderniß bezahlen müssen; und man hat ihn weniger zum Fechten geneigt, als mit den Folgen der Kapitulation beschäfftigt gesehen. Da er bald ein politischer Berechner geworden, hat er begriffen, daß militarische Verrichtungen, sich nicht mehr für seine Machtlosigkeit schickten: und er hat Geld gegeben, um einer Mühe überhoben zu seyn, die zwar ursprünglich ruhmvoll, aber in eine lästige Dienstbarkeit ausgeartet war. Die Miliz ist im Jahr 1764 abgeschafft.

Dieser gefällige Schritt hat den Beifall derer verdient, die diese Einrichtung nur als ein Mittel ansahen, die Kolonien für allem fremden Ueberfall zu bewahren. Sie haben vernünftig gedacht, es sey abgeschmackt, zu verlangen, daß Leute, die unter einem brennenden Himmel alt geworden, um das Gebäude eines großen Glückes aufzuführen, sich eben den Gefahren aussetzen sollten, als jene unglücklichen Schlachtopfer unsrer Ehrsucht, die ihr Leben für 5 Sols täglich jedem Augenblick aufs Spiel setzen. Ein solches Opfer hat ihnen der Natur gar zu sehr zuwider geschienen, als daß man sich vernünftiger Weise Hoffnung

nung darauf machen könne; und sie haben dem Ministerium Beifall gegeben, welches begriffen, daß es zuträglich sey, einer so vergeblichen und so lästigen Vertheidigung zu entsagen.

Die Beobachter, welchen die Pflanzörter in der neuen Welt besser bekannt sind, haben von dieser Neuerung nicht so günstig geurtheilt. Die Militz, sagen sie, ist nothwendig, um die innere Polizey der Inseln aufrecht zu erhalten, und dem Aufruhr der Sklaven vorzubeugen, die Streifereyen der entlaufenen Negern zu hemmen, die Rottirungen der Räuber zu verhindern, die Küstenfarth zu beschützen, und die Küsten gegen die Korsaren zu decken. Machen die Kolonisten kleine Corps, haben sie weder Anführer noch Fahnen, wer soll denn seinen Nachbarn zu Hülfe eilen? Wer soll sie warnen? Wer soll ihnen befehlen? Woraus soll die Uebereinstimmung, das gemeinschaftliche Bestreben kommen, ohne welches nichts gehörig geschieht? Diese Anmerkungen, so auffallend, so natürlich sie auch sind, waren gleichwohl dem Hofe zu Versailles nicht eingefallen, und haben ihn hurtig wieder zurück gebracht. Er hat die Militz geschwinder wieder eingeführt, als er sie abgeschafft hatte. Seit dem Jahr 1766 hat man sich auf den Windinseln ohne besondern Widerstand dazu bequemt; ob man gleich hätte durch die Fortdauer der neuen Taxen dazu gereizt werden können, die keinen Gegenstand mehr hatten. St. Domingo hat sich über diesen Misbrauch, einer in ihren Schritten zu übereilten und zu wenig beständigen Gewalt, als daß sie nicht dem Murren ausgesetzt seyn sollte, lebhaft beschwert.

Ein philosophischer Administrator, welcher Zeuge von der Widersetzung war, die die Einwohner von St. Domingo gegen die Wiedererrichtung einer gezwungnen

zwungnen Militz bezeigten, schlug vor, sie freiwillig zu machen. Er zweifelte nicht, die Hälfte der Kolonie würde sich, durch den Reiz von einigem Ruhm und Glück bewogen, aufs geschwindeste einschreiben lassen, und die Uebrigen durch ihr Beispiel hinreißen, dasjenige als eine Ehre zu suchen, was man als ein Joch verabscheute. Allein, so glänzend auch dies Mittel ist, so wirksam es auch gewesen, so verletzte es die Gleichförmigkeit, in der Regierung, welche unter Inseln, die einerley Macht unterworfen sind, herrschen muß, gar zu wesentlich. Diese Unterscheidung würde der Keim einer Eifersucht und Zwiespalts geworden seyn, welche früh und spät für die Kolonien, oder selbst für das Mutterland, traurige Folgen gehabt hätten.

St. Domingo hat, ohne daß man diese Griffe einer schlauen Staatskunst angewandt, wieder Kriegsdienste genommen: aber mit einem Abscheu und einer Abneigung, die auf die Beschwerden gegründet sind, welchen man nicht zu geschwind abhelfen kann. Jedermann weiß, daß die Militz der bürgerlichen Freiheit äusserst beschwerlich ist, worauf man in den Kolonien mit mehr Eifersucht hält, als in Europa, wo man nur den Namen der höchsten Gewalt nennen hört. Sie setzt den Bürger einer Menge Bedruckungen aus. Die Uebel, die sie veranlaßt, haben gegen diese Art von Knechtschaft einen Abscheu eingeflößt, worüber sich nur Tirannen oder Sklaven verwundern können. Man muß, wo möglich, die Eindrücke des Vergangnen auslöschen, alles Mistrauen in Ansehung der Zukunft beruhigen. Die Regierung muß mit Herablassung und Mäßigung der Unruhe des Kolonisten dadurch ein Ende machen, daß sie in der Form der Militz alle Veränderungen einführe, die sich mit der Policey und Sicherheit, ihrem

eigent-

eigentlichen Zwecke, reinen lassen. Die Glückseligkeit der beherrschten Völker ist es, worauf man bey dem Gebrauch der Gewalt sein Augenmerk haben muß. Geht der Landesherr nicht auf diesen Zweck, so wird er nur auf Metallen oder in Registern leben, die bald durch die Zeit abgenutzt, oder von der Nachkommenschaft verachtet werden. Vergebens errichtet die Schmeicheley den Fürsten stolze und vielfältige Denkmäler. Des Menschenhand setzt sie: aber das Herz weihet sie. Die Liebe setzt das Siegel der Unsterblichkeit darauf. Ohne sie, kramen die öffentlichen Huldigungen nur die Niederträchtigkeit des Volks, nicht aber die Größe des Herrn aus. In Paris ist eine Statue, die alle Herzen mit einer hüpfenden Empfindung von Zärtlichkeit erfüllt. Alle Blicke wenden sich nach diesem Bildniß väterlicher und popularer Güte. Die Thränen der Unglücklichen rufen es in der Stille ihrer Unterdrückung an. Heimlich segnet man den Helden, den es verewigt. Alle Stimmen vereinigen sich nach zwey Jahrhunderten, zur Feier seines Andenkens. Tief aus Amerika beruft man sich auf seinen Namen. In allen Herzen redet er wider die Misbräuche der höchsten Gewalt; eifert er gegen die Usurpationen der Volksrechte; verspricht er den Unterthanen die Abstellung der Uebel und die Besserung des Guten; verlangt er die eine und die andre von den Ministern.

Ist die Erdtheilung auf den französischen Inseln nützlich eingerichtet?

Wer sollte es glauben? Ein Gesetz, welches von der Natur selbst gegeben zu seyn scheint, welches dem Herzen des gerechten und guten Menschen zuerst einfällt; welches dem Verstande sofort nicht den geringsten Zweifel über seine Richtigkeit und Nutzen übrig läßt: dies Gesetz ist gleichwohl zuweilen der Erhaltung unsrer Gesellschaften zuwider; es hemmt das Fortkommen der Kolonien, entfernt sie von dem

Zweck

Zweck ihrer Bestimmung; und bereitet von Weitem ihren Fall und ihren Untergang. Wer sollte es glauben? Es ist die Gleichtheilung unter Kindern oder Miterben. Dies so natürliche Gesetz will in Amerika abgeschafft seyn.

Diese Theilung war bey Anlegung der Kolonien nothwendig. Man hatte unermeßliche Länder urbar zu machen. Konnte man dies ohne Bevölkrung? Und wie sollte man ohne Eigenthum, in diesen fernen und verlassenen Gegenden Menschen ansäßig machen, die meistens nur aus Mangel eines Eigenthums ihr Vaterland verlassen hatten? Hätte die Regierung ihnen Ländereien versagt, so würden diese Abentheurer von einem Klima zum andern welche gesucht, und mit Verzweifelung, unzählige Pflanzörter angefangen haben, deren keiner würde zu der Vestigkeit gelanget seyn, die sie dem Mutterlande nützlich macht.

Allein, seitdem die anfangs zu großen Erbgüter, durch eine Reihe von unterabgetheilten Erbfolgen und Theilungen, auf das rechte Maaß gesetzt worden, welches zur Erleichterung des Anbaues erfordert wird; seitdem sie genug eingeschränkt sind, um nicht aus Mangel einer, ihrem Umfang angemessenen Bevölkrung, brach liegen zu bleiben, würden sie durch eine fernere Theilung der Ländereien wieder in ihr erstes Nichts zurückfallen. In Europa zieht oft ein unbekannter Bürger, der nur einige Hufen Landes hat, bessern Vortheil von diesem kleinen Grundstück, als ein reicher Mann von den unermeßlichen Gütern, die durch den Zufall der Geburt oder des Glücks in seine Hände gekommen. In Amerika setzt die Natur der Waaren, die einen großen Werth haben, die Ungewißheit der in ihrer Art nicht sehr mannichfaltigen Erndten, die Menge von Sklaven, Vieh und Hausrath, so zu einem Wohnplatz erfordert wird:

alles

alles dieses setzt ansehnliche Reichthümer voraus, die man in einigen Kolonien nicht hat, und bald in keiner mehr haben wird, falls die Ländereien noch ferner durch die Erbschaftstheilungen verstückt, und mehr und mehr zertheilt werden.

Gesetzt, ein Vater hinterließe bey seinem Sterben eine Erbschaft von 30000 Livres Renten. Seine Erbschaft würde unter 3 Kindern gleich getheilt. Sie werden alle zu Grunde gehen, dafern man 3 Wohnplätze macht; der eine, weil man ihn wird die Gebäude haben theuer bezahlen lassen, und er Verhältnißweis weniger Negern und Ländereien haben wird; die beiden andern, weil sie ihr Erbtheil nicht werden bearbeiten können, ohne bauen zu lassen. Sie werden ebenfalls alle zu Grunde gehen, wenn einer von dreien den ganzen Wohnplatz behält. In einem Lande, wo der Stand eines Gläubigers der schlechtste von allen Ständen ist, sind die Güter zu einem unmäßigen Preis gestiegen. Wer Besitzer von Allem bleiben wird, wird nur gar zu glücklich seyn, wenn er an Interessen bloß die reinen Einkünfte des Wohnplatzes hinzugeben braucht. Da nun das erste Gesetz dieses ist, daß man leben muß, so wird er damit anfangen, daß er lebe und nicht bezahle. Seine Schulden werden sich häufen. Bald wird er nicht mehr im Stande seyn, zu bezahlen; und man wird sehen, daß die aus dieser Lage entstehende Unordnung, den Untergang aller Miterben nach sich ziehe.

Das einzige Mittel wider diese Unordnung ist, daß man die Gleichheit der Erbtheile abschaffe. Es ist Zeit, daß die heute aufgeklärtere Gesetzgebung, in ihren Kolonien vielmehr die Anpflanzung von Sachen, als von Personen befördert sehe. Ihre Klugheit wird ihr für diejenigen, die sie etwa mag um das Ihrige gebracht, und auf gewisse Weise dem öffentlichen Glück

auf-

aufgeopfert haben, zuträgliche Entschädigungen an die Hand geben. Sie ist ihnen die Mittel schuldig, durch die für diese Art Menschen einzig mögliche Arbeit Unterhalt zu finden, und muß sie auf neue Ländereien setzen; sie ist es auch sich selbst schuldig, durch ihre Industrie neue Reichthümer zu erwerben.

St. Lucie und Guyane bothen beim Frieden, einen schönen Augenblick zu der vorgeschlagnen Verbesserung an. Frankreich mußte sich diese vielleicht einzige Gelegenheit zu Nutze machen, um das Theilungsgesetz dadurch abzuschaffen, daß es denen, die man um ihre Hoffnungen gebracht, die Ländereien austheilte, die man urbar machen wollte; und ihnen zu dieser Bearbeitung, die unermeßlichen Summen vorschösse, die man ohne Nutzen darauf gewand hat. Menschen, die an das Klima gewöhnt; mit dem einzigen Anbau, den man zur Absicht haben konnte, sehr bekannt; durch das Beispiel, dem Rath und Beistand ihrer Familie oft aufgemuntert waren; und endlich die Sklaven, die ihnen der Staat würde geliefert haben, zur Hülfe hatten, waren geschickter, als im Koth von Europa zusammen gerafte Landstreicher, neue Kolonien zu dem Grad von Reichthum und Flor zu bringen, den man sich von ihnen versprechen mußte. Unglücklicher Weise sah man nicht, daß die ersten Kolonien in Amerika sich von selbst, langsam, durch großen Menschenverlust, oder außerordentliche Hülfsmittel von Tapferkeit und Geduld, hatten bilden müssen, weil sie keine Mitwerbung auszuhalten hatten; daß aber die neuen Pflanzörter nicht anders entstehen können, als durch die Fortpflanzung, wie ein neuer Bienenschwarm von einem alten erzeugt wird. Die überhäufte Bevölkerung der einen Insel, muß auf eine andre hinüber fließen, und der Ueberfluß einer reichen Kolonie, muß eine angehende Völkerschaft

mit

mit dem Nothwendigen versehen. Das ist die natürliche Ordnung, die die Politik den See- und handelnden Mächten vorschreibt. Jedes andre Mittel ist unvernünftig, und wirkt nichts, als den Untergang. Obgleich der Hof zu Versailles einen so simpeln und so fruchtbaren Grundsatz nicht ergriffen hat, muß er doch den Plan, die neuen Theilungen der Ländereien zu hemmen, nicht verwerfen. Ist die Nothwendigkeit dieses Gesetzes erwiesen, so muß man es geben, wäre auch die Zeit nicht so günstig, als die, welche man darüber verstreichen läßt. Wird man den Verfall der Wohnplätze, durch die abgeschafften Theilungen, die ihnen alle Mittel der Fortpflanzung abschneiden, wieder ersetzt haben, so wird man sie zwingen können, sich der Schulden, womit sie überhäuft sind, zu entledigen.

Hat man für die Bezahlung der von den französischen Inseln gemachten Schulden klug gesorgt?

Die französischen Inseln können, wie die andern Inseln in Amerika, nicht anders, als durch Schwarze, angebaut werden. Ihr Klima setzt sie in die Nothwendigkeit, Ackerleute zu kaufen. Zu ihrer Anschaffung werden Kapitalien erfordert; und die ersten Einwohner hatten keine. Sie fanden welche in der Handlung, die solchergestalt diesen ersten Pflanzörtern ihr erstes Dasein gab. Diese Hülfen, die man seitdem vielleicht zu willig, zugestanden hat, haben eine große Menge Schulden herfür gebracht, die nach dem Maaß, wie die Bearbeitung der Ländereien sich ausgebreitet, zugenommen haben.

Aus der Gleichheit der Theilungen unter verschiednen Miterben sind im Innern der Kolonien, so wie auswärts, Gläubiger entstanden. Wie sie sich nach und nach bereicherten, nahmen ihre Schulden in dem Verhältniß zu, wie die Theilungen mannichfaltiger wurden. Nachdem sie so weit gekommen, daß sie mehr Kolonisten als anzulegende Pflan-

zungen hatten, ist die überflüßige Bevölkerung im Müßiggang, Gläubigerinn der Erbgüter, die sie nicht inne hatte, und alsbald dem Anbau unnütz, ja lästig geblieben. Wir haben das Mittel vorgeschlagen, diesen einheimischen Schulden die Wurzel abzuschneiden, allein, wie soll man die auswärts gemachten Schulden tilgen?

Die Kolonisten sollten, sagt man, um sich frey zu machen, nur einen Theil ihrer Einkünfte verzehren, und das übrige zum Abtrag ihrer Schulden anwenden. Ey! sieht man denn nicht, daß diejenigen, die durch ihren überflüßigen Reichthum diese Ersparung machen konnten, gerade die sind, die nichts schuldig sind? die Schuldner aber können, wegen ihrer mittelmäßigen Einkünfte, ihre Ausgaben nicht beschneiden. Uebrigens ist nichts unvernünftiger, als dies Selbstberaubungssystem in den Kolonien einzuführen. Da ihre Produkte allen ihren Werth vom Tausch erhalten, und der Tausch alsdenn gleichsam vernichtet seyn würde, weil er auf die nicht sehr theuren Artikel einer absoluten Nothwendigkeit würde eingeschränkt werden; so würden die Amerikaner genöthigt seyn, wenig Waaren zu verfertigen, oder sie für Nichts zu geben. Wollte das Mutterland den fehlenden Absatz seiner Waaren durch Metalle ersetzen; so würde alles Gold, welches man aus einem Theil der neuen Welt zieht, in den andern zurück fließen. Es giebt eine durch die Ueberlegenheit ihrer Flotte bekannte Macht, die nach zehn Jahren einer solchen Handlung in diesen Inseln eine sichere Entschädigung für den Krieg finden würde, welchen sie unternehmen könnte; und es ist Frankreichs Politik nicht gemäß, sie zum Angriff seiner entfernten Besitzungen einzuladen.

Den

Den Handelsleuten ist nicht weniger, als der Regierung, daran gelegen, daß die Schulden beständig fortdauern. Die Kolonien sind unter Begünstigung des Kredits errichtet. Nachdem die ersten Anbauer ihre Schulden abgetragen, ist er für ihre Nachfolger erneuert worden, und die gegenwärtigen Besitzer genießen noch eben dieses Vortheils. Wollte man die Schuldentilgung mit Gewalt treiben, so könnte sie hurtig zum Stande kommen, aber der Anbau würde darunter leiden; und käme er auch nicht herunter, so würde er doch nichts destoweniger die Erstlinge frisch aufgebrochener Aecker, die allzeit das meiste tragen, verlieren. Alsbald würden die Handelsleute in den Kolonien weniger Waaren zu kaufen finden, und würden nicht mehr so viele Sklaven, Geräthschaft, und von den übrigen Nothwendigkeiten für neue Pflanzörter, verkaufen, die eben so bedeutend sind, als was zu den Bedürfnissen oder dem Luxus der schon eingerichteten Wohnplätze erfordert wird. Mit der Zeit würden ihrer Operationen noch weniger werden. Man weiß, wie verdrüßlich es ihnen ist, zu sehen, daß sich der reiche Kolonist gewöhnt, seine Produkte selbst nach Europa zu schicken, seinen Verbrauch aus Europa zu ziehen, und seine Korrespondenten auf die bloße Kommißion einzuschränken. Hörte die Abhängigkeit, die eine nothwendige Folge der Schulden ist, auf; so würde es nicht mehr eine kleine Anzahl Anbauer, es würde die ganze Kolonie seyn, die ihren Einkauf und ihren Verkauf im Mutterlande machen würde: sie würde handelnd werden. Sie würde sogar bald ohne Mitwerber seyn; weil sie allein die Gränze ihrer Bedürfnisse kennen würde.

Der Kredit ist also sichtlich die Grundlage der nützlichen Verbindungen der französischen Handelsleute mit den Kolonien; und wenn man ihnen ihre

Fonds wiedergäbe, so würde dies so viel seyn, als ihnen ihren Gewinn nehmen. Mit Unrecht beklagen sie sich seit 40 Jahren, daß die Verzögerungen, die sie in den Bezahlungen erfahren, sie ohne Hülfe zu Grunde richten. Das in den Häfen des Mutterlandes, durch ihre Gemeinschaft mit den Inseln, vielfältig gemachte Glück zeuget offenbar wider so wenig gegründete Vorwürfe.

Gleichwohl sprechen der politische Nutzen, selbst die Nothwendigkeit der Kolonieschulden an das Mutterland, den Privatmann nicht von der Verpflichtung frey, seine Schulden abzutragen. Das Uebel, welches eine Folge, eine Wirkung, oft selbst eine Ursach des Guten ist, rechtfertigt oder entschuldigt niemals den Menschen, der es begeht. Es ist für den Staat gleichgültig, ob eine gewisse Masse von Reichthümern sich in den Händen dieser oder jener Bürger befinde; allein es ist für das gemeine Beste niemals nützlich, daß irgend Jemand von der Bezahlung seiner Schulden frey zu seyn glaube. Die Schatzkammer selbst, wenn sie Schulden gemacht, muß sich durch die Wege und Regeln der Gerechtigkeit davon befreien. Der öffentliche **Bankrot des Staats** *) ist

*) Ein wahrer und weiser Ausspruch! Er gilt aber nicht bloß in diesem Fall, sondern in vielen andern ähnlichen Fällen. Mehr als eine öffentliche Verfügung richtet Treu und Glauben, Vaterlandsliebe, Redlichkeit und Bürgersinn, kurz die Moralität der Gesellschaft zu Grunde. Aber wer achtet darauf? Wer glaubt noch des moralischen Sinnes der Gesellschaft zum guten Regiment zu bedürfen? Man kann ja alle Operationen ohne dessen Hülfe vollenden. Ja, auf eine Zeitlang, so lange es geht; aber der gänzliche Verfall des politischen Systems steht auch am Ziel.

ist ein der Moral der Gesellschaft noch schädlicheres Aergerniß und Beleidigung, als er dem Vermögen der Bürger gewesen. Es wird eine Zeit kommen, da alle diese Unbilligkeiten werden vor den Richterstuhl der Nationen gefordert, und da die Macht, die dieselben begeht, selbst durch ihre Schlachtopfer wird gerichtet werden. Die Schulden von Amerika müssen also abgetragen werden; aber unvermerkt, und nicht durch gewaltsame Erschüttrungen. Unterdessen daß die alten werden berichtigt werden, wird man neue machen, die diese Kette der Abhängigkeit, wodurch Europens Glücksgüter an das Vermögen der Kolonien gefesselt sind, so zu reden, verlängern werden. Durch gerichtliche Wege muß man die Gläubiger der Inselhandlung befriedigen. Die wirkliche Gerechtigkeit ist gleichförmig. Sie bewaffnet sich, zum Besten aller, und gegen alle, gleichmäßig. Wird ihre Ausübung, wie sie es bisher in den Kolonien gewesen, dem Willkühr derer überlassen, die dort regieren, so artet sie nothwendig in Tiranney aus. Sie ist oft eine Erpressung für die Schuldner, die man nöthigt, den heiligsten Verpflichtungen zu ermangeln, um minder wichtige zu erfüllen; die man zwingt, durch Verkauf außer der Zeit, und ohne Förmlichkeiten, einen Theil ihrer Einkünfte, und zuweilen ihrer Fonds, aufzuopfern. Sie ist allzeit ungerecht für die Gläubiger selbst. Es ist weder der Aelteste, noch der meist Privilegirte, der Nothdringlichste, welcher bezahlt wird: es ist der Mächtigste, wer am meisten Schutz hat, der Thätigste, oder der Gewaltsamste. Es sollte nur dem Gesetz zukommen, **den Ausspruch zu thun.** *)

*) Gut gesagt. Wenn nur die Menschen nicht Menschen wären; wenn nur die Gewalthabenden fern vom Mutterlande nicht gern die Gewalt misbrauchten, den Sinn, sie

Dasjenige Gesetz, welches in den Kolonien erlaubt, sich der Wohnplätze wirklich zu bemächtigen, kann nicht ausgeübt werden. Der Beweis davon ist, daß Niemand dazu gegriffen hat; ob es gleich auf der Insel allzeit unredliche Schuldner gegeben, und Gläubiger, die hitzig genug waren, um dies Mittel, wieder zum Ihrigen zu gelangen, nicht zu versäumen, wenn es ihnen hätte gelingen können.

Der Weg der persönlichen Verhaftung, welchen man statt der Sachbemächtigung vorgeschlagen, würde nicht wirksamer seyn. Ein auf einer einsam liegenden Pflanzung mit einer Menge Sklaven umgebner Einwohner würde daselbst nur schwer in Verhaft zu nehmen seyn. Seine Gefangennehmung würde für seine Gläubiger oder für die Kolonie eben so nachtheilig werden, als für ihn selbst. Seine Abwesenheit würde Unordnung unter seine Negern bringen; sie würden aufhören, zu arbeiten, und würden die benachbarten Wohnplätze verheeren.

Könnte man aber nicht die Schwarzen eines Schuldners greifen und verkaufen? Die Sklaven, die auf einer Pflanzung zu arbeiten aufhörten, würden hingehen, eine andere zu bauen, und die Kolonie würde nichts dabey verlieren.

Dies Hülfsmittel ist nur scheinbar. Um sich darauf zu verlassen, muß man den Charakter der Negern wenig kennen. Sie sind gar zu schwer aufzuziehende Arten von Maschienen', als daß man sie ohne Schaden in andre Werkhäuser versetzen könnte. Die neuen Gewohnheiten, die eine Veränderung des Orts, des Herrn, der Methode, der Beschäfftigung mit

sie zu misbrauchen, hinbrächten; wenn nur die Justitz keine wächserne Nase hätte.

mit sich bringt, sind eine Anstrengung für diese Menschen, die schon zu unglücklich sind, daß sie zur Arbeit verdammt worden, die ihrer wollüstigen Sinnlichkeit zuwider ist. Sie können ihre Geliebten und ihre Kinder nicht entbehren, die ihr liebster Trost, ihr einziges Gut sind, um dessentwillen sie das Leben lieben. Fern von diesem einzigen Gut zärtlicher und leidender Seelen, schmachten sie, werden krank, laufen oft davon, oder arbeiten wenigstens nur mit Verdruß und ohne Eifer.

Ist es überdem so leicht, diese Schwarzen zu greifen? 50, 100, oder 200 Sklaven würden sich durch einige Häscher nicht ruhig fesseln lassen, und wenn man mit Macht nach ihrem Wohnplatz käme, würden sie sich sehr hurtig zerstreuen. Wollte man sie in den Dörfern, in den Städten anhalten, wohin sie gehen, um Waaren zu verkaufen? Es würden sich daselbst bald keine mehr sehen lassen, und die Theurung würde die Folge eines fast allgemeinen Ausreissens werden.

Ueberstiege man auch diese Schwierigkeiten, so würde das Mittel, wovon die Rede ist, dennoch eben so verwerflich seyn, weil es zwar die Bezahlung eines einzigen Gläubigers sichern, aber vieler Untergang nach sich ziehen würde. Die kleinsten Zuckerwerke beschäfftigen 60, oder 70 Sklaven im guten Lande, und bis 80 oder 100 im mittelmäßigen. Man kann ihre Anzahl nicht vermindern, ohne die Bearbeitung zu hemmen. Man darf nur 15 oder 20 Schwarze auf einem Wohnplatz beim Kopf nehmen, so wird schon ein wichtiger Anbau vernichtet, ein Kapital von 50 oder 100000 Thalern lahm gemacht, und ein sehr verständiger Kolonist ganz und gar außer Stand gesetzt werden, zu bezahlen. Man wird vielleicht sagen, es werde an dieses Eigners Stelle, welcher

das Seine zu verkaufen gezwungen worden, ein Käufer treten, der dem Wohnplatz seine ganze Geltung wiedergeben würde. Allein es ist jedermann bekannt, daß es auf den Inseln nicht klingende Münze genug giebt, um baar zu bezahlen; daß man daselbst nur auf einen sehr langen Kredit kauft, welcher noch die stillschweigende Hoffnung, Aufschub zu bekommen, übrig läßt. Man nehme diesen Kredit weg, so wird man keinen einzigen Ankäufer finden.

Welcher Anbauer wird verwegen genug seyn, um irgend eine etwas beträchtliche Unternehmung zu entwerfen, dafern er seinen Untergang gewiß sieht, falls das Glück und die Elemente seinen Arbeiten nicht auf den durch seine Verpflichtungen bestimmten Tag beistehen? Die Furcht für Dürftigkeit und Schande wird sich aller Gemüther bemeistern. Alsbald wird es keine Anleihen, keine Geschäffte, keinen Umlauf mehr geben. Die Thätigkeit wird in Trägheit verfallen; der Kredit wird durch das zu seiner Wiederaufrichtung erdachte System zu Grunde gerichtet werden. Dies ist kein leeres Schrecken. Die beklagenswürdigen Begebenheiten von 1750 bezeugen nur zu sehr, wie gut es gegründet ist. Um diesen für St. Domingo traurigen und denkwürdigen Zeitpunkt drang man der Regierung die Erlaubniß ab, die anbauenden Negern Schulden halber vest nehmen zu dürfen. Die ersten ihr zufolge, obzwar ohne Erfolg geschehenen, Executionen setzten die Kolonie in Unruh und Schrecken. Es war eine unausdrückliche Verwirrung. Alles war verloren. Die Handlung, die um dies gehäßige, strenge Gesetz angehalten hatte, schätzte sich gar zu glücklich, daß sie seine Wiederrufung erlangen konnte.

Man hat also die Mittel, das Glück der Gläubiger zu sichern, nicht ohne Nachtheil für den Flor

der

der Kolonien, und folglich auch der Monarchie, ausgedacht. Gleichwohl muß die Politik zu dieser Vereinigung des öffentlichen Interesse, mit dem Interesse der Privatpersonen, Mittel haben, und die Staatsmänner müssen sich darein zu finden wissen. Dies Gesetz der Billigkeit wird selbst denen werth seyn, welchen es lästig fällt, falls man es den Gemüthern durch die Vernunft, als den bey gesitteten Menschen vielleicht einzig erlaubten, wenigstens leichtesten und sichersten Weg, beibringt. Der durch den Fortgang der öffentlichen Kenntnisse aufgeklärte Kolonist wird einsehen, daß die Leichtigkeit des Nichtbezahlens ihm durch die Unmöglichkeit, Kredit zu finden, zur Last wird, es sey denn, daß er denselben so theuer kaufe, daß die Gefahr, ihm zu leihen, dadurch ein Gegengewicht bekomme. Er suche ihn zur Vermehrung oder zur Erhaltung seiner Grundstücke, so wird er ihn nur zu seinem Untergang erlangen. Er befindet sich in der Lage der Unmündigen, die mit Wuchrern, welche sich für Gefahren und Aufschub voraus zu bezahlen gewohnt sind, nie andre als schlechte Geschäfte machen.

Aber, wenn die Aufklärung des Kolonisten nicht hinreichend ist, um ihn durch sein Interesse selbst wieder zu seinen Pflichten zu bringen; wenn es gefährlich ist, Gewalt zu gebrauchen, um ihn zur Bezahlung seiner Schulden zu nöthigen; warum sollte denn der Gesetzgeber nicht die Ehre, diesen so mächtigen Beweggrund in den Monarchien, den Ursprung und das Triebwerk ihrer Verfassung, mit zu Hülfe nehmen? Ist die Meynung nicht eben so herrisch, als die Gewalt? Macht den treulosen Schuldner ehrlos, erklärt ihn der Ehren verlustig, deren er genoß, für unfähig, jemals irgend ein öffentliches Amt zu verwalten, und fürchtet nicht, daß er mit diesem Gesetz

sein Spiel treibe. Aber die Gerichtshöfe der Justiz müssen, in diesem Betracht, Ehrengerichte seyn. Man lasse einen Schuldigen mit den Förmlichkeiten, wodurch alle Gesetze heilig werden, richten und verurtheilen. Die habsüchtigsten Leute, und besonders die amerikanischen Kolonisten, opfern einen Theil ihres Lebens, nur in der Hoffnung, ihres Glücks zu genießen, mühseligen Arbeiten auf. Nun giebt es aber für einen ehrlos gemachten Menschen keinen Genuß. Man sehe, mit welcher Genauigkeit die Spielschulden bezahlt werden. Es ist keine übertriebne Delikatesse, es ist nicht die Gerechtigkeitsliebe, die einen zu Grunde gerichteten Spieler in 24 Stunden wieder zu den Füßen eines zuweilen verdächtigen Gläubigers zurück bringt. Es ist die Ehre, es ist die Furcht, von der Gesellschaft ausgeschlossen zu seyn. Der eigennützigste Mensch will genießen, und ohne Ehre genießt man nicht.

Aber in **welchem Jahrhundert**, *) in welcher Zeit rufen wir hier der Ehre geheiligten Namen an? Muß die Regierung nicht das Beispiel der Gerechtigkeit geben, deren Ausübung sie verlangt? Würde es möglich seyn, daß Privatpersonen in der öffentlichen Meynung für ehrlos gölten, die nichts gethan hätten, als was sich der Staat offenbar erlaubt? Wenn sich die Schande in die großen Häuser, in die ersten Aemter, in die Läger und ins Heiligthum

*) Ja wohl. Wenn die Regierung selbst solche und ähnliche Beyspiele giebt, als das ist, worauf der Verfasser hier zielt, so muß das Gefühl der Ehre, der Redlichkeit, des Edelmuths aussterben, wie man denn schon ietzt des kümmerter Zuschauer solches langsamen Hinsterbens ist. Was wird aber daraus werden, wo ein solcher Sinn erst allgemein werden sollte? es sey darum, wenn nur gewonnen und genossen wird!

ligthum einschleicht, kann man dann noch erröthen? Wer wird sich fürchten können, seine Ehre zu verlieren, wenn diejenigen, die man Leute von Ehre nennt, keine andre kennen, als die Ehre, reich zu seyn, um ein Amt zu bekommen, oder ein Amt zu haben, um sich zu bereichern; wenn man kriechen muß, um sich in die Höhe zu schwingen; den Großen und den Weibern gefallen, um dem Staat zu dienen; und wenn alle Gaben, sich beliebt zu machen, wenigstens die Gleichgültigkeit gegen alle Tugenden voraus setzen? Wird die Ehre, die sich selbst aus gewissen Klimaten von Europa zu verbannen scheint, ihre Zuflucht in Amerika suchen? Warum wollte man daran verzweifeln, bevor es versucht worden? Gelänge der Versuch nicht, so könnte man die Schuldner in den französischen Inseln, die sich der Bezahlung ihrer Schulden weigern wollten, so behandeln, wie sie in den unter England und Holland stehenden Inseln behandelt werden. Die drey Nationen haben sämmtlich das Mutterland zum Mittelpunkt der Verbindung ihrer Pflanzörter in der neue Welt gemacht.

Hat das Mutterland, indem es seine Inseln verpflichtete, nur ihm ihre Produkte zu liefern, die Ausfuhr derselben gehörig gesichert?

Nicht alle Kolonien haben einerley Ursprung gehabt. Die ersten hatten ihre Entstehung der Unruhe einiger Horden von Barbarn zu danken, die, nachdem sie lange Zeit in wüsten Gegenden herum geirrt, sich endlich aus Müdigkeit in einem Lande niederliessen, wo sie eine Nation ausmachten. Andre Völker, die durch einen mächtigern Feind aus ihrem Gebiet vertrieben, oder durch irgend einen Zufall in ein vorzüglicheres Land gezogen worden, als ihrer Väter ihres war, verpflanzten sich unter einem neuen Himmel, und theilten daselbst das Land mit den ersten Einwohnern dieses fremden Klimats. Die zu starke Bevölkerung, der Abscheu vor Tiranney, Meutereien, Revolutionen, brachten Bürger zu dem Entschluß, ihr Vaterland zu verlassen, um anderswo neue Städte

zu

zu bauen. Der Erobrungsgeist hieß einen Theil der siegreichen Soldaten sich in unterjochten Staaten niederlassen, um sich derselben Eigenthum zu sichern. Keine dieser Kolonien hatte die Handlung zum Gegenstand. Selbst die, welche Tyrus, Karthago, Marseille, lauter handlungtreibende Freistaaten, stifteten, waren nur eine nothwendige Zuflucht auf barbarischen Küsten, und Niederlagen, wo die aus verschiednen Häfen gekommenen, und von einer langen Seereise ermüdeten Schiffe ihren gegenseitigen Umsatz machten.

Die Erobrung von Amerika hat die Idee einer neuen Art Pflanzort gegeben, dessen Grundlage der Ackerbau ist. Die Regierungen, die diese Kolonien gestiftet, haben gewollt, daß diejenigen von ihren Unterthanen, die sie dahin schafften, keine andre, als die Waaren, die ihnen das Mutterland liefern würde, verbrauchen, und nur an das Mutterland die Produkte der ihnen bewilligten Ländereien verkaufen sollten. Diese doppelte Verpflichtung hat allen Nationen, dem Naturrecht gemäß, von Verträgen unabhängig geschienen, und aus der Sache selbst entstanden zu seyn. Sie haben eine ausschließende Gemeinschaft mit ihren Kolonien, nicht als eine übertriebne Entschädigung, für die zu ihrer Stiftung gemachten, und zu ihrer Erhaltung zu machenden Unkosten angesehen. So ist Europens System in Absicht auf Amerika allzeit gewesen.

Frankreich hatte sich niemals davon entfernt, als ein Mann von Genie, der durch den Umfang seiner Begriffe, durch die Stärke seiner Ausdrücke sehr bekannt ist, die Strenge dieses Grundsatzes hat mildern wollen. Er hat gesagt, wenn man die Waaren, die das Mutterland nicht anders als schwer und übertrieben theuer liefern kann, von Ausländern empfängt,

so

so vermehrt man in den Kolonien einen Flor, welcher, früh oder spät, wieder auf das Hauptvaterland kommt, weil sie demselben mehr Waaren schicken, und ihm einen größern Absatz für seine Produkte anbieten werden. Auf das Gerücht von dieser Meynung hat sich in allen Häfen der Monarchie ein allgemeiner Lärm verbreitet. Man hat geschrien, diese Mitwerbung würde die heiligsten Rechte des Staats verletzen, sie würde die vornehmsten Quellen seines Reichthums austrocknen.

Dieser Streit hat die Gemüther sehr beschäfftigt; allein man hat ihn nicht unter dem wichtigsten Gesichtspunkt betrachtet. Die Streiter und das Publicum, welches sie gerichtet hat, dachten nur auf das Interesse der Kultur und Handlung, und verloren den großen politischen Gegenstand, die Erhaltung der Kolonien, aus dem Gesicht. Man würde Gefahr laufen, sie zu verlieren, wenn man fremde Schiffe in ihre Häfen kommen ließe.

England hat vor mehr als einem Jahrhundert in den weiten Einöden von Amerika den Grund zu einem unermeßlichen Reich gelegt, dessen Anfangs langsamer Fortschritt täglich mit Schnelligkeit zunimmt. Seine Macht, die durch einen Feind, welcher stets bereit, stets hurtig ist, es im Rücken anzugreifen, lange Zeit im Zaum gehalten worden, hat, seitdem es Kanada und den kostbarsten Theil von Louisiana an sich gebracht, nichts mehr, was ihr im Wege stünde. Dies Volk, welches durch diese Eroberungen von aller Unruhe von Seiten des vesten Landes befreit ist, wird früh oder spät in Versuchung gerathen können, seinen Ehrgeiz auf die benachbarten Inseln zu richten. Von itzt an fehlt ihm, um dem Strom seines Flors zu folgen, nichts, als eine der Größe seines Gebiets angemeßne Bevölkrung. Unter

den Ursachen, die diese Bevölkrung beschleunigen können, würde nichts so schnell dazu beitragen, als eine anhaltende Verbindung mit den französischen Kolonien, die, da es ihnen gerade an dem fehlt, was der Norden von Amerika liefern kann, ihm, wenn sie seine Produkte kauften, Mittel zu derselben Vermehrung, und seine Macht zu verstärken, geben würden. Der Hof zu Versailles ist ohne Zweifel zu aufgeklärt, als daß er die Sicherheit seiner Inseln dem zufälligen Vortheil, welchen sie aus einer freien Handlung ziehen würden, um einiger wenig bedeutenden Artikel willen, aufopfern sollte.

Aber so sehr er seinen Nebenbuhlern diesen zur Erobrung führenden Weg der Reichthümer versperren muß, eben so zuträglich ist es ihm, seinen Insulanern den Weg zum Absatz aller ihrer Produkte zu eröffnen. Die Kolonien bieten ihm jedes Jahr ihren vor abgezognen Verbrauch, 100000 Fässer Sirop und Taffia, an, deren Werth ungefähr 5 Millionen Livres beträgt. Aus einem übel verstandnen Eigennutz hat er sie, und sich selbst, dieses Gewinns beraubt, aus Furcht, dem Absatz seiner eignen Brandtweine zu schaden. Die Zuckerbrandtweine, welche allzeit schlechter sind, als die eigentlich von Wein gemachten, können nur das Getränk armer Völker, oder auch der ärmsten Leute unter reichen Nationen, seyn. Sie werden nur vor den Kornbrandtweinen den Vorzug erhalten, welche Frankreich nicht brennt. Die Verbraucher der seinigen werden, selbst auf den Inseln, allzeit die Klasse von Menschen seyn, die vermögend genug sind, sie zu bezahlen. Die Regierung könnte also einen so ungerechten als verderblichen Irrthum nicht zu früh verlassen, noch den Sirop und Taffia zu früh nach ihren Häfen bekommen, um sie daselbst zu verbrauchen, oder dahin zu verschicken, wo

man

man ihrer benöthigt seyn wird. Nichts würde ihren Verbrauch mehr ausbreiten, als wenn man die französischen Seefahrer berechtigte, sie unmittelbar nach den ausländischen Märkten zu führen. Diese Gunst müßte sich auch auf alle Waaren der Kolonien erstrecken. Da eine Meinung, die gegen so vielerley Interesse, so viele Vorurtheile verstoßen wird, bestritten werden könnte; so muß man sie auf entwickelte Grundsätze gründen.

Die französischen Inseln liefern ihrem Mutterlande **Zucker, Kaffe, Baumwolle, Indigo** und andre Waaren, wovon es einen Theil verbraucht, und das Uebrige dem Ausländer überläßt, der ihm Geld oder andre Waaren, deren es bedarf, dafür zurück giebt. Eben diese Inseln empfangen ihrer Seits vom Mutterlande Kleidung, Unterhalt, Ackergeräthe. Das ist die doppelte Bestimmung der Kolonien. Um dieselbe erfüllen zu können, müssen sie reich seyn. Um reich zu seyn, müssen sie einen grossen Ueberfluß von Produkten gewinnen, und dieselben um den bestmöglichsten Preis absetzen können. Damit durch diesen Absatz diese Produkte auf den höchsten Preis getrieben werden, muß derselbe so groß seyn, als immer möglich. Damit er so groß werde, als immer möglich, muß er einer möglichst großen Freiheit genießen. Damit er der möglichst großen Freiheit genieße, muß diese Freiheit mit gar keinen Förmlichkeiten, gar keinen Unkosten, gar keinen Arbeiten, gar keinen unnützen Lasten beschwert seyn. Diese durch ihr inniges Band erwiesnen Wahrheiten müssen entscheiden, ob es vortheilhaft sey, die Produkte der Kolonien den Zögerungen, den Unkosten einer Niederlage in Frankreich zu unterwerfen.

Diese Mittelkosten werden nothwendig auf den Verbraucher, oder auf den Anbauer zurückfallen.

Bezahlt

Bezahlt sie der erste, so wird er weniger verbrauchen; weil sein Vermögen nicht in dem Verhältniß wächst, als die Kosten steigen. Ist es der zweite, so wird er, wenn er einen geringern Preis für seine Waaren bekömmt, weniger Vorschuß wieder auf das Land wenden, und nicht mehr soviel neue Früchte aus demselben ziehen. Ungeachtet des offenbaren Fortschritts dieser zerstörenden Folgen hört man doch alle Tage kühnlich sagen, daß die Waaren, bevor sie verbraucht werden, viele Arbeits- und Transportkosten machen müssen; daß diese Kosten, die viel Menschen beschäfftigen und nähren, zur Erhaltung und Vermehrung der Macht eines Staats beytragen. Man ist durch das Vorurtheil so verblendet, daß man nicht einsieht, daß, wenn es vortheilhaft ist, daß die Waaren vor ihrem Verbrauch, Kosten wie zwey, verursachen, es zur höchst möglichen Beförderung des Nationalflors vortheilhafter seyn werde, daß sie derselben wie vier, wie acht, wie zwölf, wie dreißig, machten. Alsbald müssen alle Völker die Wege verderben, die Kanäle ausfüllen, die Schifffarth auf den Strömen verbieten, selbst die Thiere nicht mehr zum Ackerbau gebrauchen, und nur Menschen dazu nehmen, um die bereits vor dem Verbrauch vorhergehenden Kosten noch durch einen Zuwachs von Unkosten zu häufen. Alle diese abgeschmackten Dinge muß man gleichwohl verschlucken, wenn man sich in dem falschen Grundsatz verwickelt, welchen wir eben bestritten haben. Aber die politischen Wahrheiten wollen lange Zeit abgehandelt seyn, bevor sie gefühlt werden. Viele Irrthümer sind bey Staatsmännern, wie beim Pöbel, ohne Untersuchung eingeschlichen. Das französische Ministerium, welches lange Zeit von der Finsterniß, worinn es seine Nation schlafen ließ, geblendet war, hat sich noch nicht über die seinen Kolonien zuträglichste Art der Verwaltung

waltung aufklären können. Es weiß noch nicht, welche Regierungsart die geschickteste ist, um dieselben in Flor zu bringen.

Ist die Gewalt auf den französischen Inseln in solchen Händen, wodurch sie am besten in Flor kommen können?

Die französischen Kolonien, die durch schlechte und unbekannte vor dem Zügel oder dem Schwerdt der Gesetze fliehende Leute gestiftet worden, schienen ursprünglich nur einer strengen Policey nöthig zu haben. Man vertraute sie also Befehlhabern, mit uneingeschränkter Gewalt, an. Der Geist der Intrigen, welcher allen Höfen natürlich, aber bey einer Nation gemeiner ist, wo die Galanterie den Weibern ein allgemeines Ansehn giebt, ließ zu allen Zeiten Leute ohne Sitten, die in Schulden und Lastern vertieft waren, zu den großen Aemtern in Amerika gelangen. Das Ministerium, welches sich aus einem Ueberrest von Schamhaftigkeit scheute, sie auf den Schauplatz ihrer Unehre selbst zu erheben, schickte sie, ihr Glück zu verbessern oder zu befestigen, über Meer, wo ihre Ausschweifungen nicht bekannt waren. Aus übel verstandnem Mitleid, aus einer falschen Hofmaxime, die die Betrügerey für nothwendig und die Schelme für nützlich hält, opferte man die Ruhe der Anbauer, die Sicherheit der Kolonien und selbst das Interesse des Staats, mit kaltem Blute, den kerkerswürdigen Straßenräubern auf. Diese Raub- und Liederlichkeitsdiener erstickten die Keime des Guten, und verzögerten den von sich selbst aufkommenden Flor.

Die absolute Gewalt führt von Natur ein so feines Gift bey sich, daß selbst die Despoten, die mit ehrlichen Absichten nach Amerika giengen, daselbst bald verdorben wurden. Hätten sich nicht der Ehrgeiz, Geldgeiz oder Stolz ihrer bemächtigt, konnten sie dann der Schmeicheley widerstehen, die niemals ermangelt, ihre Niedrigkeit auf der allgemeinen Knecht-

schaft zu erheben, und ihr Glück in und durch das öffentliche Unglück zu befördern?

Die wenigen Statthalter, die dem Verderben entrannen, fielen, da sie in einer unbegränzten Verwaltung gar keinen Stützpunkt hatten, beständig von einem Fehler in den andern. Nicht Menschen sind es, die die Menschen regieren sollen, sondern das Gesetz. Man nehme den Regierungsverwesern diesen gemeinen Maaßstab, diese Richtschnur ihrer Urtheile; so wird kein Recht, keine Sicherheit, keine bürgerliche Freiheit mehr seyn. Alsbald wird man nur eine Menge widersprechender Rathssprüche mehr sehen; nur überhingehende Verordnungen, die gegen einander verstoßen werden; nur Befehle, die, aus Mangel an Grundmaximen, gar keine Verbindung unter sich haben werden. Zerrisse man in einem seiner Natur nach aufs beste verfaßten Reiche das Gesetzbuch; so würde man bald sehen, daß, um es gut zu regieren, es nicht genug seyn würde, gerecht zu seyn. Die Klugheit der besten Köpfe würde dazu nicht hinlänglich seyn. Da sie nicht alle einerley Geist haben, und eines jeden Geist nicht immer in einerley Lage seyn würde; so würde der Staat bald umgestürzt werden. Diese Art von Gewirre war in den französischen Kolonien beständig, und desto größer, da die Befehlhaber dort nur, so zu reden, erschienen, und wieder zurückberufen wurden, bevor sie das Geringste selbst gesehn hatten. Nachdem diese Administratoren drey Jahre ohne Führer, in einem neuen Lande, nach unförmlichen Policey- und Gesetzplanen gewandelt hatten, wurden sie durch andre abgelöst, die in einem so kurzen Zeitraum nicht vermögend waren, sich mit denen Völkern, die sie regieren sollten, zu verbinden, noch ihre Entwürfe gehörig zur Reife zu bringen, um ihnen den Charakter von Gerechtigkeit und Sanftmuth

zu

zu geben, der ihre Ausführung sichert. Dieser Mangel an Regel und Erfahrung machte einen von jenen absoluten Magistratspersonen so sehr furchtsam, daß er aus Gewissenhaftigkeit über die allergemeinsten Sachen keinen Ausspruch zu thun wagte. Nicht, als hätte er den Schaden nicht gekannt, welchen seine Unentschlossenheit that; sondern er traute sich, so aufgeklärt er auch war, doch die Kenntnisse eines Gesetzgebers nicht zu, und wollte sich dessen Ansehen nicht mit Unrecht anmaßen.

Indessen konnte man die Quelle dieser Unordnung leicht verstopfen, wenn man nur, anstatt der militarischen Regierung, die an sich gewaltsam und für kritische und gefährliche Zeiten gemacht ist, eine gemäßigte, vestgesetzte und vom Privatwillen nicht abhangende Gesetzgebung einführte. Allein, dieser tausendmal vorgeschlagne Entwurf misfiel den, über eine absolute, an sich furchtbare und an einem Unterthan stets gehäßigere Gewalt, eifersüchtigen Statthaltern. Diese der heimlichen Tiranney des Hofes entwischten Sklaven liebten nichts so sehr, als jene asiatische Justiz, womit sie alles, bis auf ihre Kreaturen, erschreckten. Die Reform ward von solchen Statthaltern verworfen, die sonst tugendhaft waren, aber nicht sehen wollten, daß, wenn sie sich das Recht vorbehielten, das Gute zu thun, es ihren Nachfolgern leicht blieb, das Böse ungestraft zu thun. Alle erklärten sich laut gegen einen Plan von Gesetzgebung, dessen Zweck die Verminderung der Abhängigkeit der Völker war: und der Hof hatte die Schwachheit, ihren Vorspiegelungen oder ihren Rathschlägen aus einer Folge des Hangs nachzugeben, welchen die Prinzen und ihre Minister natürlich zur willkührlichen Gewalt haben. Er glaubte, für seine Kolonien genug zu thun, indem er ihnen einen Intendanten gab,

der dem Befehlhaber das Gleichgewicht halten sollte.

Die entfernten Pflanzörter, die bis auf diesen Augenblick unter dem Joch eines einzigen geseufzt hatten, wurden damals einer gedoppelten, durch ihren Zwiespalt und durch ihre Einigkeit, gleich gefährlichen Gewalt zum Raube. Stieß sie gegen einander, so theilte sie die Gemüther, säete Zwietracht unter ihre Anhänger, und zündete eine Art von Bürgerkrieg an. Das Gerücht von ihren Streitigkeiten erscholl bis nach Europa, wo ein jeder seine, durch den Stolz oder das Interesse, sie in ihrem Posten zu erhalten, beseelten Beschützer hatte. Waren sie eins, weil entweder ihre guten oder bösen Absichten zusammen trafen, oder weil der eine ein entschiednes Ansehen über den andern gewann; so ward das Schicksal der Kolonisten noch schlimmer. Wie groß auch die Unterdrückung dieser Schlachtopfer seyn mochte; so ward ihr Geschrey niemals vom Mutterlande erhört, weil dasselbe die Uebereinstimmung dieses Abgeordneten, als den entscheidendsten Beweis einer vollkommnen Administration, ansah.

Das Schicksal der französischen Kolonien hat sich nur wenig geändert. Ihre Statthalter haben, außer dem Oberbefehl über die regulirten Truppen, das Recht, die Einwohner in Regimenter einzuschreiben, ihnen nach Belieben Manöver vorzuschreiben, sie während des Krieges nach Gefallen zu gebrauchen, und sich ihrer sogar zu Eroberungen zu bedienen. Da ihnen eine absolute Gewalt anvertraut ist, sie Freiheit haben und eifersüchtig sind, sich alle die Verrichtungen anzumaßen, wodurch dieselbe ausgebreitet oder ausgeübt werden kann; so sind sie in der Gewohnheit, über bürgerliche Schulden zu erkennen. Der Schuldner wird vorgefordert, zum Gefängniß

oder

oder loch verurtheilt, und ohne andre Förmlichkeiten zur Bezahlung gezwungen: dies nennt man den Kriegsdienst oder das Kriegsdepartement. Die Intendanten entscheiden allein über die Anwendung der Finanzen, und verordnen gewöhnlich, wie sie eingetrieben werden sollen. Sie fordern die bürgerlichen oder Kriminalsachen vor sich, die Justiz mag entweder noch keine Kenntniß davon genommen haben, oder sie mögen schon selbst vor die höhern Gerichtshöfe gebracht seyn: das nennt man Administration. Die Statthalter und die Intendanten bewilligen gemeinschaftlich die Ländereien, die noch nicht eingewiesen sind, und richten alle Streitigkeiten, die über alte Besitzungen entstehen. Durch diese Einrichtung wird aller Kolonisten Glück in ihre, ihrer Gevollmächtigten oder ihrer Kreaturen Hände geliefert, und sofort das Schicksal alles Eigenthums erbettelt gemacht. Man kann keine größere Unordnung erdenken.

In der Mechanik müssen die bewegenden Kräfte destomehr verstärkt werden, je weiter die widerstehenden Kräfte vom Mittelpunkt entfernt sind: eben so, hat man gesagt, kann man sich der Kolonien nicht anders als durch eine gewaltsame und absolute Regierung versichern. Ist dem also, so wird der Ritter Perry nicht Unrecht gehabt haben, daß er diese Arten von Pflanzörtern misbilligt. Es ist besser, daß die Erde unbevölkert, oder wenig bewohnt bleibe, als daß einige Mächte sich zum Unglück der Völker ausbreiten. Frankreich muß das den Kolonien widrige System eines Engländers dadurch bestreiten, daß es sich über die Manier, sie zu regieren, mehr und mehr aufkläre. Der Kenntnißgeist, der dieses Jahrhunderts Charakter ausmacht, was auch diejenigen davon sagen mögen, die die vom Luxus unzer-

trennlichen Laster der Verachtung gewisser Vorurtheile, der Denk- und Schreibfreiheit, die von den Leidenschaften der Großen, und den Misbräuchen der Gewalt herrührenden bösen Sitten zuschreiben: dieser Kenntnißgeist, welcher uns noch unterstützt und leitet, wenn die Moral auf einem verfallnen Fundament einstürzt, wird die Regierung wieder auf ihr wahres Interesse zurückführen. Sie wird fühlen, daß in ihren Kolonien keine Gerechtigkeit gewesen, weil sie keine veste Gesetze hatten, die den Gerichtshöfen gänzlich in Verwahrung gegeben wären. Haben diese unaufhörlich knechtisch behandelten, unaufhörlich unterdrückten Körper dies Zutrauen bisher nicht zu verdienen geschienen; so muß man sie desselben dadurch würdig machen, daß man es ihnen schenke. Ihre Seele wird von dem heiligen Enthusiasmus fürs gemeine Beste erfüllt werden, wenn sie sich denselben ohne Scheu und ohne Unruhe werden überlassen können. Dieser wahrhaftig patriotische Eifer wird sich selbst entzünden, wenn diese Körper aus Magistratspersonen bestehen, die in den Kolonien geboren sind.

Nichts scheint den Absichten einer verständigen Politik gemäßer zu seyn, als daß man diesen Insulanern das Recht zugestehe, sich selbst zu regieren, aber auf eine dem Ton und Antrieb des Mutterlandes untergeordnete Weise; ungefähr wie eine Schaluppe allen Richtungen des Schiffs folgen muß, welches sie am Schlepptau führt. Vielleicht wird man sagen, daß, da in diesen fernen Inseln, wegen der durch den Handel verursachten Unstätigkeit der Reichthümer, unaufhörlich ein neues Volk entsteht, diese Gährung vielen Schaum in dieselben werfen, und daß man dort erst sehr spät so viel Sitten und Kenntnisse finden werde, die den Vaterlandsgeist und den ernsthaften Ton hervorbringen könnten, wodurch das Gewicht

der

der Geschäffte und das Interesse einer Nation würdig unterstützt werden. Dieser Einwurf würde gegründet scheinen, wenn man bloß den Charakter der durch ihre Bedürfnisse, oder durch ihre Laster nach Amerika getriebnen Europäer in Betracht zöge, die durch diese freiwilligen oder gezwungnen Verpflanzungen überall fremd geworden; gemeiniglich durch den, mit einer willkührlichen Policey schlecht ersetzten, Mangel an Gesetzen, durch den aus dem Misbrauche der Sklaverey folgenden verderbten Herrschaftsgeschmack, durch den Glanz eines großen Glückes, worüber sie ihrer ersten Dunkelheit vergessen, verderbt sind. Aber diese Classe aus ihrem Vaterlande gegangner Menschen sollte keinen Einfluß in die Administration haben; sondern man müßte diese den größtentheils in den Kolonien gebornen Eignern überlassen: weil die Justitz natürlich dem Eigenthum folgt, und Niemand mehr Antheil und Recht an der guten Regierung eines Landes hat, als diejenigen, denen die Geburt größere Besitzungen darinn giebt. Diese Kreolen, die von Natur einen durchdringenden Verstand, Offenherzigkeit, einen erhabnen Geist, eine gewisse, aus diesen schönen Eigenschaften entstehende Liebe zur Gerechtigkeit besitzen, würden, von den Zeichen der Achtung und des Zutrauens gerührt, die ihnen das Mutterland dadurch gäbe, daß es ihnen die Regierungssorge für das Innere ihres Vaterlandes auftrüge, diesem fruchtbaren Boden zugethan werden, sich es für eine Ehre, ein Glück schätzen, ihn zu verschönern, und in demselben Schöpfer aller Annehmlichkeiten einer gesitteten Gesellschaft zu werden. Mitten in der Abneigung gegen Frankreich, wodurch eigentlich seine Minister, wenn man den Kolonien einen Vorwurf machen will, der Härte beschuldigt werden, würde man dort die Zuneigung entstehen sehen, die das väterliche Vertrauen Kindern allzeit einflößt.

flößt. Anstatt der heimlichen Beeiferung, womit sie in Kriegszeiten einem fremden Joch entgegen laufen, würden sie mit verdoppeltem Bestreben einem feindlichen Einfall vorzubauen, oder ihn zurück zu treiben suchen. Hält die Furcht die Menschen unter den Augen eines mächtigen und schrecklichen Herrn in Schranken, so kann ihnen in der Ferne nichts als die Liebe gebieten. Dies ist vielleicht das einzige, in den Gränzprovinzen eines großen Staats wirkende Triebwerk: wenn in der Hauptstadt die Weichlichkeit und Habsucht vor der drohenden Gewalt schweigen. Die Liebe ist eine Empfindung, der man nicht zu sehr schonen, die man nicht zu sehr ausbreiten kann. Weiß aber der Landsherr sie weder zu verdienen, noch zu erwiedern, so wird man sie nicht lange an ihm verschwenden. Alsdann giebts keine Freude mehr an öffentlichen Festen, keine Entzückung in den Freudenbezeigungen, kein solches unwillkührliches Geschrey mehr, welches dem Unterthan beim Anblick des angebeteten Abgottes entfährt. Die Neugier führt und drängt den Haufen überall hin, wo etwas zu sehen ist; aber in den Blicken glänzt dort keine Zufriedenheit mehr. Eine finstre Unruhe bemächtigt sich der Gemüther. Sie theilt sich einer Provinz nach der andern mit, und geht aus dem Mutterlande in die Kolonien. Alles auf einmal geschlagne oder bedrohte Glück ist in Aufruhr und Bewegung. Durch die wagende Uebereilung gehäufte Streiche der Gewalt verwunden alle Herzen, und treffen alle Körper nach einander. Selbst aus dem Innersten von Amerika sieht man die Rächer des Verbrechens, die Vertheidiger des Rechts der Kolonisten, als Verbrecher nach den europäischen Gefängnissen herüberführen. Die Waffen, die vor dem Feinde abgestumpft schienen, werden gegen diese, dem Staat theuren, Unterthanen geschärft.

Dieje-

Diejenigen selbst, die während des Krieges sie nicht zu vertheidigen gewust, werden im Frieden ihr Schrecken. Ist das die Art, Kolonien zu erhalten und in Flor zu bringen? Rom lernte von seinen Feinden die Kunst, in der alten Welt zu siegen. Frankreich lerne von seiner Nebenbuhlerinn die Kunst, die neue zu bevölkern und anzubauen. *)

Ende des dreyzehnten Buchs.

*) Ob man gleich nicht alle kühne Behauptungen des Verfassers ohne sattsame Prüfung annehmen kann; so erhellet doch aus der neuern Geschichte von Frankreich, und aus der Art, wie es seit Ludwigs des Vierzehnten Zeiten regiert worden ist, daß die ganze Vorstellung von dem beschwerlichen Zustande und Fortgange der französischen Kolonien historisch wahr sey. Sie sind in sich insgesammt schwach, ohne innere Kraft, durch sich selbst zu bestehen, oder einem auswärtigen Feinde Widerstand zu thun; und haben alle Anlage dazu, einer mächtigern und regelmäßiger verfahrenden Nation zur Beute zu werden, oder sich ihr in die Arme zu werfen. Sie sind zugleich ein redendes Bild, wie sehr ein Staat aus Mangel überdachter, einförmiger und auf die Natur der Betriebsamkeit anpassender Regierungsgrundsätze sein eigen Werk vernichte; in welchen Fesseln Handlung und Industrie, folglich auch das darauf ruhende allgemeine Wohl, durch Einschränkungen einseitiger Finanzoperationen niedergehalten oder gar völlig unterdruckt werde; welche Ungerechtigkeiten und Bedruckungen aus der Eigenmächtigkeit und deren Misbrauch durch Günstlinge entspringen; und wie erbettelt der Zustand einer überaus scharfsinnigen und thätigen Nation seyn müsse, welche alle Augenblick durch verkehrte, eigensüchtige, und doch oft wiederrufene, oder stets wiederrufbare Verfügungen und Anstalten im besten Laufe gehemmt, in ihren Nerven gelähmt, und gleich als

durch streitende und zügellose Windstürme bald in die Höhe geworfen, bald nahe zum Abgrunde versenkt wird. Der Zustand dem englischen Inseln, so wenig sie auch schon auf dem Punkt der Vollkommenheit sind, macht mit dem der französischen Pflanzungen einen treffenden Kontrast. Vielleicht mag wohl der Verfasser die patriotische Absicht gehabt haben, durch diese Nebeneinanderstellung seine Nation oder ihre Regierung aus dem Schlaf zu wecken; wenn Schriftsteller so etwas vermöchten.

Philosophische und politische

Geschichte

der

europäischen Handlung und Pflanzörter in beyden Indien.

Vierzehntes Buch.

Von den engländischen Pflanzörtern auf den amerikanischen Inseln. Englands Zustand, als es anfieng, auf den amerikanischen Inseln Pflanzörter anzulegen. Ursachen, die die Bevölkrung der engländischen Inseln beschleunigten. Durch was für Menschen wurden die engländischen Inseln bevölkert? Regierungsform auf den engländischen Inseln. Wie nahm der Flor dieser Inseln ab? Pflanzort der Engländer auf Barbados, Antigoa, Montserrat, auf Nevis und St. Christoph. Die Engländer vertreiben die Spanier von Jamaika, und lassen sich daselbst nieder. Jamaika bereichert sich mit seinem Schleichhandel im spanischen Amerika. Es hat sich noch mehr durch seinen Anbau, als durch seinen Schleichhandel, bereichert. Kann man die Produkte von Jamaika vermehren? Jamaika betrifft ein großes Unglück. Folgen dieser Katastrophe. Jamaika hat von einer Republik von Schwarzen, deren Unabhängigkeit sie zu erkennen genöthigt gewesen, alles zu fürchten. Vorzüge dieser Insel in Absicht auf den Krieg. Nachtheile bey der Schifffarth. Pflanzort der Engländer auf den Lukayen, auf den bermudischen Inseln. Die Engländer nehmen Besitz von der Insel Tabago, die von den Holländern und Franzosen war besetzt gewesen. Frankreich tritt Granada an England ab. Wichtigkeit

und

und Produkte dieser Insel. Die Engländer nehmen St. Vincent in Besitz. Gewohnheiten der auf dieser Insel gefundnen Wilden. Die Engländer lassen sich auf Domingo nieder. Zweck dieses Pflanzorts. Gegenwärtiger Zustand der engländischen Inseln. Ihre auswärtigen Verbindungen. Wiederholung der Reichthümer, die Europa aus den amerikanischen Inseln zieht. Was muß dieser Inseln künftiges Schicksal seyn?

Englands Zustand um die Zeit, als es Pflanzörter auf den amerikanischen Inseln anzulegen anfieng.

England war in keiner glänzenden Lage, als es im Jahr 1625 den Anfang seiner Pflanzörter im Archipelag von Amerika machte. In seinem Ackerbau war weder **Lein** noch **Hanf** mit begriffen. Die Versuche, die man gemacht hatte, um Maulbeerbäume und Seidenwürmer aufzuziehen, waren nicht glücklich gewesen. Alle Bemühungen des Landmanns waren auf die Vermehrung des Getraides gerichtet, welches, ungeachtet des Geschmacks der Nation am Landleben, selten zum Unterhalt des ganzen Königreichs zureichte: ein großer Theil seiner Kornböden ward von den Feldern am Ufer der Ostsee mit Vorrath versehen.

Die Industrie war noch weniger vorwärts gekommen, als der Ackerbau. Sie betraf bloß Wollarbeiten. Diese hatte man seit einigen Jahren, da die Ausfuhr der ersten Materien verboten worden, vermehrt. Aber ein Inselvolk, das nur für sich zu arbeiten schien, hatte seinen Zeugen nicht das Angenehme des Luxus zu geben gewußt, welches der Geschmack ersinnt, um den Absatz und Verbrauch zu befördern. Sie giengen nach Holland, wo sie Farbe und Glanz bekamen. Von dortaus wurden sie durch ganz Europa vertrieben, und kamen selbst nach England zurück.

Die

Die Schifffarth beschäfftigte kaum 10000 Matrosen. Sie waren im Dienst der ausschließenden Gesellschaften, die sich aller Handlungszweige bemächtigt hatten; selbst den Tuchhandel nicht ausgenommen, wogegen die andern zusammen nur $\frac{1}{10}$ in der Maße der Reichthümer ausmachten, die die Nation feil hatte. Dieselben fanden sich solchergestalt in den Händen von 3 oder 400 Personen vereinigt, die mit einander übereinkamen, den Preis der Waaren, entweder bey der Einfuhr, oder bey der Ausfuhr aus dem Königreich, zu ihrem Vortheil vestzusetzen. Das Privilegium dieser Alleinhändler ward in der Hauptstadt ausgeübt, wo der Hof die Provinzen verkaufte. London allein hatte sechsmal mehr Schiffe, als alle Häfen in England. Die öffentlichen Einkünfte waren nicht, konnten nicht sehr beträchtlich seyn. Sie waren verpachtet; eine verderbliche Methode, die in allen Staaten vor der **Regie** vorher gegangen, aber nur unter absoluten Regierungen fortgewährt hat. Die Ausgaben waren dem mäßigen Schatz angemessen. Die Flotte war nicht zahlreich; und die Fahrzeuge, woraus sie bestand, waren so schwach, daß im Nothfall die Kauffartheyschiffe in Kriegsschiffe verwandelt wurden. 160000 Mann Militz, die die Nationalmacht ausmachten, wurden in Kriegszeiten bewaffnet. Im Frieden sah man niemals Truppen auf den Beinen; und der Landsherr selbst hatte keine Leibwache.

Da die Nation zu Hause nur so eingeschränkte Mittel hatte, mußte sie sich nicht durch Kolonien ausbreiten. Gleichwohl stiftete sie welche, die tiefe Wurzeln zum künftigen Flor schlugen. Diese Pflanzörter hatten ihren Ursprung Begebenheiten zu danken, deren Ursache weit entfernte Quellen in der vergangnen Zeit hatte.

Wenn

Ursachen der auf den engländischen Inseln beschleunigten Bevölkerung.

Wenn man die Geschichte und den Gang der engländischen Regierungen kennt; so weiß man, daß die königliche Gewalt lange Zeit kein ander Gegengewicht hatte, als eine kleine Anzahl großer Eigner, die **Barone** hießen. Diese unterdrückten beständig das größtentheils durch die Sklaverey erniedrigte Volk, und rungen ohne Aufhören wider die Krone, mit mehr oder weniger Erfolg, nach dem Charakter der Häupter und dem Zufall der Umstände. Durch diese politischen Händel wurden Ströme von Blut vergossen.

Das Königreich war durch zwanzigjährige innerliche Kriege erschöpft, als Heinrich VII, der von einem Schlachtfelde kam, wo die in zwey Läger getheilte Nation gefochten hatte, um sich einen Herrn zu geben, die Regierung desselben übernahm. Dieser schlaue Prinz nützte die Mattigkeit, worinn seine Unterthanen nach langen Trübsalen geblieben, zur Ausbreitung der königlichen Gewalt, deren Grenzen die Herrlosigkeit der Lehnsherrschaft unaufhörlich verengt, und niemals hatte vestsetzen können. Er ward bey diesem Unternehmen durch die Parthey unterstützt, die ihm die Krone aufgesetzt hatte, und weil sie die geringste Anzahl ausmachte, nicht anders hoffen konnte, sich in den vornehmsten Aemtern, wozu sie erhoben war, zu behaupten, als wenn sie dem Ehrgeiz ihres Oberhaupts zu Hülfe käme. Man gab diesem Plan dadurch Vestigkeit, daß man den Adel zum erstenmal berechtigte, seine Landgüter zu veräussern. Diese gefährliche Gunst und der in Europa ausbrechende Reiz des Luxus brachten eine große Revolution in den Glücksgütern herfür: die unermeßlichen Lehne der Barone wurden nach und nach zerrissen, und die Besitzungen der Gemeinen breiteten sich aus.

Da

Da die auf den Landgütern haftenden Rechte mit dem Eigenthum zertheilt worden; so war es nur um desto schwerer, den Willen und die Macht von vielen wider die Gewalt eines Einzigen zu vereinigen. Die Monarchen machten sich dieses ihrer Vergrößerung günstigen Augenblicks zu Nutze, um ohne Hinderniß und ohne Widerspruch zu regieren. Die herunter gekommenen Herren fürchteten eine Gewalt, die sie mit allem ihren Verlust verstärkt hatten. Die Gemeinen glaubten sich gnugsam geehrt, daß sie die Nationaltaxen auflegen konnten. Das Volk, dessen Joch durch diese leichte Bewegung in der Staatsverfassung ein wenig erträglicher geworden, das in dem engen Bezirk seiner Begriffe stets auf die Besorgung seiner Angelegenheiten oder seiner Arbeiten eingeschränkt war, hatte gegen den Aufruhr, durch die Verheerungen und das Elend, womit es dafür bestraft ward, einen Widerwillen bekommen. Solchergestalt zog der Monarch allein alle Blicke auf sich, wenn die Augen der Nationen, die in der Verwirrung der bürgerlichen Kriege verlorne souveraine Gewalt suchten. Die Majestät des Throns, die ihren ganzen Glanz auf ihn warf, schien die Quelle der Gewalt zu seyn, wovon sie nur ein sichtliches Zeichen und bleibendes Merkmaal seyn sollte.

In dieser Lage befand sich England, als Jakob I, aus Schottland, als einziger Erbe zweier Königreiche, dahin berufen ward, die durch eine Thronbesteigung in einer Hand vereinigt wurden. Ein unruhiger Adel, der mit seiner Wuth seine barbarischen Vasallen herumtrieb, hatte in den nordlichen Gebirgen, die die Insel in zwey Staaten theilten, Unruhen und das Feuer des Aufruhrs erregt. Der Monarch hatte von seiner Kindheit an eben so viel Abneigung gegen die eingeschränkte Gewalt eingesogen, als das

Volk

Volk Abscheu gegen den Despotismus der absoluten Monarchie gefaßt hatte. Diese herrschte in ganz Europa: wie sollte der neue König, der den andern Souverainen gleich war, nicht nach gleicher Gewalt gestrebt haben? Seine Vorfahren hatten sie seit einem Jahrhundert in England selbst besessen. Allein er sah nicht, daß dies ein Glück war, welches sie ihrer geschickten Staatskunst oder günstigen Umständen zu danken gehabt. Dieser theologische Prinz, der alles von Gott und nichts von den Menschen zu haben glaubte, sah in sich allein den Geist der Vernunft, der Weisheit und des Raths; und schien sich die Untrüglichkeit zuzuschreiben, die die Reformation, deren Lehrsätzen er folgte, ohne sie zu lieben, den Päbsten abgesprochen hatte. Diese falschen Grundsätze, die aus der Regierung ein desto widrigers Religionsmysterium machen würden, weil es die Meynungen, den Willen und die Handlungen zugleich angriffe, hatten nebst allen andern Vorurtheilen einer schlechten Erziehung in seinem Gemüth so tiefe Wurzeln geschlagen, daß er nicht einmal dran dachte, sie durch irgend eines von den menschlichen Hülfsmitteln der Klugheit oder Stärke zu unterstützen.

Nichts kam weniger, als dies System mit der allgemeinen Gesinnung der Gemüther überein. Alles war daheim und auswärts in Bewegung. Die Entstehung von Amerika hatte Europens Reife beschleunigt. Die Schifffarth erstreckte sich über den ganzen Erdboden. Die Gemeinschaft unter den Völkern war im Begriff, der Vorurtheile Geißel zu werden; sie öffnete eine Pforte für Kenntnisse und Industrie. Die mechanischen und freien Künste breiteten sich aus, und giengen durch den Luxus ihrer Vollkommenheit entgegen. Die Litteratur nahm den Schmuck des Geschmacks an. Die Wissenschaften erhielten

erhielten die Gründlichkeit, die des Handels Rechnungsgeist giebt. Die Staatskunst vergrößerte die Sphäre ihrer Aussichten. Diese allgemeine Gährung hob, erhöhte die Begriffe der Menschen. Bald fiengen alle Körper, woraus der ungeheure Koloß der gothischen Regierungsform bestand, und die seit verschiednen Jahrhunderten in die Schlafsucht der Unwissenheit versunken waren, von allen Seiten an, sich zu bewegen, und Unternehmungen zu machen. Auf dem festen Lande, wo unter dem Vorwand der Zucht gedingte Kriegsheere errichtet waren, rissen die meisten Prinzen eine unumschränkte Gewalt an sich, und unterdrückten ihre Völker durch die Stärke oder die Intrigue. Die dem sich fühlenden oder denkenden Menschen so natürliche Liebe zur Freiheit; die beim Volk durch die Neuerer in Religionssachen erregt, in ausgebildeten Köpfen durch einen vertrauten Umgang mit den großen Schriftstellern des Alterthums, die das Erhabene der Vernunft und Empfindung aus der Demokratie schöpften, wieder aufgeweckt ward; diese Liebe zur Freiheit entzündete in England in edelmüthigen Herzen den ausschweifenden Haß gegen eine unbegrenzte Gewalt. Die Gewalt, welche Elisabeth zu erreichen, und in der sie sich durch ein vierzigjähriges Glück zu erhalten wußte, hielt diese Unruhe in Schranken, oder lenkte sie auf glückliche Unternehmungen für den Staat. Aber man sahe nicht sobald eine ausländische Familie auf dem Throne, und das Scepter in den Händen eines Monarchen, der selbst bey seinen übertriebenen Forderungen eben nicht furchtbar war, als die Nation ihre Rechte wieder an sich zog, und der Ehrgeiz, sich selbst zu regieren, bey ihr erwachte.

Nun brach ein sehr lebhafter Streit zwischen dem Hof und dem Parlemente aus. Diese beiden Mächte

schienen ihre Gewalt gegen einander zu versuchen und waren einander unaufhörlich entgegen. Der Fürst behauptete, man sey ihm einen völlig leidenden Gehorsam schuldig; und die Nationalversammlung sollte der Landesverfassung nur zur Zierde, aber nicht zur Grundfeste dienen. Die Bürger schrien mit Eifer wider dergleichen Grundsätze, die allezeit seicht sind, so bald man sie untersuchet, und behaupteten, das Volk mache das Wesen der Regierung eben so sehr und noch mehr aus, als der Monarch. Jenes ist die Materie, dieser die Form der Regierung. Nun kann aber die Materie ihre Form ändern, und muß es zu ihrer Erhaltung thun. Das höchste Gesetz ist die Wohlfahrt des Volks, nicht des Fürsten. Der König kann sterben, die Monarchie untergehen, und die Gesellschaft ohne Monarchen und ohne Thron bestehen. So dachten und urtheilten die Engländer, sobald die Morgenröthe der Freiheit hervorbrach. Man chikanirte, widersprach und drohete einander. Jakob endigte seine Laufbahn mitten unter diesem Streit, und überließ seinem Sohn die Mühe, seine Rechte auszumachen, nebst dem Entschluß, dieselben zu erweitern.

Die Erfahrung aller Zeiten hat bewiesen, daß die Ruhe, welche eine unumschränkte Gewalt hervorbringt, die Gemüther frostig macht, den Muth niederschläget, das Genie verengert, und ganze Nationen in allgemeinen Todesschlaf versenket. Hingegen ist die Bewegung der gesetzgebenden Gewalt, die auf Freiheit abzielt, unregelmäßig und plötzlich; sie ist ein anhaltendes Fieber, zwar bald stärker, bald schwächer, aber doch beständig convulsivisch.

Dieses erfuhr England in den ersten Zeiten der Regierung Karl I, der zwar nicht so pedantisch, aber doch eben so begierig nach Gewalt war, als sein Vater.

ter. Die schon angefangene Trennung zwischen dem Könige und dem Parlemente bemächtigte sich der ganzen Nation. Der hohe Adel, und der von der andern Klasse, der der reichste war, befürchteten sich mit dem Pöbel vermenget zu sehen; und beide ergriffen daher die Parthei des Monarchen, von dem sie ihren geborgten Glanz haben, und den sie ihm durch ihre freiwillige und erkaufte Unterwürfigkeit wieder zurückgeben. Da sie noch den größten Theil der ansehnlichsten Landgüter besaßen, so zogen sie fast alle Landleute auf ihre Seite, welche ihren Fürsten von Natur lieben, weil sie es empfinden, daß er sie lieben muß. London und die angesehensten Städte, denen ihre Stadtrechte den republikanischen Geist einflößen, erklärten sich für das Parlement, und zogen auch die Kaufleute an sich, die sich nicht geringer dünkten, als die Holländischen, und daher ebenfalls nach der Freiheit dieser Demokratie strebeten.

In dem Schooße dieser Uneinigkeiten erzeugte sich der lebhafteste, blutigste und hartnäckigste Krieg, dessen Andenken die Historie aufbehalten hat. Niemals hatte sich der englische Charakter auf eine so schreckliche Art zu Tage gelegt. Jeder Tag lieh sein Licht zu neuen Grausamkeiten, die man schon damals auf den höchsten Gipfel gebracht zu haben glaubte, und die dennoch von andern Grausamkeiten noch übertroffen wurden. Es schien, als wenn die Nation ihrem Ziele nahe wäre, und sich jeder Britte verschworen hätte, unter die Ruinen seines Vaterlandes sich zu begraben.

Mit was für Menschen wurden die englischen Inseln bevölkert?

Bey diesem allgemeinen Brande suchten wieder hitzige Köpfe in den amerikanischen Inseln, deren sich die englische Nation bemächtiget hatte, eine sichere Zuflucht. Die Ruhe, die sie daselbst fanden, vermehrte die Auswanderungen. Je weiter das

Feuer in dem Mutterlande um sich griff, desto mehr sah man die Kolonien wachsen und volkreich werden. Zu den Bürgern, welche alle Faktionen mieden, gesellten sich bald die Königlichgesinnten, welche von den Republikanischgesinnten, deren Waffen endlich die Oberhand behalten hatten, waren unterdrücket worden.

Den Fußtapfen dieser Beiden sah man zugleich in die neue Welt folgen jene unruhigen Leute, die voll Feuer sind, die starke Leidenschaften und daher auch heftige Begierden haben, die sehr weitläuftige Projekte fassen, die den Gefahren, dem Zufall und den Arbeiten Trotz bieten, von denen sie nur zween Ausgänge sehen, Tod, oder Glück; die nichts, als den höchsten Ueberfluß, oder das äußerste Elend kennen, die eben so geschickt sind das Vaterland umzukehren, als ihm zu dienen, und eben so bereit es zu verwüsten, als zu bereichern.

Diese Inseln waren auch zugleich die Freistädte derjenigen Handelsleute, die sich durch Unglück bey ihren Unternehmungen, oder durch Verfolgung von Seiten ihrer Gläubiger in Mangel und Unthätigkeit versenket sahen. Gezwungen, ihren Verbindungen untreu zu werden, war dieser widrige Zufall der Weg zu ihrem Glück. Nach einigen Jahren sah man sie mit Ehren zurückkehren, und in den Provinzen zu der höchsten Würde steigen, aus welchen Schande und allgemeine Verachtung sie verbannet hatte.

Diese Zuflucht war noch nöthiger für die jungen Leute, welche die erste Aufwallung ihres Alters bey ihren Vergnügungen zu übermäßigem Aufwande verleitet und in Mangel gestürzt hatte. Hätten sie ihr Vaterland nicht verlassen, so würde sie die Schande und der üble Ruf, welcher allezeit die Seele schlaff machet, verhindert haben, gute Sitten sowohl, als

die

die öffentliche Achtung wieder zu erhalten. Aber in einem neuen Lande, wo die Erfahrung des Lasters ihnen eine Lehre der Weisheit werden konnte, wo sie keinen Eindruck ihrer Fehler auszulöschen hatten, fanden sie, nach dem Schiffbruche gleichsam ein Bret, das sie in den Hafen führete. Ihre Arbeit brachte sie von ihrer unordentlichen Lebensart zurück, und Leute, die als Taugenichte aus Europa, dem sie Schande machten, gegangen waren, kehrten mit Ehren dahin zurück, und wurden nützliche Bürger.

Allen diesen verschiedenen Kolonisten übergab man, ihre Länder urbar zu machen, die Verbrecher aus den 3 engländischen Königreichen, die wegen Kapitalverbrechen den Tod verdienet hatten, denen man aber aus politischen und wohlbedachten Ursachen das Leben schenkte, damit sie zum Besten der Nation arbeiten sollten. Man brachte sie auf diese Inseln, wo sie eine gewisse Anzahl von Jahren in der Sklaverei zubringen mußten, und unter den Ketten gewannen sie Geschmack an der Arbeit, und solche Geschicklichkeiten, die sie wieder auf den Weg des Glücks leiteten. Unter denen, die durch die Freiheit der menschlichen Gesellschaft waren wieder geschenket worden, sah man solche, die Anbauer, Stifter von Familien und Besitzer der besten Wohnplätze wurden. So gut verträgt sich mit dem Interesse civilisirter Staaten jene Mäßigung in den Kriminalgesetzen, welche der menschlichen Natur so gemäß ist, eben weil die Natur schwach und empfindlich ist, und selbst nach dem Bösen noch Gutes stiften kann.

Regierungsform auf den engländischen Inseln.

Indessen war die mütterliche Insel mit einheimischen Zwistigkeiten viel zu sehr beschäftiget, als daß sie hätte darauf denken können, den Inseln, die von ihr abhiengen, Gesetze zu geben; und die Kolonien waren nicht aufgeklärt genug, daß sie sich selbst hät-

ten Gesetze machen können, die einer aufblühenden Gesellschaft angemessen gewesen wären. So wie der bürgerliche Krieg die Regierungsform von England läuterte, so richteten die Kolonien, die nun schon die Fesseln der Kindheit ablegten, ihre Verfassung nach dem Muster ihres Mutterlandes ein. In jeder dieser abgesonderten, angebauten Ländereien stellt ein Oberer den König vor; ein Rath ist an der Stelle der Pairs; und die Abgeordneten der verschiedenen Quartiere machen die Kammer der Gemeinen aus. Die allgemeine Versammlung macht die Gesetze, bestimmet die Auflagen, und urtheilet über die Verwaltung der Regierung. Die Vollstreckung der Gesetze gehöret dem Gouverneur, der auch vorläufig die Sachen entscheidet, die man nicht vorausgesehen hatte; jedoch mit Zuziehung des Raths, und nach Mehrheit der Stimmen. Obgleich die Glieder dieses Raths ihre Würde ihm zu danken haben, so verkaufen sie ihm doch ihre Stimme nicht, aus Furcht, sie möchten sich der Ahndung der allgemeinen Versammlung aussetzen, welche ausschliessungsweise das Recht hat, sie abzusetzen.

Großbritannien wollte, um sein Interesse mit der Freiheit seiner Kolonien zu vereinbaren, daß man in denselben kein Gesetz machen sollte, das dem seinigen entgegen wäre. Die Obern, welche es dahin sendet, um in seinem Namen zu regieren, beschwören bey ihrer Abreise, sie wollten nicht gestatten, daß man den geringsten Versuch wider diese Grundmaxime wage. Dieser Schwur soll verhindern, daß die Kommendanten nicht die Mutterinsel zum Besten der Inseln hintergehen; denn da diese die Besoldung des Gouverneurs zu bestimmen und zu bezahlen haben, so könnten sie auch ihre Freigebigkeit nach der Gefälligkeit von Jenem abmessen.

Auf

Auf einer andern Seite mäßigt diese Art von Abhänglichkeit den Stolz des Kommendanten, und hält eben dadurch die Tyrannei in Schranken. Die Abgeordneten der Pflanzörter haben oft vor dem Parlemente diesen Vorzug angegriffen, der ihr Ansehen einschränkte. Aber ungeachtet der Unbequemlichkeiten, welche daraus entstehen können, hat man doch allezeit dieses weislich verstattete Recht in Ehren erhalten. Da man sich mit Recht vor der Habsucht fürchtete, welche die Menschen antreibt übers Meer zu gehen, so hat man wider die, welche die Gesetze der Kolonien verletzen würden, eben die Strafen festgesetzt, die in England denen widerfahren, welche die Freiheiten der Nation beeinträchtigen.

Dieß war aber nicht die einzige Vorsicht zur Sicherheit der Kolonien, welche die Nation wie Kinder von ihren Kindern liebt und beschützt. Jede Kolonie hat einen oder mehrere Deputirte in der Hauptstadt. Ihr Amt ist sehr wichtig. Sie bemühen sich, den Misbräuchen der Gewalt der Kommendanten vorzubeugen; die gesetzgebende Versammlung zur Verbesserung und Vertheidigung der angebauten Ländereien, deren Rechte und Bedürfnisse sie vertreten, zu erwecken; und das besondere Interesse der Handlung der Kolonie mit dem allgemeinen Besten der Nation zu vereinigen. Diese Agenten thun zu London eben das, was die Deputirten des Volks im Parlement thun. Sie unterstützen die Sache der entfernten Provinzen. Wehe dem Staat, wenn er gegen das Geschrei der Repräsentanten taub würde, sie mögen seyn, wer sie wollen! Die Grafschaften in England würden sich empören, die Kolonien in Amerika sich losreißen, und die Schätze beider Welten würden für diese Insel verloren seyn, welcher die Natur die Herrschaft auf dem Meere als ein Eigenthum verliehen hat.

Konnten wohl die Engländer unter einem sanftern und weisern Regiment leben, da sie selbst die Inseln der neuen Welt mit ihrem Vaterlande durch die Bande des Bluts und der Bedürfnisse zusammen verbinden? Auch diese an fremde Ufer verpflanzten Kolonien hefteten ihre Augen stets auf eine Mutter, die für ihre Erhaltung wachte. Gleich dem Adler, welcher das Nest seiner Jungen nie aus den Augen verliert, sah London vom Gipfel seiner Höhe seine Kolonien unter seinen aufmerksamen Blicken wachsen und gedeihen. Die unzählbaren Schiffe desselben bedeckten mit ihren stolzen Segeln einen Raum von zwotausend Meilen, und machten für dasselbe gleichsam eine Brücke über den Ocean, um ohne Aufenthalt von einer Welt in die andere zu kommen. Bey den guten Gesetzen, welche das erhalten, was sie angerichtet haben, hat dasselbe zur Bewahrung seiner Besitzungen keiner regulirten Truppen nöthig, die allemal eine drückende und verderbliche Last sind. Zwey sehr schwache Corps, die in Antigoa und Jamaika stehen, sind für eine Nation hinreichend, die alle Augenblicke ihre Soldaten dahin bringen kann, wohin die Gefahr sie rufet.

Durch diese wohlthätige Sorgfalt, welche eine erleuchtete Politik selbst aus der Menschenliebe schöpfte, würden die engländischen Inseln bald glücklich, aber eben nicht reich. Ihr Anbau schränkte sich auf Tabak, Baumwolle, Ingwer und Indigo ein. Einige unternehmende Kolonien suchten in Brasilien Zuckerrohr auf. Sie vermehrten sich in Ueberfluß, aber ohne vielen Nutzen. Man wußte die Kunst nicht, Nutzen von dieser schätzbaren Pflanze zu ziehen; und man brachte ein sehr schwaches und schlechtes Produkt hervor, das Europa verwarf, oder doch nur um den elendesten Preis annahm. Eine

Reihe

Reihe von Reisen nach Fernambuk, lehrte sie einen Schatz verbessern, den man von dort entwendet hatte; und die Portugiesen, die bis dahin den Zucker allein geschafft hatten, sahen im Jahr 1650 an einem Alliirten, dessen Bemühung sie nur nachzusehen schienen, einen Nebenbuhler, der sich einst aller ihrer Reichthümer bemächtigen sollte.

Indessen hatte die Mutterinsel nur einen höchsteingeschränkten Antheil an dem Glück ihrer Kolonien. Sie sendeten selbst ihre Waaren geradezu in alle Gegenden der Welt, wo sie sie am besten abzusetzen hofften; und sie nahmen Schiffer von allen Nationen ohne Unterschied in ihre Häfen auf. Diese uneingeschränkte Freiheit mußte beynahe den ganzen Handel in die Hände eines Volks bringen, das bey dem geringen Interesse von seinem Gelde, bey dem Ueberfluß seiner Kapitalien, bey der Menge seiner Schiffe, bey der Geringfügigkeit seiner Abgaben, bey der Ein- und Ausfuhr die besten Bedingungen machen, theurer einkaufen und viel wohlfeiler verkaufen konnte. Dieß Volk war Holland. Es vereinigte alle Vortheile einer überlegenen Armee, die allezeit Meister vom Platze ist, und frei handeln kann. Sie bemächtigte sich bald des Profits von so vielen Produkten, die sie weder gepflanzt noch gesammlet hatte. Man sah in den engländischen Inseln 10 von ihren Schiffen gegen ein engländisches.

Um diese Unordnung hatte sich die Nation in der Zeit unbekümmert gelassen, da bürgerliche Kriege sie verheerten; aber sobald diese Unruhen und Stürme aufhörten, welche sie sogar selbst durch die Gewalt der Winde und des Stroms in den Hafen geführet hatten, warf sie ihre Blicke auswärts. Sie sah, daß diejenigen ihrer Mitbürger, welche sich in die neue Welt gerettet hatten, für den Staat verloren seyn würden, wenn die Fremden, die das Mark der

Kolonien verzehrten, nicht davon ausgeschlossen würden. Diese tiefgedachte und wohlüberlegte Betrachtung brachte im Jahr 1651 jene berühmte Schifffahrtsakte hervor, welche nur den engländischen Flaggen den Eingang in die engländischen Inseln öffnete, und dadurch alle dortigen Produkte gerade in die Länder bringen sollte, die der Nation unterworfen waren. Die Regierung, welche alle Unbequemlichkeiten dieser Ausschließung zwar voraussahe, ihnen aber trotzte, und das Reich als einen Baum ansah, glaubte, es müsse den Saft nach dem Stamme fließen lassen, der sich in zu großem Ueberfluß in etliche Zweige ergoß.

Es war indessen ein Glück für England, daß es auf die Beobachtung dieses einschränkenden Gesetzes nicht mit Strenge dringen konnte. Eine Art von Nachläßigkeit in der Ausführung desselben ließ den Kolonien Zeit, die Pflanzungen ihres Zuckers zu vermehren, da sie eine gewisse Leichtigkeit, selbigen abzusetzen, sahen. Man sah, daß sie sich nach und nach auf den Ruinen der portugiesischen Pflanzungen erhoben. Sie machten so große Progressen in einem Zeitraume von 9 Jahren, daß im Jahr 1660, da jenes Gesetz alle seine Strenge ohne Nachtheil auszuüben glaubte, die Engländer sich Meister von der Zuckerhandlung in ganz Europa sahen, ausgenommen auf dem mittelländischen Meere, welches wegen der Akte von der Zurückausführung, die die Handlungsakte verursachet hatte, ihrem Mitbuhler treu geblieben war. Es ist wahr, daß man, um diese Oberherrschaft zu erlangen, den Preis äußerst zu erniedrigen sich genöthiget gesehen hatte; aber der Reichthum der Erndte hielt sie für dieses nothwendige Opfer auf eine sehr vortheilhafte Art schadlos. Wenn der Anblick von Englands Glück andere Nationen

tionen zum Anbau ermunterte, eröffnete es sich neue Wege, um das Leere der Alten zu ersetzen. Das einzige Uebel, das es in einer langen Reihe von Jahren erfuhr, war dieß, daß es viele von seinen Ladungen durch die französischen Korsaren weggenommen, und für einen geringen Preis verkauft sehen mußte. Der Anbauer empfand davon doppelten Schaden, indem er einen Theil seines Zuckers verlor, und den andern unter dem Werthe absetzen mußte.

Wie nahm der Flor dieser Inseln ab?

Ohngeachtet dieser vorübergehenden Seeräubereien, denen der stille Friede jedesmal ein Ende machte, wuchs der Anbau immer mehr in den engländischen Inseln. Gewisse Register, welche man für zuverläßig hält, bezeugen, daß gegen das Jahr 1680 sie jährlich nach Europa nicht mehr schickten, als 30,000 Fässer Zucker, jedes an Werth 1200 Livres. Ihre Ausfuhre von 1708 bis 1718 war jährlich 53,439. Vom Jahr 1718 bis 1723 stieg sie auf 68,931, und die folgenden 6 Jahre auf 93,889. Aber seit 1733 bis 1737 fiel sie auf 75,695; und in folgenden Jahren blieb sie auf 70,000 Fässern stehen.

Woher rührte diese Abnahme? Von Frankreich.— Dieses Reich, welches bey seiner Lage und dem unternehmenden Geist seiner Einwohner das erste seyn sollte, das alles unternähme, ist bey den Fesseln seiner Regierungsart das letzte, das sich von seinen Vortheilen und Interesse unterrichtet. Frankreich bekam anfänglich seinen Zucker von England, so wie es hernach seine Aufklärung von ihm erhielt. Hernach verschaffte es sich desselben selbst so viel, als es für sich brauchte; und im Jahr 1716 fieng es an, Fremden davon zuzuführen. Die vorzügliche Güte seines Landes, der Vortheil, seine neuen Länder selbst zu beherrschen, die gezwungene Sparsamkeit seiner annoch armen Anbauer, alles vereinigte sich, um sie

in

in den Stand zu setzen, daß sie ihre Produkte um niedrigern Preis als ihre Mitbuhler feil bieten konnten. Dieser Vortheil, der größte, den man bey der Handlung haben kann, brachte ihm einen ungezweifelten Vorzug an allen Orten, wo Absatz war, zuwege. So wie seine Waaren sich vermehreten, so sah sein Mitbuhler seine eigenen verachten, weil sie theurer waren. Der Abfall war so plötzlich, daß ein Volk, das den größten Theil von Europa mit Zucker versorgt hatte, und das im Jahr 1719 davon noch 19,202 Fässer an Auswärtige verkaufte, im Jahr 1733 nicht mehr als 7715, und im Jahr 1737 nur 5211 Fässer, ja im Jahr 1740 gar nichts mehr davon verkaufte.

Die engländischen Inseln hatten nicht mit ihren Klagen solange gewartet, bis der Umsturz gänzlich da war. Seit 1731 hatten sie sich an das höchste Gericht der Nation gewendet, um es zu bewegen, daß es durch seine Sorgfalt dem Verlust einer Handlung zuvorkommen möchte, die schon verloren war. Ihre Bitten machten anfänglich wenig Eindruck. Man war durchgehends der völligen Meinung, daß die Länder der Kolonien erschöpft wären; und das Parlement selbst hatte dieß Vorurtheil angenommen, ohne zu überlegen, daß, wenn auch der Boden nicht mehr die außerordentliche Fruchtbarkeit hätte, welche sich in neuangebaueten Ländern offenbaret, ihm doch allezeit der Grad von Fruchtbarkeit übrig bleibe, welchen die Erde selten bey beständigem Anbau verlieret, und daß wenigstens das Dreschen und Pflügen das Wesen der Natur nicht ändere. Nachdem man durch solche Saaten Licht bekommen hatte, welche zeigten, daß die letzten Erndten noch weit beträchtlicher waren, als die vorhergehenden, so schien es, als wollte man nun auf Mittel denken, der öffentlichen Wohlfahrt wieder aufzuhelfen.

Die

Die staatskluge Oekonomie bey der Handlung bestehet darinne, daß man wohlfeiler, als seine Mitwerber, verkaufe. Die engländischen Inseln konnten dieses, ehe die Hauptstadt, zu ihrem Vortheil, im Jahr 1663 eine Auflage von $4\frac{1}{2}$ pro Cent auf den Zucker, der aus Barbados gieng, gelegt hatte; ein Tribut, der sich bald über die andern Ländereien auch ausbreitete. Indessen verhinderte der Ueberfluß der Waare einige Zeit, daß man dieser Last nicht unterlag. Aber da die Bedürfnisse der Kolonien sie hernach nöthigten, sich selbst noch neue Taxen aufzulegen, so konnten sie einen Einfluß nicht länger ertragen, der alle Tage stärker ward; und endlich sahen sie sich nach und nach unterdrücket. Vielleicht würde man sie noch aus diesem nachtheiligen Zustand gezogen haben, wenn man die Auflage von den $4\frac{1}{2}$ pro Cent aufgehoben, und die ungeheuren Abgaben, welche ihre Produkte bey der Einfuhr in Großbritannien bezahlen mußten, ihrer Local-Staatsverwaltung aufgeopfert hätte; aber ihre unermeßlichen Ausgaben, und die Größe der Nationalschuld gestattete ohne Zweifel eine solche Großmuth nicht, und die Regierung glaubte genug zu thun, wenn sie den Kolonisten im Jahr 1739 die Freiheit gab, ihren Zucker geradezu in alle Häfen Europens zu verführen. Dieser Versuch, den sie machte, indem sie die Schifffahrtsakte aufhob, war ohne Nutzen. Die Franzosen hatten immerfort auf allen Handelsplätzen die Oberhand; und die engländischen Kolonien mußten sich begnügen, dem brittischen Reiche das Nöthige davon zu liefern, welches zu Anfange dieses Jahrhunderts nicht über 12000 Fässer betrug, aber im Jahr 1755 schon auf 70000 Fässer gestiegen war.

Anpflanzung der Engländer auf Barbados

England hatte dieses Produkt den alten Besitzungen zu danken, die es in dem Archipelagus von Amerika

rika hatte. Die Insel Barbados, welche allen andern vor dem Winde liegt, schien gar nicht bewohnt gewesen zu seyn, selbst nicht von Wilden, als gegen das Jahr 1629 etliche Engländer von St. Christoph sich dahin wandten. Sie fanden sie mit so großen und festen Bäumen besetzt, daß zu deren Ausrottung ein Charakter, eine Geduld und Bedürfnisse erfodert wurden, die nicht gemein sind. Das Land wurde von dieser Bürde bald befreit, oder es wurde vielmehr dieser Zierde beraubt; denn es ist sehr zweifelhaft, ob die Natur ihr Werk nicht besser verschönert, als die Hand des Menschen, die alles nur zu seinem eigenen Nutzen verändert. Bürger, die es müde waren, das Blut ihres Vaterlandes fließen zu sehen, eilten in diesen fremden Aufenthalt ihn zu bevölkern. Indessen da die andern Kolonien durch Landstreicher, die Elend und Ungebundenheit von ihrem Herde verbannet hatte, mehr verwüstet als angebauet wurden, bekam Barbados täglich neue Bewohner, welche, nebst ihren Kapitalien, auch Geschmack an Eroberung, Muth, Thätigkeit und Ehrliebe mitbrachten; Laster und Tugenden, die eine Frucht bürgerlicher Kriege sind.

Auf diese Art bekam eine Insel, die nicht mehr als 8 Meilen lang, und 4 Meilen breit war, eine Bevölkerung von hunderttausend Seelen, und eine Handlung, die 400 Schiffe befrachtete, jedes von 150 Tonnen. So groß war ihr Glücksstand im Jahr 1676, welches die Epoche ihrer wahren Größe ausmachte. Niemals hat ein Land eine so große Anzahl von Anbauern in einem so kleinen Umfange sich verbinden gesehen, noch soviel reiche Produkte in einer so kurzen Zeit hervorgebracht. Die Arbeit wurde von Europäern dirigiret, und durch Sklaven verrichtet, die man in Afrika erkauft, oder selbst aus Amerika

rika genommen hatte. Diese letztere Art von Barbarei war eine Stütze für ein neues Gebäude, die es selbst zu Grunde richtete; und es fehlte nicht viel, daß selbige nicht den Umsturz desselben nach sich zog.

Die Engländer, die an den Küsten des festen Landes ausstiegen, um daselbst Sklaven zu machen, wurden von den Caraiben entdecket, welche ihnen bey ihren Streifereien zur Beute dienten. Diese Wilden fielen über den feindlichen Haufen her, den sie halb tödteten und halb in die Flucht schlugen. Ein junger Mensch, den man lange Zeit verfolget hatte, floh endlich in einen Wald. Eine Indianerin traf ihn daselbst an, rettete ihm das Leben, ernährte ihn heimlich, und führte ihn nach einiger Zeit wieder an die Küsten des Meers zurück. Hier lagen seine Landsleute vor Anker, und warteten auf diejenigen, die sich entfernet hatten. Eine Schaluppe kam und nahm ihn ein. Seiner Befreierin beliebte es, ihm das Geleite auf dem Schiffe zu geben. Sobald man aber in Barbados angekommen war, verkaufte das Ungeheuer diejenige, die ihm das Leben gerettet, und ihr Herz geschenket hatte samt allen Empfindungen und Schätzen der Liebe. Einer von den englandischen Poeten hat selbst, um die Ehre der Nation wiederherzustellen, dieses schändliche Denkmal des Geizes und der Untreue in einem Gedichte dem Abscheu der Nachwelt Preis gegeben, und dann ist es in vielen Sprachen dem Fluche der Nationen übergeben worden.

Die Indianer waren zwar nicht beherzt genug, Rache zu unternehmen, aber sie steckten mit ihrer Empfindlichkeit die Negern an, die, wo möglich, noch mehr Ursache hatten, die Engländer zu hassen. In einem allgemeinen Bündnisse schworen die Sklaven ihren Tyrannen den Tod. Die Verschwörung

wurde

wurde so heimlich gehalten, daß die Kolonie noch den Abend vor der Ausführung derselben nicht den geringsten Verdacht schöpfte. Aber gleich, als wenn Großmuth immer die Tugend der Unglücklichen seyn müßte: einer von den Anführern des Komplots benachrichtigte seinen Herrn davon. Die Briefe, die man sogleich in alle Wohnplätze ausbreitete, kamen noch zu rechter Zeit an. In der folgenden Nacht nahm man die Sklaven in ihren Behältnissen fest; die strafbarsten wurden bey anbrechendem Tage ums Leben gebracht, und die ausgeübte Strenge brachte alles wieder zur Unterwürfigkeit.

Diese ist auch seitdem niemals unterbrochen worden: und doch hat die Kolonie mehr als die Hälfte von ihrer Ausfuhre verschwinden sehen. Ihre Ueppigkeit, einige ansteckende Krankheiten, verderbliche Orkane, die Auswanderung eines großen Theils ihrer Einwohner, die sich entweder nach andern Inseln oder in das feste mitternächtliche Amerika gewendet haben, die Verschlimmerung des Bodens, dem nunmehr das Düngen nöthig geworden ist, der Einfluß einer mitwerbenden Nation, die das Glück gehabt hat bessern Boden anzutreffen: alle diese Ursachen kamen zusammen, den Umsturz zu bewirken.

Gegenwärtig hat Barbados nicht mehr als 30000 Sklaven, die sich mit Düngung des Landes durch Meergras beschäftigen, welches eine Seepflanze ist, die das Meer an die Küste wirft. In diesem Meergras werden die Zuckerrohre gepflanzet. Die Erde trägt zu ihrer Erzeugung nicht viel mehr bey, als die Kübel, worein man in Europa die Orangenbäume setzt. Funfzehntausend Fässer rohen Zuckers machen den ganzen Ertrag dieses beschwerlichen Anbaues aus. Sie werden nach England geführet, wo man sie ungefähr für 6,750,000 Livres verkauft.

Die

Die gebrannten Wasser, die etwan 800,000 livres betragen mögen, werden in das mitternächtliche Amerika verführet.

Die Kolonie von Barbados ist unter denen, welche die Engländer vor dem Winde besitzen, die einzige, welche Handlung treibet. Fast alle Schiffe mit Negern, die aus Afrika kommen, landen daselbst. Wenn der Preis, den man den Schiffern anbietet, ihnen nicht gefällt, so segeln sie weiter; aber es geschiehet selten, daß sie zu Barbados nicht ihren Absatz machten. Der ordentliche Preis der Sklaven ist acht bis neunhundert Livres, je nach dem die Nation, woher sie kommen, und ihre Beschaffenheit ist. Man unterscheidet bey diesem Handel weder Alter noch Geschlecht, sondern es ist der gemeine Preis einer ganzen Ladung, bey welcher man blos die Köpfe zählt. Die Zahlung geschieht in Wechsel auf London, zahlbar auf 24 Tage nach Sicht.

Diese Negern, welche die Negocianten im Ganzen gekauft hatten, wurden von ihnen auf der Insel selbst, oder auch auf andern engländischen Inseln, einzeln verkauft. Was Ausschuß war, führte man betrüglicher Weise in die spanischen und französischen Inseln ein. Diese Verbindungen machten, daß ehedem 5 bis 6 Millionen in Barbados cirkulirten. Das Geld, das man heut zu Tage, obwohl in geringerer Menge, daselbst findet, ist beinahe alles ausländisch, wird auch als Waare betrachtet, und nur nach dem Gewichte genommen. Die Marine, die diesem Pflanzorte eigenthümlich gehöret, bestehet in einer ziemlich großen Anzahl von Booten, welche die Einwohner zu ihrem nöthigen Briefwechsel brauchen, und in 40 Schaluppen, die man zur Fischerei des fliegenden Fisches anwendet. Natur und Kunst haben sich vereiniget, diese Insel zu befestigen. Ge-

fährliche Felsen machen zwei Drittheile von ihrem Umfange unzugänglich; und über den Theil der Küste, wo man anlanden kann, hat man Linien geführt, welche durch Forts vertheidiget werden, die mit einer furchtbaren Artillerie befestiget, und in gewissen Entfernungen von einander angelegt sind. Auf diese Art kann Barbados seinen Nachbaren noch zur Zeit des Kriegs furchtbar werden, und sich in Friedenszeit wieder von ihnen suchen lassen. Es hat einen festen Boden, der wenigstens Grundlage zu den reichsten Culturen ist; eine Niederlage, die für den Sklavenhandel sehr bequem ist; mehr Einkommen, Bevölkerung, Handlung und Macht, als man von seinem kleinen Umfang erwarten sollte, zumal, wenn man es mit andern benachbarten Inseln vergleichet. Antigoa, das beinahe eben die Größe hat, ist weder so bemittelt, noch so wichtig.

Pflanzort der Engländer auf Antigoa.

Diese Insel, die 20 Meilen in der Länge und eine ansehnliche Breite hat, fand man ganz verlassen von der kleinen Anzahl von Franzosen, welche dahin geflohen waren, als sie im Jahr 1629 von den Spaniern aus St. Christoph waren verjagt worden. Der Mangel an Quellen, welcher ohne Zweifel die Wilden abgehalten hatte sich hier niederzulassen, machte auch, daß diese neuen Flüchtlinge wieder davon giengen, so bald sie ihre vorigen Wohnplätze wieder einnehmen konnten. Etliche Engländer, die unternehmender waren, als die Franzosen und Caraiben, schmeichelten sich, dieses große Hinderniß zu übersteigen, sammleten das Regenwasser in Cisternen, und setzten sich auf diese Weise daselbst fest. Man weis nicht genau, in welchem Jahre sich dieser Pflanzort angefangen habe; aber es ist erwiesen, daß man im Monat Januar 1640 schon 30 Familien daselbst angetroffen hat.

Diese

Diese Anzahl wurde nicht wenig vermehret, als der Lord **Willughby**, welchem **Karl II** das Eigenthum von Antigoa verwilliget hatte, so wie sein Vater ehedem Barbados dem Grafen von **Carlisle** geschenkt hatte, auf seine Unkosten im Jahr 1666 eine große Anzahl Bewohner dahin bringen ließ. Der Tabak, Indigo und Ingwer, mit denen sie sich allein beschäfftigten, würde sie wahrscheinlicher Weise niemals bereichert haben, wenn der Oberste **Codrington** nicht in diese Insel, die wieder eine Domaine der Nation geworden war, durch den Anbau des Zuckers eine neue Quelle von Wohlstande gebracht hätte. Der Zucker, den diese Insel anfänglich hervorbrachte, war schwarz, scharf und grob; in England achtete man ihn nicht, und es fanden sich nur in Holland, und unter den Hanseestädten noch Oerter, wo man etwas davon absetzen konnte, obwohl allemal viel weniger, als von den andern Kolonien. Allein die hartnäckigste Arbeit, die ausstudirteste Kunst, der die Natur nie widersteht, gaben diesem Zucker alle die Vollkommenheit und den Werth, die ihm fehleten; und die Insel lieferte 8000 Fässer, als die einzige Frucht von funfzehn bis sechszehntausend arbeitenden Negern.

Den Misbrauch der Gewalt, der bey den meisten Nationen so gemein, aber bey den Engländern so selten ist, ward man zu Antigoa auf eine grausame Art gewahr; aber er blieb auch nicht ungestraft. Der dasige Gouverneur, Oberste **Pareck**, bot den Gesetzen, den guten Sitten und dem Wohlstande Trutz, und kannte darinnen weder Ziel noch Maas. Die Glieder des Raths, die außer Stand waren, Ausschweifungen, die sie verabscheueten, zu verwehren, foderten im Jahr 1710 die Kolonisten auf, ihre Repräsentanten zu beschützen, die öffentliche Wohlfahrt

zu vertheidigen, und so vielen Drangsalen ein Ende zu machen. Sogleich ergriff man die Waffen, überfiel den Tyrannen in seinem Hause, und ermordete ihn mit vielen Stichen. Sein todter Körper ward nackend auf die Erde geworfen, und von denen verstümmelt, deren Ehebette er verunehret hatte. Das Mutterland, welchem mehr an Erhaltung der geheiligten Rechte der Natur, als an seiner eignen Autorität gelegen war, wendete die Augen von einer That ab, der es durch seine Wachsamkeit hätte vorbeugen sollen, die es aber nunmehr, wenn es billig denken wollte, nicht rächen durfte. Wahre Tyrannei ist es, wenn man eine Rebellion, zu der man selbst Ursache gegeben hat, mit dem Blute der Unterdrückten dämpfen will. Der Machiavellismus, welcher die Fürsten die Kunst lehret, sich furchtbar und zum Abscheu zu machen, befiehlet ihnen die Opfer zu tödten, deren Geschrei ihnen lästig ist. Die Menschlichkeit aber schreibet den Königen Gerechtigkeit bey ihrer Gesetzgebung, Gelindigkeit bey ihrer Staatsverwaltung, Mäßigung, damit sie keinen Aufstand veranlasse, und Gnade vor, denselben zu verzeihen. Die Religion befiehlt den Unterthanen Gehorsam; den Fürsten aber befiehlt Gott vor allen Dingen Billigkeit. Wenn ihnen diese fehlet, so werden hunderttausend Hände und Stimmen sich wider einen einzigen Menschen zu dem Richter Himmels und der Erde erheben. Die amerikanischen Inseln haben einigemal das Ansehen der Könige und das Recht des Volkes an solchen Gouverneuren gerochen, die eine doppelte Untreue bewiesen, indem sie den Namen des Fürsten misbrauchten, um eine Nation zu unterdrücken. Antigoa wird wegen dieses schrecklichen Beispiels der Gerechtigkeit in der Geschichte berühmt bleiben. Uebrigens ist schon diese Insel von sehr eingeschränktem Werth; aber Montserrat ist noch weniger beträchtlich. Dieß

Dieß ist eine Insel, der die Spanier, die sie im Jahr 1493 entdeckten, ohne sie zu bewohnen, den Namen von einem Berge in Catalonien gaben, dessen Gestalt sie hatte. Sie ist beinahe rund, und hat ohngefähr 9 Meilen im Umfange. Ihr Boden ist äußerst ungleich, mit dürren Anhöhen und mit Thälern angefüllt, welche das Gewässer fruchtbar macht. Die Engländer, die im Jahr 1632 hier anlandeten, begnügten sich nicht, die Ruhe der zahlreichen Wilden zu stören, die hier wohneten, sondern sie verjagten solche gar. Diese Barbarei brachte den Nutzen nicht, den man davon erwartete. Die Progressen der Kolonie waren langsam, und erst gegen das Ende des Jahrhunderts ward etwas daraus. Pflanzort der Engländer zu Montserrat.

In dieser Zeit bemächtigte sich aller Gemüther ein Eifer, der durch keine besondere Ursache veranlasset wurde. Der geringe Anbau, womit kaum die unentbehrlichsten Bedürfnisse bestritten werden konnten, wurde ganz durch den Zuckerbau verdränget. Zehntausend Sklaven bereiteten dessen jährlich 5000 Fässer, ohngeachtet verschiedene Unglücksfälle, die der Krieg und die Elemente veranlaßten, von Zeit zu Zeit den Fleiß der Kolonisten zu schanden machten. Das Ein- und Ausladen ist sehr beschwerlich in einer Insel, die keine gute Rheede hat. Die Schiffe selbst würden an ihren Küsten in Gefahr seyn, wenn die, die sie kommandiren, nicht die Aufmerksamkeit hätten, bey Annäherung der Stürme auf die hohe See zu gehen, oder sich in die nächsten Häfen zu begeben. Nevis ist eben dieser Unbequemlichkeit ausgesetzt.

Der allgemein angenommenen Meinung nach, ist diese Insel im Jahr 1628 durch die Engländer besetzet worden. Sie ist eigentlich weiter nichts, als ein sehr hoher Berg mit einem allmähligen Abhang, der mit großen Bäumen besetzet ist. Rings um ihn Pflanzort der Engländer zu Nevis.

stehen die Plantationen; sie fangen von der Küste des Meeres an, und erheben sich fast bis an die Spitze desselben. So wie sie sich aber von der Ebne erheben, nimmt auch ihre Fruchtbarkeit ab, weil ihr Boden immer steiniger wird. Diese Insel wird von zahlreichen Bächen gewässert. Diese würden Quellen des Ueberflusses seyn, wenn sie sich nicht zur Zeit der Stürme in reißende Flüsse verwandelten, dabey das Erdreich mit sich fortführten, und die Schätze zerstörten, welche man daselbst erzielet hat.

Die Kolonie Nevis ist ein Muster der Tugend, der Ordnung und Gottesfurcht. Diese exemplarische Sitten ist sie der väterlichen Sorgfalt ihres ersten Gouverneurs schuldig. Dieser einzige Mann erweckte durch seine eigene Aufführung alle Bewohner zur Arbeitsliebe, zu einer vernünftigen Oekonomie, und zu anständigen Erholungen. Alle Kulturen, vorzüglich des Zuckers, fanden glücklicher Weise sehr viel Aufmunterung. Der, welcher befahl, und die, welche gehorchten, alle hatten die strengste Billigkeit zur einzigen Regel ihrer Handlungen angenommen. Niemals hat man mehr Einigkeit, Friede und Sicherheit gesehen. Die Progressen dieses besondern Pflanzortes waren so beträchtlich, daß, (wenn man alle Nachrichten der damaligen Zeit für glaubwürdig annehmen darf,) man daselbst binnen weniger Zeit 10000 Weiße und 20000 Schwarze zählete. Die Zahl einer solchen Bevölkerung in einem Umfange von 6 Meilen, wenn sie auch übertrieben wäre, setzt doch eine außerordentliche Menge voraus, und zeuget wenigstens unwidersprechlich von dem Glücke, das der Tugend in allen wohleingerichteten Gesellschaften nachfolget.

Indessen setzt selbst die Tugend weder einzelne Menschen, noch ganze Völker, vor den Geiseln der Natur,

Natur, oder vor den Anfällen des Unglücks, in Sicherheit. Ein schreckliches Sterben raffte im Jahr 1689 die Hälfte dieses glücklichen Volks dahin. Eine französische Escadre überfiel sie im Jahr 1706, und entriß ihnen drey bis viertausend Sklaven. Im folgenden Jahre ward der Ruin dieser Insel vollendet durch den wütendsten Sturm, dessen man gedenken kann. Seit dieser Reihe von Unglücksfällen hat sie sich wieder ein wenig erholet. Man zählt daselbst noch achttausend Schwarze, die viertausend Fässer Zucker liefern. Vielleicht würden diejenigen, die sich über die Vertilgung der Amerikaner und über die Sklaverei der Afrikaner am meisten betrübt haben, in etwas getröstet seyn, wenn die Europäer überall so menschenfreundlich wären, als es die Engländer auf der Insel Nevis gewesen sind, und wenn auch alle Inseln in der neuen Welt nach ihrer Größe eben so gut kultiviret wären, als es diese ist.

England zieht nicht die geringste Nutzung weder von Barboude, noch von Anguilla, so wenig als von den sogenannten Jungferinseln. Viertausend Einwohner, von welchen die eine Hälfte frei, und die andre Hälfte Sklaven sind, und die in diesen elenden Pflanzorten zerstreut wohnen, fangen etliche wilde Thiere daselbst, und erbauen etliche Eßwaaren, die sie in den benachbarten Kolonien absetzen. Zum Glück verhindert doch ihre Armuth nicht, daß sie nicht einer freien und abgesonderten Regierung genießen sollten. Indessen ist der Befehlshaber dieser Inseln, so wie die von Antigoa, Montferrat und Nevis, gleichsam nur ein Abgeordneter von dem Generalkapitain, der zu St. Christoph seinen Sitz hat.

Pflanzort der Engländer zu St. Christoph.

Diese Insel war der erste Anfang aller engländischen und französischen Kolonien in der neuen Welt. Diese beiden Nationen kamen an einem Tage daselbst

an, im Jahr 1625. Sie theilten die Insel unter sich, unterzeichneten eine beständige Neutralität, und versprachen einander wechselseitigen Beistand gegen ihren gemeinschaftlichen Feind. Dieser war Spanien, welcher seit einem Jahrhunderte die beiden Halbkugeln entweder an sich riß, oder doch beunruhigte. Indessen entzweite die Eifersucht die bald, die ihr Interesse anfangs vereiniget hatte. Der Franzose sah mit Verdruß, daß die Arbeit des Engländers glücklich von statten gieng; und dieser ward auf seiner Seite müde, zu leiden, daß ein müßiger Nachbar, dessen ganze Beschäftigung Jagd oder Liebeshändel waren, seine Frau zu verführen suchte. Ihr gegenseitiges Misvergnügen brach bald in Klagen, Kriege und Verwüstungen aus; jedoch ohne Absicht, Eroberungen zu machen. Es waren nur Familienstreitigkeiten, woran die Regierung keinen Antheil nahm. Allein ein wichtigeres Interesse hatte den Krieg im Jahr 1666 zwischen den beiden Mutterländern erregt, und nun ward St. Christoph ein halbes Jahrhundert hindurch zu einem Schauplatz des Blutvergießens. Der Schwächere, welcher die Kolonie hatte räumen sollen, säumte nicht, mit neuer Gewalt wieder zurückzukommen, sowohl um seinen Verlust zu rächen, als ihn wieder zu ersetzen. Dieses so lange abwechselnde Glück und Unglück endigte sich endlich im Jahr 1702 durch die Vertreibung der Franzosen, denen der Utrechter Friede auch alle Hoffnung benahm, wieder dahin zu kommen.

Dieses Opfer war noch sehr mittelmäßig für eine Nation, die in dieser Besitzung so zu sagen nichts gethan, als daß sie gejagt und niedergemetzelt hatte. Ihre Bevölkerung schränkte sich auf 667 Weiße von allem Alter und Geschlecht, auf 29 freie Schwarze, und 659 Sklaven ein; und 157 Pferde nebst

265 Rindern machten ihre ganzen Heerden aus. Sie bauete nichts, als etwas Baumwolle und Indigo, und hatte keine einzige Zuckersiederei.

Obgleich England seit langer Zeit gewußt hatte, wie es seine Rechte auf dieser Insel besser sollte geltend machen, so profitirte es doch nicht gleich von der gänzlichen Abtretung der Insel. Diese Eroberung blieb lange Zeit ein Raub der geizigen Gouverneurs, welche das Land zu ihrem Nutzen verkauften, oder es an ihre Anhänger austheilten, ohne daß sie die Dauer ihres Verkaufs und der Uebergabe länger garantiren konnten, als ihr Gouvernement währete. Endlich machte das Parlement dieser Unordnung ein Ende. Es befahl, daß alle diese Ländereien feil geboten, und der Preis derselben in die Kassen des Staats geliefert werden sollte. Seit dieser weisen Anordnung wurden die neuen Besitzungen so gut angebauet, als die alten.

Die Insel, im Ganzen genommen, mag wohl siebenzig Meilen im Umfange haben. Die Mitte derselben nimmt eine große Anzahl hoher und unfruchtbarer Gebürge ein. In der Ebne aber siehet man angenehme Wohnplätze, die prächtig, bequem, mit bedeckten Gängen, Springbrunnen und Gebüsche gezieret, hier und da zerstreut liegen. Der Geschmack am Landleben, welcher sich in England mehr, als in irgend einem andern gesitteten Lande erhalten hat, ist zu St. Christoph eine Art von Leidenschaft worden. Niemals empfand man hier die Nothwendigkeit, sich zu kleinen Gesellschaften zu vereinigen, um der langen Weile zu entgehen; und wenn die Franzosen nicht einen Marktflecken hinterlassen hätten, wo ihre Sitten noch herrschen, würde man daselbst den Geist der Geselligkeit gar nicht kennen, der ohnehin mehr Unruhe als Vergnügen nach

sich zieht, der von der Galanterie genährt, zur Ausschweifung verführet, und der mit den Freuden des Tisches anfängt, und mit Streit im Spiele aufhört. Anstatt dieses Schattenbild von Einigkeit zu haben, das doch nur eine Wurzel von Streitigkeiten wird, leben die engländischen Besitzer dieser Insel einsam, aber vergnügt: ihre Seele und Stirne sind heiter, wie der gemäßigte Himmel, unter dem sie eine reine und gesunde Luft mitten in ihren Pflanzungen und unter ihren Sklaven athmen, die ohne Zweifel als Väter über sie herrschen, indem sie ihnen großmüthige ja zuweilen recht heroische Gesinnungen einzupflanzen wissen. Zu St. Christoph haben sich Liebe und Freundschaft in einer traurigen Begebenheit so ausgezeichnet, daß man davon weder in Gedichten, noch in der Geschichte, ein ähnliches Beispiel findet.

Zween Neger, jung, wohlgewachsen, stark, muthig, und mit einer seltnen Seele begabet, liebten sich seit ihrer Kindheit. Da sie zu gleicher Arbeit verbunden waren, hatten sie sich durch ihre mühselige Beschäftigung, die empfindsame Herzen noch mehr als das Vergnügen verknüpft, aufs genauste vereinigt. Wenn sie nicht glücklich waren, so trösteten sie wenigstens einander in ihrem Unglück. Eben die Liebe aber, welche machte, daß sie ihr Unglück gänzlich vergaßen, brachte es auf den höchsten Grad. Eine Negerin, eine Sklavin wie sie, mit einem lebhaftern und brennendern Blicke, mit einer schönern Haut von Ebenholz, als unter einer alabastern Stirne wohnen kann, entzündete in diesen beiden Freunden ein gleiches Feuer. Sie, mehr geschickt, eine heftige Leidenschaft einzuflößen als zu empfinden, würde von ihren Liebhabern, den einen so gut, wie den andern zu ihrem Manne genommen haben. Aber ein jeder von diesen Beiden wollte sie weder seinem Freunde

rauben,

rauben, noch auch ihm abtreten. Die Zeit vermehrte nur die Marter, die ihre Seele verzehrte, ohne weder ihre Freundschaft noch ihre Liebe zu schwächen. Oft ließen sie die bittersten Thränen fließen, wenn sie sich bey dem Anblick des geliebten Gegenstandes, der sie in Verzweiflung setzte, umarmten. Sie schworen einander zuweilen, sie nicht mehr zu lieben, und eher das Leben, als die Freundschaft, aufzugeben. Der ganze Wohnplatz ward durch das Schauspiel dieses Streits, der das Herz zerriß, gerührt. Man redete von nichts, als von der Liebe der beiden Freunde gegen die schöne Negerin.

Eines Tages folgten sie ihr in einen Wald hinein. Hier umarmte sie Jeder von diesen Beiden um die Wette, drückte sie tausendmal an sein Herz, that ihr tausend Schwüre, und gab ihr alle Namen, welche nur die Zärtlichkeit erfand; auf einmal aber, ohne zu reden, ohne einander anzusehen, stießen sie ihr einen Dolch ins Herz. Sie starb, und ihre Thränen und ihr Schluchzen vermischten sich mit den letzten Seufzern der Sterbenden. Sie brüllten, und der Wald ertönte von ihrem schrecklichen Geschrei. Ein Sklave lief herbei, und sah von fern, wie sie das Opfer ihrer außerordentlichen Liebe ganz mit Küssen bedeckten. Er ruft, man kömmt und findet die beiden Freunde, welche mit dem Dolch in den Händen, über dem Körper dieser unglücklichen Geliebte einander umarmten; und indem sie sich in dieser ihrem Blute badeten, starben sie selbst in der Fluth, die aus ihren eignen Wunden rauschte. Diese Liebenden, diese Freunde gehörten zu einem Haufen von fünf und zwanzigtausend Negern, die dazu versehen waren, daß sie zwölf bis dreizehntausend Fässer Zucker für Europa bereiten mußten. Mitten unter dieser ruhigen Arbeit, in diesem niedrigen Stande kamen

Hand-

Handlungen ans Licht, worüber die Welt erstaunet. Wehe dem, den die Gewalt dieser grausamen Liebe nicht mit Entsetzen und Mitleiden erschüttert. Die Natur hat ihn erschaffen nicht zur Sklaverei der Neger, aber zur Tyrannei ihrer Herren. Er wird ohne Mitleiden leben, ohne Trost sterben; er wird niemals geweinet haben, und auch niemals beweinet werden. Aber es ist Zeit, daß wir St. Christoph verlassen, und uns nach Jamaika begeben.

Die Engländer vertreiben die Spanier von Jamaika und lassen sich daselbst nieder.

Diese Insel, welche unter dem Winde der andern engländischen Inseln liegt, und in der Geographie unter der Zahl der großen Antillen angemerkt stehet, beschreibet in dem Meere eine fast ovale Figur, deren größter Diameter an die hundert und siebenzig Meilen in der Länge, und der kleinste aufs höchste siebenzig Meilen hält. Sie ist mit vielen Ketten von hohen und unordentlichen Bergen durchschnitten, wo schreckliche Felsen sich über einander thürmen. Ihre Unfruchtbarkeit hindert nicht, daß sie nicht mit einer erstaunlichen Menge von Bäumen von verschiedener Art bedeckt wäre, deren Wurzeln in die Ritzen der Felsen eindringen, um Feuchtigkeit zu finden, welche die häufigen Platzregen und Nebel darinne zurücklassen. Dieses beständige Grün, das durch eine Menge von herabfallenden Wassern unterhalten und verschönert wird, bringt einen Frühling im ganzen Jahre hervor, und stellet dem bezauberten Auge das schönste Schauspiel der Natur dar. Aber die Gewässer, welche von den dürren Gebürgen herabfallen, verderben die Fruchtbarkeit der Thäler, und haben einen kupfrigen, unangenehmen und ungesunden Geschmack. Zum Glück wird dieser Fehler durch die Reinigkeit der Luft vergütet, welche die gemäßigtste ist, die man nur zwischen den beiden Wendezirkeln, unter beiden Hemisphären einathmen kann.

Colum-

Columbus entdeckte diese große Insel im Jahr 1494; aber er machte keinen Pflanzort daraus. Acht Jahr hernach ward er durch einen Sturm dahin verschlagen. Der Verlust seiner Schiffe setzte ihn ausser Stand, wieder aus derselben zu gehen; er flehete also die Menschenliebe der Wilden an, und erhielt von ihnen alle Hülfe, die man von dem natürlichen Mitleiden erwarten kann. Dieß Volk indessen, das nur zu seinen Bedürfnissen den Boden baute, wurde müde, Fremde zu ernähren, welche sie selbst dem Mangel aussetzten, und entfernte sich nach und nach von ihrem Wohnplatz. Die Spanier, die dasselbe schon durch ihre Gewaltthätigkeiten scheu gemacht hatten, hielten keine Maaße weiter gegen die Indianer, ja sie wurden so frech, daß sie so gar die Waffen wider ihren Anführer ergriffen, den sie deswegen der Strenge beschuldigten, weil er ihre Grausamkeit nicht gebilligt hatte. Columbus sah sich genöthigt, ihren Drohungen nachzugeben, nutzte aber, um sich aus seiner verzweifelten Lage zu helfen, eine von den Erscheinungen in der Natur, durch die ein Mann von Kopf zuweilen seine Rettung findet, welche die Nothwendigkeit rechtfertigt.

Die wenigen astronomischen Kenntnisse, die er sich erworben hatte, belehrten ihn, daß in kurzem eine Mondfinsterniß seyn würde. Er ließ also alle benachbarte Insulaner benachrichtigen, daß sie sich versammlen sollten, um die wichtigsten Dinge, die ihre Erhaltung beträfen, von ihm anzuhören. Er trat mitten unter sie; und nachdem er ihnen die Härte vorgeworfen hatte, mit der sie ihn und seine Gesellschaft umkommen ließen, sagte er zu ihnen mit einer Art von Begeisterung: Um euch dafür zu strafen, wird der Gott, den ich anbete, euch bald mit seinen härtesten Plagen treffen. Noch diesen Abend

werdet

werdet ihr den Mond sehen roth werden, alsdenn sich verdunkeln, und sein Licht euch entziehen. Das wird nur der Vorbote seyn von eurem Unglück, wenn ihr euch ferner hartnäckig beweisen, und uns den Unterhalt versagen werdet.

Kaum hat der Admiral ausgeredet, als seine Prophezeiungen in Erfüllung giengen. Eine allgemeine Trostlosigkeit nimmt die Herzen der Wilden ein. Sie achten sich für verloren, bitten um Gnade, und versprechen alles. Hierauf verkündiget man ihnen, der Himmel sey von ihrer Reue gerührt worden, sein Zorn sey besänftigt, und die Natur werde wieder ihren gewöhnlichen Lauf nehmen. Von Stund an kommen Lebensmittel von allen Seiten an, und es fehlte dem Columbus bis zu seiner Abreise nicht wieder daran.

Don **Diego**, der Sohn dieses außerordentlichen Mannes, war es, der die Spanier auf Jamaika festsetzete. Im Jahr 1509 ließ er von St. Domingo 70 Straßenräuber unter der Anführung des **Johann von Esquimel** dahin bringen, und andere folgten ihnen bald nach. Jedermann schien auf diese Insel, die reizend und ruhig war, bloß in der Absicht zu gehen, um sich in Menschenblute zu baden. Das Schwerd dieser Barbaren ließ nicht nach, als bis kein einziger Einwohner mehr übrig war, der das Andenken eines zahlreichen, stillen, einfältigen und wohlthätigen Volks erhalten hätte. Zum Glück für die Erde war es beschlossen, daß die Verderber dieses Volkes diese Insel nicht wieder bevölkern sollten. Und würden sie wohl selbst Lust gehabt haben, sich in einer Insel zu vermehren, die kein Gold hergab? Ihre Grausamkeit war ohne Nutzen für ihren Geiz; und die Erde, die sie mit ihrer Niedermetzelung besudelt hatten, schien sich ihren unmenschlichen

Bemü-

Bemühungen, durch welche sie sich daselbst festzusetzen suchten, selbst zu widersetzen. Alle die Pflanzörter, die sich aus der Asche der Eingebornen des Landes erhoben, giengen wieder ein, so wie Arbeit und Verzweiflung den Rest der Wilden, der der Wuth der ersten Eroberer etwan entgangen war, vollends vertilgte. St. Jago de la Vega ist der einzige Ort, der sich erhielt. Die Einwohner dieser Stadt, die nun in Trägheit versanken, als welche gemeiniglich auf die Tyrannei nach der Verwüstung zu folgen pfleget, begnügten sich, von einigen Pflanzungen zu leben, davon sie das Uebrige auf die Schiffe, die an ihre Küsten fuhren, verkaufeten. Die ganze Bevölkerung der Kolonie, welche in dem kleinen Bezirk beisammen war, der dieses Gezüchte von Verwüstern ernährte, schränkte sich auf funfzehn hundert Sklaven ein, die von eben soviel Tyrannen beherrschet wurden; bis endlich im Jahr 1655 die Engländer kamen, diese Stadt anfielen, sie einnahmen, und sich daselbst niederließen.

Mit ihnen kam auch die Uneinigkeit dahin, welche die betrübtesten Folgen hatte. Anfänglich hatte die Kolonie nur dreytausend Menschen von dem fanatischen Kriegsheere zu Bewohnern, die unter den Fahnen der republikanischen Parthei gefochten und gesiegt hatten. Bald aber gesellte sich zu ihnen eine Menge von Königlichgesinnten, die in Amerika entweder den Trost über ihren Verlust, oder die Ruhe des Friedens zu finden hofften. Der Geist der Zwietracht, der so lange und so grausam diese zwei Partheien in Europa getrennt hatte, folgte ihnen auch übers Meer. Auf der einen Seite war man übertrieben stolz auf **Cromwells** Schutz, den man auf den Trümmern des Throns erhoben hatte; auf der andern Seite verließ man sich auf die Billigkeit

des

des Befehlshabers der Insel, der sich zwar genöthigt gesehen hatte, sich der Gewalt eines Bürgers, als Ueberwinders, zu unterwerfen, der aber im Herzen gar nicht auf seiner Seite war. Dieß war genug, in der neuen Welt die Scenen des Schreckens und Blutvergießens wieder zu erneuern, die man in der alten so oft wiederholet hatte. Aber **Penn** und **Venalles**, die Eroberer von Jamaika, hatten die Regierung dem verständigsten Manne, der der älteste Officier war, überlassen. Dieß war **Dodley**, der Freund von den **Stuarts**. Zweimal setzte **Cromwell** seine Anhänger an seine Stelle, und zweimal brachte ihr Tod den **Dodley** wieder an die Spitze der Regierung.

Die Verschwörungen, die man wider ihn anspann, wurden entdecket und zerstreuet. Niemals ließ er die geringste Verletzung der Zucht ungestraft. Das Gleichgewicht blieb in seinen Händen stets fest stehen zwischen der Parthei, die er verabscheuete, und zwischen der, die er liebte. Die Industrie wurde ermuntert und angespornt durch seine Sorgfalt, seinen Rath und sein Beispiel. Seine Uneigennützigkeit diente seiner Gewalt zur Stütze. Da er sich begnügte, von dem Ertrage seiner Plantationen zu leben, so konnte man ihn nie bewegen, eine Besoldung anzunehmen. Einfach und herablassend in seinem Privatleben war er in seinem Posten ein unerschrockner Krieger, ein entschloßner, strenger Befehlshaber, und ein weiser Staatsmann. Seine Art zu regieren war ganz kriegerisch, weil er eine aufblühende Kolonie, die blos aus Kriegsleuten bestund, im Zaum zu halten hatte und gesittet machen mußte, und weil er einem Ueberfalle von den Spaniern entweder zuvorkommen oder ihn abweisen mußte, indem sie leicht einen Versuch machen konnten, wieder zu erlangen, was sie verloren hatten.

Als

Als aber Karl II zum Throne durch eben die Nation berufen worden war, die seinen Vater davon heruntergestürzt hatte, entstand in Jamaika eine bürgerliche Regierungsform, die, wie in den andern Inseln, nach der in der Mutterinsel gewöhnlichen eingerichtet war. Der Kommendant stellte den König vor, der Rath die Pairs; und drei Abgeordnete von jeder Stadt nebst zween von jeder Dorfschaft machten die Gemeinen aus. Aber diese Versammlung ließ es anfänglich dabei bewenden, daß sie, ohne Ordnung, einige vorläufige Verfügungen in Ansehung der Policei, der Justiz und Finanzen aufsetzte. Erst im Jahr 1682 kam das Gesetzbuch zu Stande, das noch heut zu Tage die Kolonie in ihrem Flor erhält. Drei von diesen weisen Statuten verdienen die Aufmerksamkeit staatskluger Leser.

Das eine, welches für die Vertheidigung des Vaterlandes sorgt, muntert dazu eben das Privatinteresse der Bürger auf, welches sie sonst davon abhalten könnte. Es befiehlt, daß jeder Schade, den der Feind verursachet hat, sogleich von dem Staate, und auf Unkosten aller Unterthanen, wenn die öffentliche Kasse nicht zureicht, bezahlet werden solle.

Ein anderes Gesetz sorgt für Mittel, die Bevölkerung zu vergrößern. Es will, daß jeder Herr eines Schiffes, der einen Menschen in die Kolonie bringt, welcher seine Reisefracht nicht bezahlen kann, eine allgemeine Belohnung von 22 Livres 10 Sols erhalten soll. Die besondere Belohnung für jede Person, die aus England oder Schottland hergebracht wird, ist 168 Livres 15 Sols; für jede Person aus Irrland 135 Livres; für jede Person aus dem festen Lande von Amerika 78 Livres 15 Sols; und für jede Person aus andern Inseln 45 Livres.

Das dritte Gesetz sucht den Anbau zu begünstigen. Wenn ein Eigenthümer von Ländereien nicht im Stande ist, die Interessen oder das Kapital von seinen gemachten Darlehnen zu bezahlen, so wird seine Plantation von 12 Eigenthümern geschätzt, die mit ihm von gleichem Stande sind. Der Gläubiger ist verbunden, dieses Grundstück statt der ganzen Schuldsumme nach dem Preise anzunehmen, auf den es geschätzt worden ist, wenn es auch sogar dem Werthe des geliehenen Geldes nicht beikäme. Uebersteigt aber der Wohnplatz die Schuld, so ist er verbunden, den Ueberschuß zurückzuzahlen. Dieses Recht, welches Partheilichkeit nach sich ziehen kann, macht seine Ungerechtigkeit durch eine allgemeine Wohlthat wieder gut, indem es die Strenge der Verfolgungen vermindert, welche Mäkler und Käufer wider den Anbauer vornehmen könnten. Die Wirkung dieser Verordnung ist im ganzen der Nutzen des Landes und seiner Bewohner. Der Gläubiger leidet selten darunter, weil er sich in Acht nimmt; und der Schuldner muß sorgfältiger seyn und Wort halten, damit er Darlehne finde. Das Zutrauen macht die Verbindungen; und dieß kann man nicht anders verdienen noch unterhalten, als durch Tugend.

Jamaika bereichert sich durch Schleichhandel im spanischen Amerika.

Ehe noch diese weisen Gesetze die Glückseligkeit der Kolonie befestigten, hatte sie sich schon einen Namen gemacht. Einige Freibeuter griffen die spanischen Schiffe an, sowohl aus Haß und Nationaleifersucht, als auch weil ihr unruhiger Geist und Mangel an Vermögen sie dazu trieb. Diese Seeräuber wurden von Cromwells Soldaten unterstützet, die nach seinem Tode nichts als den allgemeinen Haß einärndteten, der mit seinen grausamen, obgleich glücklichen Unternehmungen verbunden war, und die nun ihr Fortkommen in der Entfernung suchten

wei

weil sie es in Europa nicht mehr finden konnten. Ihre Anzahl wurde noch vergrößert durch einen Haufen von Engländern aus beiden Partheien, die durch die bürgerlichen Kriege, welche sie unglücklich gemacht hatten, zum Blutvergießen gewöhnt waren. Diese Menschen, die auf Raub und Mord erhitzet waren, raubten auf dem Meere, und verheerten die Küsten der neuen Welt. Der Raub von Mexiko und Peru wurde von den Nationalen allezeit, und oft auch sogar von den Fremden, nach Jamaika gebracht. Auf dieser Insel fanden sie mehr Zugang, eine bessere Aufnahme, mehr Schutz und Freiheit, als anderwärts; sie mochten entweder die Früchte ihrer Räubereien ausladen oder verzehren wollen. Aber hier brachte sie auch ihre Verschwendung und unordentliche Lebensart bald in Mangel und Elend. Dieser einzige Stachel für ihre muthige Arbeitsamkeit machte, daß sie auf neuen Raub ausgiengen. Auf diese Art hatte die Kolonie von der beständigen Abwechselung des Glücks dieser Räuber vielen Nutzen, und bereicherte sich von den Lastern, die bei jenen die Quelle und der Zerstörer ihrer Schätze waren.

Da diese verderbliche Art von Menschen bei ihren gefährlichen Unternehmungen endlich umkam, so blieben der Insel doch die Schätze, die sie zurückgelassen hatten, und die endlich von noch ungerechtern und grausamern Wucherern an sich gerissen wurden; diese Reichthümer wurden also der Grund eines neuen Ueberflusses. Denn sie erleichterten den Einwohnern die Mittel, einen Schleichhandel mit den spanischen Besitzungen anzufangen. Dieser Zweig des Reichthums wuchs täglich, besonders gegen das Ende des Jahrhunderts. Es hatten sich Portugiesen mit einem Kapital von 3 Millionen, davon der König zwei Drittheile vorgeschossen hatte, im Jahr

1696 anheischig gemacht, den Unterthanen des Madriter Hofes fünftausend Schwarze zu verschaffen in einem jeden von den 5 Jahren, so lange der Kontrakt dauerte. Diese Gesellschaft zog einen großen Theil dieser Sklaven aus Jamaika. Von der Zeit an hatte die Kolonie dieser Insel eine beständige Verbindung mit Mexiko und Peru, entweder durch Vermittelung der portugiesischen Agenten, oder durch die Kapitains von ihren eigenen Schiffen, die zu diesem Handel gebraucht wurden. Doch ward diese Verbindung durch den spanischen Successionskrieg in etwas gehemmt.

Beim Frieden verursachte der Assientokontrakt neue Unruhen in Jamaika. Man befürchtete, daß die Südseekompagnie, welche die spanischen Kolonien mit Negern versorgen sollte, ihnen den Kanal und Zufluß der Goldminen gänzlich verschließen möchte. Alle Bemühungen, die man anwendete, diese Anstalt zu vereiteln, konnten doch die Maasregeln der engländischen Regierung nicht ändern. Man hatte sehr weislich vorher gesehen, daß die Emsigkeit der Assientisten bey dem alten Schleichhandel einen neuen Wetteifer erwecken würde. Ihre Vermuthungen waren so richtig, daß es im Jahr 1759 durchgehends für gewiß angenommen ward, daß Jamaika funfzehnhundert Millionen aus dem spanischen Indien gezogen habe.

Der verbotene Handel, welchen Jamaika daselbst trieb, geschah durch einen sehr einfachen Betrug. Ein engländisches Boot gab vor, es litte Mangel an Wasser, Holz und Lebensmitteln, sein Mast sey zerschellert, und das Wasser habe einen Leck gemacht, den man weder entdecken noch verstopfen könnte, ohne das Fahrzeug auszuladen. Der Gouverneur erlaubte, daß das Schiff in den Hafen einlaufen,

und

und sich daselbst ausbessern durfte. Aber um sich vor aller Anklage bey Hofe sicher zu setzen, oder sich doch gegen dieselbe rechtfertigen zu können, ließ man die Thüre am Magazin, in welches man die Waaren des Schiffes eingeschlossen hatte, versiegeln. Unterdessen blieb eine andere Thüre, durch welche man die Waaren ein und austrug, die bey diesem geheimen Handel umgesetzt wurden, unversiegelt. Wenn das geschehen war, so bat der Fremde, dem es immer an Geld fehlte, daß man ihm doch erlauben möchte, etwas zu verkaufen, damit er den gemachten Aufwand bezahlen könnte. Eine Erlaubniß, die allemal zugestanden ward, obwohl unter dem Scheine großer Schwierigkeiten. Diese Verstellung war nöthig, damit der Kommendant oder seine Agenten hernach sicher und öffentlich verkaufen konnten, was sie vorher heimlich gekauft hatten; denn man sollte jedesmal voraussetzen, daß dieß nichts anders als die Waaren wären, welche statt der Schuld anzunehmen erlaubet worden wäre. Auf diese Art wurden die größten Schiffsladungen ausgeleert und verbreitet.

Der Hof zu Madrit schmeichelte sich, dieser Unordnung ein Ende zu machen, indem er verbot, fremde Boote in seine Häfen zu lassen, es möchte auch geschehen, unter welchem Vorwande es wolle. Aber die Bewohner von Jamaika nahmen zu Unterstützung ihrer Kunstgriffe die Gewalt zu Hülfe, und ließen sich bey der Fortsetzung dieses Handels durch engländische Kriegsschiffe bedecken, deren Kapitain von allen Schleichhandelwaaren, wobei er die Unterthanen wider die Traktaten der Könige unterstützte, fünf pro Cent bekam. So vergeblich sind die Bündnisse, welche die Könige unter einander machen, wenn solche dem gegenseitigen Interesse der Nationen nicht gemäß sind.

Indessen folgte auf diese deutliche und öffentliche Verletzung des Völkerrechts eine andere heimlichere und nicht so drohende. Die Schiffe, die von Jamaika ausliefen, begaben sich auf die Rheeden der spanischen Küste, die am wenigsten besucht wurden; besonders in zween Häfen, die in gleichem Grade wüste lagen; in den von Brew, 5 Meilen von Carthagena, und in den von Grut, 4 Meilen von Porto Belo. Ein Mann, der die Sprache des Landes versteht, wird geschwind ans Land gesetzt, um die nächsten Wohnplätze von der Ankunft der Schiffe zu benachrichtigen. Diese Neuigkeit breitet sich von einem Orte zum andern mit der äußersten Geschwindigkeit bis zu den entferntesten Gegenden aus. Mit eben der Emsigkeit kommen die Kaufleute an; der Handel nimmt seinen Anfang, jedoch mit aller Vorsicht, deren Nothwendigkeit die Erfahrung gelehret hat. Man theilet das Schiffsvolk in drei Haufen. Unterdessen, daß der eine die Käufer mit Höflichkeit empfängt, und mit dem aufmerksamsten Auge auf ihre Neigung und Geschicklichkeit zum Raube acht hat, nimmt der andere die Vanille, den Indigo, die Scharlachbeeren, das Gold und Silber von den Spaniern in Empfang, und giebt ihnen dagegen Sklaven, Quekfilber, Seidenwaaren und andre Kaufmannsgüter, die man ihnen zu liefern pflegt. Die dritte Abtheilung steht unterm Gewehr auf dem Verdeck des Schiffs, sorgt für die Sicherheit des Schiffs und der ganzen Ladung, und verhütet, daß nicht mehr Leute auf einmal in das Schiff kommen, als man in Ordnung erhalten kann.

Wenn diese Verrichtungen geendigt sind, so kehrt der Engländer mit seinen Reichthümern, die er gemeiniglich verdoppelt hat, nach seiner Insel zurück, und der Spanier bleibt mit seinem Einkauf da, wo-

von

von er sich ein eben so starkes, ja noch größeres Glück verspricht. Aus Furcht, entdeckt zu werden, meidet er die Landstraßen, und reist auf Nebenwegen mit den Negern, die er eingekauft hat, und die er mit den Waaren beladet, nachdem er sie in solche Packe getheilt hat, die wegen ihrer Form und Gewichts nicht schwer zu tragen sind.

Diese Art der Handlung gieng seit länger Zeit zu großem Vortheil der Kolonien von beiden Nationen glücklich von statten, als die Verwechslung der grossen Kriegsschiffe mit Registerschiffen den Fortgang desselben nach Spaniens Willen hemmte. Er nahm stufenweise ab, und in den letztern Zeiten schränkte er sich auf funfzehn bis sechszehn hunderttausend Livres jährlich ein. Die Regierung in London wollte ihn gern wieder ermuntern, oder den Vortheil davon wieder erhalten. Man glaubte also im Jahr 1766, es sey das beste Mittel, um Jamaika das wieder zu verschaffen, was es verloren hatte, wenn man einen Freihafen daraus machte.

Alsbald erschienen daselbst die spanischen Boote aus der neuen Welt von allen Seiten, um ihre Metalle und andere Waaren gegen die engländischen Manufakturarbeiten umzusetzen. In dem Jahre, das vor dieser Veranstaltung vorhergieng, hatte die Ausfuhr aus Großbritannien für diese Insel nicht über 9,351,540 Livres betragen; diese neue Freiheit aber muß sie sehr ansehnlich vermehren. Freiheit und Ungebundenheit im Handel sind ein Paar große Reizungen für den Fremden, und ein Paar Quellen des Ueberflusses für die Nation, die ihre Häfen öffnet.

Ohne die Einschränkung, welche alle Produkte verbannt, die mit denen aus Jamaika von einerley Art sind, kann man vermuthen, daß die Waaren

von St. Domingo eben den Weg würden genommen haben, den die von Mexiko und Peru nahmen. Wie? eine Regierung, die in eine ihrer Niederlagen die französischen Produkte aus den Inseln über dem Wind zu ziehen sucht, sollte die denen aus einer Insel unter dem Winde den Eingang versagen? Vielleicht hat sie befürchtet, daß ihre Unterthanen von einem Nebenbuhler, der zu glücklich ist, als daß er ungehindert alles aufs theuerste verkaufen dürfte, die Waaren nehmen möchten, die ihren Handel mit den spanischen Kolonien unterhalten sollten.

Mit dieser Muthmaßung sey es wie es wolle; genug, der Engländer rechnete auf den Eifer der Spanier, in seine Häfen zu kommen, so stark doch nicht, daß er nicht auch andere Wege hätte suchen sollen, um seine Verbindungen mit ihnen zu erweitern. Die Negocianten von Jamaika hatten sonst Niederlagen in der Honduras-Bay an dem Nigerstrome, ganz nahe bey den Mosquiten. Ursachen, die uns nicht bekannt geworden sind, hatten gemacht, daß sie dieselben verließen. Zu Anfang des Jahrs 1766 haben sie dieselben wieder hervorgesucht, und hoffen, von da aus die innern Provinzen von Mexiko zu versorgen; und wenn es wahr ist, was man öffentlich sagt, so übertrifft der Erfolg ihre Hoffnung noch weit.

Jamaika hat sich noch mehr durch seinen Anbau, als durch seinen Schleichhandel bereichert.

Unterdessen ist dieser mit Betrug verbundene, und bloß aus Nachsicht verstattete Handel noch etwas geringes gegen die unermeßlichen Reichthümer, welche Jamaika aus seinem eignen Anbau gezogen hat. Das erste, worauf man sich legte, war die Kultur des Cacao, welche man schon durch die Spanier sehr gut angelegt fand. Der Cacao gedeihte auch so lange, als die Plantationen dieses Volks dauerten, welches davon seine meiste Nahrung hatte, und daraus sein einziges Geschäffte machte. Man merkte

merkte aber, daß er anfieng einzugehen, und man erneuerte ihn. Aber es sey nun, daß es aus Mangel genugsamer Sorgfalt und Kenntniß von Seiten der neuen Kolonisten geschah, genug ihre Bäume kamen nicht fort. Man ward dieses Anbaues überdrüßig, und setzte an dessen Stelle den Anbau des Indigo.

Dieses Produkt gewann ansehnlichen Fortgang, bis das Parlement eine Abgabe von 3 Livres 18 Sols und 6 Deniers auf das Pfund Indigo legte, das man für 11 Livres 5 Sols verkaufte. Schon damals war diese Taxe augenscheinlich zu hoch; aber sie wurde ganz unerträglich, da man wegen der Concurrenz der Franzosen den Preis dieses Handlungszweiges auf 4 Livres 10 Sols für das Pfund herunterseßen mußte. Damit fiel die Kultur des Indigo auf allen engländischen Inseln, und noch plötzlicher, als irgendwo, in Jamaika. Die Regierung hat in den neuesten Zeiten daran gearbeitet, das wieder zu erlangen, was sie verloren hatte. Nicht genug, daß sie die Lasten aufhob, womit sie diesen Zweig der Industrie beschweret hatte, versuchte sie auch ihn wieder zu erheben durch eine Prämie von 11 Sols und 3 Deniers, die sie auf jedes Pfund Indigo seßte, welches ihre Pflanzörter hervorbringen würden. Aber diese zu späte Großmuth hat nichts als Misbräuche nach sich gezogen. Um diese Belohnung zu erhalten, zogen die Bewohner von Jamaika diese Farbe aus St. Domingo, und brachten sie alsdann nach Großbritannien, als wenn sie von ihren Plantationen käme. Dieser betrügliche Absatz mag sich jährlich auf etwan 1,200,000 Livres belaufen.

Man kann zwar den Aufwand nicht als ganz verloren ansehen, den die Regierung bey dieser Gelegenheit machte, denn die Nation profitiret doch da-

von. Aber er unterhält doch jenes Mistrauen, und, ich möchte sagen, jene Schelmerei, welche der Finanzgeist in den meisten Ländern zwischen dem Staat und den Unterthanen unterhält. Seitdem der Fürst nicht nachgelassen hat auf Mittel zu denken, wie er Geld erlangen will: seitdem bemüht sich sein Volk um Kunstgriffe, sich der Ungerechtigkeit seiner Taxen zu entziehen, oder dem Fürsten das Geld wieder aus den Händen zu winden. Seitdem man in dem Aufwand keine Mäßigung, in den Auflagen keine Gränzen, in der Eintheilung derselben keine Billigkeit, und in ihrer Eintreibung keine Gelindigkeit mehr gekannt hat: seitdem hat man sich auch kein Gewissen mehr gemacht, die Gesetze, welche die Auflagen bestimmen, die Redlichkeit in Bezahlung derselben, und die Treue in den Verbindungen des Bürgers mit der Regierung zu verletzen. Erpressung findet sich auf der einen, Plünderung auf der andern Seite. Die Finanzen verfolgen die Handlung, und die Commerzien verspotten oder betrügen die Finanzen. Die öffentliche Kasse entblößet den Anbauer, und der Anbauer hintergeht die Kasse durch falsche Anzeigen. Man martert den Kolonisten mit Auflagen, mit Frohn- und Kriegsdiensten; und der Kolonist wirft diese dreifache Bürde von sich, wenn er kann, öffentlich und mit Gewalt, wenn er zu schwach ist, mit Geschrei und mit Klagen. Wenn England etwan nicht alle diese Beispiele einer bösen Regierungsform, welche der Finanzgeist eingeführt hat, darbieten sollte, so fehlt es doch in Europa nicht an Staaten, welche dieß Gemälde nur zu treu darstellen.

Der Anbau des Indigo war zu Jamaika noch nicht aufgegeben, als man den Anbau der Baumwolle unternahm. Man findet in den amerikanischen Inseln Bäume von verschiedener Größe, welche

Baum-

Baumwolle tragen, sich ohne Mühe erziehen lassen und wachsen, besonders in niedrigen und morastigen Gegenden. Ihre Wolle ist mehr oder weniger blaßroth, sehr fein, aber so kurz, daß man sie nicht spinnen kann. Man verführt sie nicht nach Europa, ob sie gleich daselbst in den Hutfabriken wohl könnte angewendet werden. Das Wenige, was man davon zu sammlen der Mühe werth hält, braucht man im Lande selbst, Matrazen und Küssen davon zu verfertigen.

Die Staude, welche unsern Manufakturen die Baumwolle liefert, erfordert einen trockenen und steinigen Boden. Sie ziehet den vor, der schon bearbeitet worden ist, und getragen hat. Nicht als wenn die Pflanze in einem unbebauten Erdreich nicht besser fortkäme, als in einem schon benutzten Boden; aber sie treibt nur in jenem mehr Holz, und giebt desto weniger Früchte.

Die Lage gegen Morgen ist ihr am zuträglichsten. Im März, im April, und bey den ersten Frühlingsregen fängt sich der Anbau der Baumwolle an. Man macht Löcher, die sieben bis acht Fuß von einander entfernt sind, und wirft eine unbestimmte Zahl Saamenkörner hinein. Wenn sie 5 bis 6 Zoll in die Höhe gestiegen ist, werden alle Stämme ausgerissen, außer zween bis drei, die die frischesten sind. Diese werden vor dem Ende des Augusts zweimal verschnitten. Diese Vorsicht ist desto nöthiger, da nur das Holz, das nach dem letzten Schnitt getrieben worden ist, die Frucht trägt; und wenn man den Strauch über 4 Fuß wachsen ließe, so würde die Erndte davon zwar bequemer, aber nicht reichlicher seyn. Man befolgt allezeit die nämliche Methode in den drei Jahren, in welchen der Baumwollenbaum dauren kann, wenn man nicht Gelegenheit hat, noch

öfter

öfter ihn zu erneuern, welche Mühe er sehr vortheilhaft belohnet.

Damit er glücklich fortkomme, muß man mit einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit die schädlichen Kräuter ausjäten, welche um diesen nützlichen Baum wachsen. Häufige Regen sind ihm zuträglich; nur müssen sie nicht anhaltend seyn. Besonders müssen die Monate März und April, als die Zeit, worinnen man die Früchte einsammlet, sehr trocken seyn, damit die Baumwolle nicht unrein und röthlich werde.

Nach neun bis zehn Monaten, da der Baumwollenbaum gepflanzet worden ist, bietet er seine Frucht dar. Es bildet sich an den Spitzen seiner Zweige eine Blume, deren Knopf sich in eine Schale verwandelt von der Größe eines Taubeneyes. Diese öffnet und theilet sich in drei Theile, wenn die Baumwolle, die sie einschließt, reif ist.

Wenn man sie sammlet, muß man die Wolle von den Saamenkörnchen absondern, welche die Natur darunter gemengt hat. Diese Verrichtung geschieht vermittelst einer Baumwollenmühle. Diese ist eine Maschine, die aus 2 Stöckchen von hartem Holz zusammengesetzet ist, welche etwan 18 Fuß lang sind, und 18 Linien im Umfange, und dabey ausgeschnittene Streifen haben, 2 Linien tief. Man fügt sie an beiden Enden zusammen, und läßt nur so viel Raum zwischen ihnen, daß das Saamenkorn durchfallen kann. An dem einen Ende ist eine Art von kleinem Mühlrade angebracht, das mit dem Fuß in Bewegung gesetzet wird, und durch welches die beiden Stöckchen sich auf 2 entgegengesetzte Seiten herumdrehen. Sie nehmen die Baumwolle an, die man daran hält; und durch den Stoß, den sie bekommen

kommen haben, werfen sie den Saamen heraus, der darinnen liegt.

Indessen da der Anbau der Baumwolle in den engländischen Inseln ins Stecken gerieth, blühete er immer mehr in Jamaika. Aber man kann vorher sagen, daß er auch hier abnehmen wird. Das Parlement, das ist, die Nation, die ihre Einkünfte kennt und selbst verwaltet, sah, daß die Baumwolle aus ihren Kolonien für ihre Manufakturen nicht hinreichend war; sie hob also im Jahr 1766 die Abgabe auf, welche bisher auf der ausländischen Baumwolle gelegen hatte. Eine Freiheit, deren Erfolg dieser seyn soll, daß die Einfuhre einer der vorzüglichsten Waaren vermehret, und der Preis derselben verringert werde, verdienet allerdings das größte Lob. Vielleicht hätte eine vorsichtige Regierung noch einen Schritt weiter gehen, und der Baumwolle, die aus den Nationalbesitzungen käme, eine geringe Belohnung zugestehen sollen, um der Muthloßigkeit entgegen zu arbeiten, welche der geringe Preis und die Concurrenz des Ausländers veranlassen könnte. Aber wenn England den Verlust eines ansehnlichen Anbaues für seine Manufakturen befürchten muß, so darf es doch nicht gleiche Unruhe wegen des Ingwerbaues haben.

Diese Pflanze, welche niemals über zween Fuß hoch wächst, ist sehr dick. Ihre Blätter gleichen völlig dem Schilfe, außer daß sie noch kleiner sind. Sie vermehret sich durch einen Zweig von ihr, den man gegen das Ende der gewöhnlichen Landregen in die Erde leget, und der nach acht Tagen hervorkommt. Wenn die Blätter gelb werden und verwelken, so ist der Ingwer reif; man nimmt ihn ab, und setzt ihn an die Luft oder an den Wind, um ihn trocknen zu lassen. Seine Wurzeln, die man allein

suchet,

suchet, sind platt, breit, von verschiedener Figur; doch im ganzen nähern sie sich einer Gänsepfote. Ihre Bestandtheile sind hart, schwer, weiß, stark und so fest, als eine Rübe.

Der Anbau des Ingwers ist leicht, und kostet wenig. Ein einzelner Mensch kann ihn allein übernehmen. Seine Wurzel hat den doppelten Vortheil, daß sie viele Jahre in der Erde bleibt, ohne zu verfaulen, und daß man sie aufbehalten kann, so lange man will, wenn man sie abgenommen hat, ohne daß sie ihre Eigenschaft im geringsten ändert. Aber obgleich der Ingwer nicht viel Mühe braucht, so braucht er desto mehr Saft. Das Erdreich, auf welchem diese Pflanze drei bis viermal ist gesammlet worden, wird so unfruchtbar, daß nichts mehr daselbst fortkommen kann.

Als die Europäer auf den Antillen ankamen, machten die Caraiben Gebrauch vom Ingwer; aber ihre Konsumtion war in diesem Stücke so eingeschränkt, wie in allen übrigen, daß also die rohe Natur ihnen ohne Hülfe des Anbaues genug davon lieferte. Die Eroberer faßten, ohngeachtet des heissen Klima, eine Art von hitzigem Appetit nach diesem Gewürz, das an sich sehr hitzig ist. Sie assen des Morgens davon, um ihren Appetit zu schärfen. Man brachte ihn auf die Tafel unter verschiedener Gestalt. Man bediente sich desselben nach der Mahlzeit, um die Verdauung zu befördern. Auf den Schiffen war dieß das Gegenmittel wider den Scorbut. Man nahm in der alten Welt den Geschmack der neuen auf; und der Ingwer ward überall untermenget, gemeiniglich mit Pfeffer, der noch sehr theuer war. Dieses morgenländische Gewächs kam nach und nach in einen geringern Preis, und der Ingwer kam allmählig aus der Mode. Nachdem er einen

ziemlich

ziemlich ansehnlichen Werth gehabt hatte, fiel er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auf zehen Franken vom Hundert. In Kurzem verlangte man ihn nicht mehr, und der Anbau desselben wurde beinahe ganz aufgegeben, außer in Jamaika.

Nach den letztern 30 Jahren zu rechnen, findet sichs, daß diese Insel jährlich eine Ausfuhre davon von 649,865 Pfund schwer geliefert hat. Der größte Theil davon ist in den britannischen Besitzungen abgesetzt, und das Uebrige in Norden verkauft worden, um einen Preis, der die Kolonien nicht aufmuntern kann, wo das Land nicht, wie in Jamaika, so gemein und wenig kostbar ist.

Außer dem Ingwer liefert diese Insel für Europa eine große Menge von Piment. Es giebt davon verschiedene Arten, die mehr oder weniger stark sind, mehr oder weniger Reiz haben. Der Baum, welcher die Art von Piment hervorbringt, welche unter dem Namen des Pfeffers von Jamaika bekannt ist, wächst gewöhnlicher Weise auf den Bergen, und wird über 30 Fuß hoch. Er ist sehr gerade, von mittelmäßiger Stärke, und mit einer grauen, glatten und glänzenden Rinde umgeben. Seine Blätter gleichen völlig den Lorbeerblättern. An den Spitzen seiner Zweige kommen Blühten hervor, woraus Trauben entstehen, die etwas größer sind, als die vom Wachholderbaum. Man sammlet sie grün, und läßt sie an der Sonne trocknen. Hier werden sie braun, und bekommen einen Würzgeruch, daher der Piment in England Allspice genennet wird. Der Gebrauch, den man davon macht, ist vortrefflich; sie dienen, einen kalten und den Cruditäten unterworfenen Magen zu erwärmen. Doch man sollte Asien den Anbau der Gewürze überlassen, und in Amerika Zucker bauen.

Die

Die Art, diesen zu erzielen, wurde in Jamaika erst im Jahr 1668 bekannt. Sie wurde durch einige Bewohner von Barbados dahin gebracht. Einer unter ihnen besaß alles, was diese Art von Schöpfung, die von Menschen abhängt, erfordert. Dieser war **Thomas Moddifort**. Seine Kapitalien, seine Thätigkeit, seine Einsicht, setzten ihn in den Stand, ein unermeßliches Land urbar zu machen, und erhoben ihn mit der Zeit zum Gouverneur der Kolonie. Unterdessen konnte der Anblick seines Glücks und seiner lebhaften Bemühungen doch solche Menschen nicht zu den Arbeiten des Anbaues reizen, die meistentheils in der Trägheit bey den Waffen aufgewachsen waren. Zween hundert Nothleidende, die im Jahr 1670 aus Surinam kamen, welches man den Holländern abgetreten hatte, bewiesen sich lehrhaftiger bey seiner Unterweisung. Die Noth machte ihnen Muth, und ihr Beispiel erweckte Nacheiferung. Diese Keime von Arbeitsamkeit wurden auf eine glückliche Weise durch den Ueberfluß an Gelde genährt, das der beständige glückliche Fortgang der Freibeuter täglich nach Jamaika brachte. Ein grosser Theil davon ward angewandt zu Aufrichtung von Gebäuden, zum Ankauf von Sklaven, zu Hausrath und allem nöthigen Geräthe für aufblühende Wohnplätze. Alles veränderte seine Gestalt. Bald gieng eine große Menge Zucker aus Jamaika, der sogar den aus den übrigen engländischen Inseln an Güte übertraf. Der Anbau davon hat sich niemals verringert, selbst dadurch nicht, daß man den Kaffeebau dazu gesellet hat.

Dieses herrliche Gesträuche, das man aus Ostindien gezogen hat, bereicherte die holländischen und französischen Pflanzörter in Amerika, ehe die engländischen Inseln darauf dachten, sich dasselbe zu eigen

zu

zu machen. Noch hat es bloß Jamaika aufgenommen; aber in kurzer Zeit wird es zureichen, um alles zu liefern, was das ganze brittische Reich davon verzehret. Die Mutterinsel hat Jamaika zu dieser Art von Anbau ermuntert, da sie die Verfügung getroffen hat, daß der fremde Kaffee beim Eingange in ihre Ländereien 6 Livres mehr vom Centner bezahlen solle, als der, welcher aus ihren Kolonien kommt.

Die Abgeordneten der Plantationen sagten im Jahr 1734 vor dem Oberhause, daß die Produkte aus Jamaika, die im vorhergehenden Jahre nach England verführet worden, nicht höher stiegen, als auf 12,138,748 Livres 1 Sols 6 Deniers. Aber seitdem hat sich ihr Werth auf 15,300,000 Livres vermehret. Diese Einnahme kommt von fünf und zwanzig tausend Fässern Zucker, zweitausend Säcken Baumwolle, drei Millionen Fässern Kaffee, von Leder, Färbeholz und andern minder beträchtlichen Dingen. Sie ist die Frucht von der Arbeit, die zwanzigtausend weiße, und neunzigtausend schwarze Sklaven verrichten, welche in einer kleinen Anzahl von Städten vereiniget, oder in neunzehn Dorfschaften zerstreuet sind. Die Administration und jährliche Ausgabe der Kolonie kostet zwei Millionen und in einigen Umständen noch vielmehr. Das ganze Vermögen derselben an Ländereien, Sklaven, Häusern, allen Arten von Mobilien wird auf 495,000,000 Livres geschätzet. Sollte man aber glauben, daß nur ein Weniges von diesen Reichthümern den Eigenthümern der Wohnplätze gehöre? Einige Unglücksfälle, ein unmäßiger Luxus, die Willigkeit Kredit zu geben, haben gemacht, daß sie unübersehliche Schulden sich zugezogen haben, theils bey den Kaufleuten, die sich auf der Insel gesetzt haben, vornehmlich aber bey den Juden. Möchte doch dieses Volk,

das erst Sklave, hernach Eroberer, dann wiederum Sklave, und nun seit zwanzig Jahrhunderten flüchtig ward, einstmals Jamaika rechtmäßiger Weise oder sonst eine andere reiche Insel in Amerika besitzen! Könnte es doch alle seine Kinder dahin versammlen, und sie in Friede in der Kultur und Handlung erziehen, auf den Trümmern des Fanatismus, der es der Erde verhaßt macht, und der Verfolgung, mit der man es die Irrthümer seines Gottesdienstes theuer bezahlen läßt! Möchten doch die Juden endlich einmal glücklich, frey und still in irgend einem Winkel der Erde leben; sie, die unsere Brüder sind, durch die Bande der Menschheit, und unsere Väter durch die Lehren der Religion!

Die Kolonisten von Jamaika haben, so zu sagen, durch die unermeßlichen Schulden, die darauf haften, zwei Drittheile von ihren Gütern verpfändet, wenn man den Beobachtungen derer glauben darf, die den Zustand ihrer Angelegenheiten kennen. Diese Unordnung wird täglich wachsen, wenn sie nicht durch schnelle und ansehnliche Vermehrung ihrer Kulturen gehemmt wird. Aber ist diese Hülfe wohl möglich? ist sie wahrscheinlich? Es ist der Mühe wehrt, daß wir dieses untersuchen.

Kann man die Produkte von Jamaika vermehren?

Diejenigen, welche dieser Insel nur den kleinsten Umfang beilegen, geben ihr doch vier Millionen Morgen Landes, jeden von siebenhundert und zwanzig königlichen Fuß in der Länge, und über zwei und siebenzig Fuß in der Breite. Man hat vorgegeben, daß das Drittheil dieses großen Raums bewohnt und angebauet sey. Der gegenwärtige Zustand der Bevölkerung und des Anbaues, ob er gleich blühender, als jemals ist, widerspricht diesem Vorgeben. Das ganze Innre des Landes liegt brach, und ist wüste. Nur an den Küsten giebt es Wohnplätze; und

und auch diese sind nicht völlig urbar gemacht. Der meiste Theil der Pflanzer besitzt daselbst eine unermeßliche Strecke Landes, davon kaum das Viertheil nutzbar gemacht worden ist. Zweimal hundert tausend Morgen Landes aufs höchste sind es, womit sich ihre ganze Sorgfalt beschäftigt.

Wenn man bedenkt, daß Jamaika seit langer Zeit mit einem thätigen und erleuchteten Volke besetzet ist, daß der Seeräuberei-Krieg und der Schleichhandel zu allen Zeiten unermeßliche Schätze ins Land gebracht haben, daß es hier niemals an irgend einem Mittel zur Kultur gefehlt, daß man seit sehr langer Zeit seine Zuflucht zum Düngen genommen hat, daß die Rheeden und Hafen zur Ausfuhre sich daselbst immer vermehret haben, daß die Mutterinsel und ganz Europa ihren Schoos für dessen Produkte eröffnet hat; und doch, ohngeachtet so vieler Vortheile, die Ländereien um das Drittheil wohlfeiler, als sie auf den andern Inseln kosten, sind verkaufet worden; wenn man alle diese Beobachtungen reiflich erwägt: so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Boden von Jamaika im Ganzen sehr schlecht, oder doch sehr mittelmäßig seyn müsse.

Das Land, das am Meere liegt, welches um der Bequemlichkeit des Transports willen, den Anbau des Zuckers vorzüglich zu erfodern scheint, sollte in Kurzem alle Sorgfalt und Fruchtbarkeit an sich gezogen haben, deren es nur fähig wäre. Die außerordentliche und anhaltende Kälte auf den Gebürgen, würde allen Produkten zu schädlich, und für die Sklaven zu nachtheilig seyn, welche sich damit beschäftigten, als daß man nützliche Arbeiten daselbst unternehmen könnte. Der Raum, der zwischen den Bergen und den Küsten ist, ist oft außerordentlich dürr; aber man findet auch daselbst Thäler, abhän-

gige Gegenden, Ebenen; und alles bezeugt, daß die Indianer hier ihr Korn bauten, und die Spanier zahlreiche Heerden da zogen. Man kann voraussetzen, daß diese Striche Landes, wenn sie gehörig vertheilet würden, Baumwolle, Kaffee, Cacao und Indigo im Ueberfluß liefern würden; Produkte, die bisher die Aufmerksamkeit der Engländer noch nicht genugsam an sich gezogen haben. Indessen sind diese Reichthümer nicht mehr hinreichend, eine Kolonie zu dem höchsten Glanze zu erheben. Bloß der Zucker ist es, der die amerikanischen Inseln heut zu Tage blühend macht.

Obgleich dieses Produkt auf dem ganzen Umkreise von Jamaika gebauet wird, so ist es doch vornehmlich auf der mittäglichen Seite geschehen; denn auf diese hatten die Spanier sich eingeschränkt, und ihre Ueberwinder mehrten sich da ebenfalls mehr, als anderwärts. Sie wurden durch eine Rheede dahin gezogen, die sicher, bequem war, und hundert Kriegsschiffe einnehmen konnte. Dieser unschätzbare Vortheil machte, daß man daselbst den Grund zur Stadt Port-Royal legte, welche zwar auf einen sandigen Boden angelegt ward, wo die Natur alle Dinge, die zum Leben nöthig sind, und sogar das süße Wasser versagte, aber dennoch in einer Zeit von weniger als dreißig Jahren eine berühmte Stadt wurde. Sie ist diesen Glanz dem schnellen und unaufhörlichen Umlauf des Handels schuldig, welcher durch die Waaren von der Insel, durch die Prisen der Freibeuter, und durch den Schleichhandel, den man mit dem festen Lande eröffnet hatte, verursachet wurde. Es giebt wenig Städte in der Welt, wo der Durst nach Reichthum und Vergnügen mehr Ueberfluß und Verderbniß zusammen vereiniget hätte.

Die

Die Natur zerstörte in einem Augenblicke dieses prächtige Schauspiel. Der helle und klare Himmel ward dunkel und feuerroth. Ein hohles Getöse verbreitete sich unter der Erde von den Bergen bis in die Ebene. Die Felsen zersprungen. Hügel rückten über große Zwischenräume hin an einander. Stinkende Teiche erhoben sich in die Stelle verschlungener Gebürge. Ganze Plantationen wurden viele Meilen von ihrer alten Lage fortgerückt. Es entstanden unermeßliche Oeffnungen, aus welchen ganze Wasserströme flossen, welche die Luft verderbeten. Viele Wohnungen verschwanden in den Erdschlünden, oder fielen über den Haufen bis auf den Grund. Das Meer war in kurzem mit Bäumen bedeckt, welche die Erde umgeworfen hatte, und die Winde dahin führten. Dreizehen tausend Menschen fanden ihren Tod in dem Grabe der ganzen Insel, und dreitausend kamen in der ansteckenden Krankheit um, die auf diese Geißel folgete. Seit diesem Zeitraum, vom 7ten Junii 1692 ist die Natur nicht mehr so reizend in Jamaika, der Himmel nicht mehr so heiter, und der Boden nicht mehr so fruchtbar. Die Berge haben nicht mehr die vorige Höhe und die Insel ist niedriger, als vordiesem. Man versichert, daß der größte Theil der Brunnen zwei bis drei Fuß längere Seile, als vor diesem fürchterlichen Phänomen, verlange. Ein Denkmal von der Hinfälligkeit der Eroberungen, welches die Europäer lehren soll, daß sie sich nicht auf den Besitz einer Welt verlassen dürfen, die unter ihren Füßen wankt, und sich ihren geizigen Händen zu entziehen scheint.

Ein großes Unglück betrifft Jamaika. Folgen dieser Katastrophe.

In dieser allgemeinen Unordnung, ward Port-Royal zerstöret und überschwemmt, alle Schiffe, die auf der Rheede lagen, wurden zerschmettert, oder weit vom Lande getrieben. Indessen bietet dieser Ort

durch seine Lage zuviel Vortheile an, als daß man ihn verlassen sollte. Kaum hatte die Stille der Natur die Gemüther beruhiget, als man auf seine Trümmer die Stadt wieder erbaute. Ein verwegenes Vornehmen! Ein neuer Orkan stürzet seine entstehende Mauren wieder ein. Port-Royal kann, wie Jerusalem, nicht wieder erbauet werden. Die Erde läßt sich nicht aufgraben, als um es vollends zu verschlingen. Auf eine seltsame Art, welche alle Bemühungen und Vernunftschlüsse des Menschen beschämt, befinden sich alle die Häuser, welche nach dieser Zerstörung noch stehen, auf einer kleinen Erdzunge gebauet, die etliche Meilen weit ins Meer läuft. So wirft die feste Erde Gebäude aus ihrem Schoos, denen der unbeständige Ocean gleichsam einen festen Grund darbietet. Diese wenigen Gebäude, die dem Angriff ausgesetzet sind, sind durch eines der besten Festungswerke von Amerika gedeckt.

Die Einwohner von Port-Royal, die durch die wiederholten Unglücksfälle muthlos worden waren, flüchteten nach Kingston, welches an der nämlichen Bay liegt. Ihr Fleiß und thätiger Eifer machten bald aus diesem Flecken eine angenehme und blühende Stadt. Sie ist seitdem der Mittelpunkt aller Geschäfte geworden. Wenn diese hier nicht so lebhaft getrieben werden, als sonst zu Port-Royal geschah, so kommt dieß daher, daß die äußerlichen Verbindungen der Kolonie hier nicht mehr dieselben sind. Die neue Niederlage war zu offen, als daß sie die Negocianten hätte vor aller Unruhe sichern können. Erst seit wenig Jahren hat man sie mit solchen Werken umgeben, die sie vor Anfällen in Sicherheit setzen können.

Indessen wurde doch Kingston, ohnerachtet seines Wachsthums, nicht die Hauptstadt der Insel.

Dieser

Dieser Titel blieb für St. Jago de la Vega, welches die Engländer Spanishtown, oder Spanischestadt, genennet haben. Sie liegt etliche Meilen von dem Meere, an dem Flusse Cobrus, welcher zwar nicht schiffbar, aber doch der schönste im Lande ist. Hier war der Sitz der Generalversammlung, des Kommendanten und der Tribunale. Die vornehmsten Beamten, und die reichsten Kolonisten schlugen hier ihren Wohnplatz auf. Dieser Zusammenfluß machte die Gesellschaft angenehmer, die Ergötzlichkeiten lebhafter, die Bequemlichkeiten zahlreicher, und den Luxus beträchtlicher.

So stunden die Sachen, als der Admiral Knowles im Jahr 1756 glaubte, daß es dem Besten der Kolonie zuträglich wäre, wenn die Regierung in den Mittelpunkt der Geschäfte verleget würde. Seine Aussichten wurden von der gesetzgebenden Macht auf der Insel angenommen, welche den Ausspruch that, daß ins künftige alle Schätze und Macht der Regierung zu Kingston vereiniget seyn sollten. Persönlicher Haß gegen den Urheber dieses Projekts; die Härte der Maasregeln, die er bey der Ausführung desselben anwendete; die Neigung, die man für Oerter, wie für Sachen bekommt; eine Menge von Privatinteresse, welches durch diese Veränderung unausbleiblich verletzet werden mußte: alle diese Ursachen flößten vielen Leuten eine unüberwindliche Abneigung gegen einen Plan ein, der allerdings einige Unbequemlichkeit haben konnte, der sich aber doch auf entscheidende Gründe steifte und große Vortheile versprach. Von der andern Seite verfochten die, welche diesem neuen System den Vorzug verschaffet hatten, dasselbe mit unanständiger Härte. Durch dergleichen streitende Gesinnungen entstunden zwo Partheien, deren Feindseligkeit gegen einander gleich

anfänglich aufs äußerste gieng, und sich immer mehr vermehrte. Das Feuer dieser Trennung ist hinreichend, einen allgemeinen Brand in der Kolonie anzurichten. Indessen hat sie noch mehr von einem wilden feindseligen Volke zu befürchten, das ihr unaufhörlich mitten auf der Insel droht.

Jamaika hat von einer Republik von Schwarzen, deren Unabhängigkeit es zu erkennen genöthigt worden, alles zu fürchten.

Als die Spanier Jamaika den Engländern zu überlassen genöthigt wurden, ließen sie eine große Menge Neger und Mulatten daselbst, die ihrer Sklaverei müde, den Entschluß faßten, auf dem Gebürge ihre Freiheit zu suchen, welche ihnen die Flucht ihrer überwundenen Tyrannen anzubieten schien. Nachdem sie die Ordnungen, die ihre Vereinigung bestätigen sollte, bestimmt hatten, pflanzten sie an den unersteiglichsten Oertern ihres Aufenthalts Korn und Cacao. Aber die Unmöglichkeit, sich bis zur Zeit der Erndte zu erhalten, nöthigte sie, in die Ebenen zu kommen, um hier Lebensmittel zu stehlen. Der neue Eroberer der Insel ertrug diese Beraubung mit desto größerm Unwillen, je weniger er weiter etwas zu verlieren hatte, und erklärte diesen Landstreichern den lebhaftesten Krieg. Viele wurden umgebracht, und eine große Anzahl unterwarf sich. Nur funfzig bis sechzig von ihnen fanden noch Felsen, wo sie entweder frei leben, oder sterben wollten.

Die Politik, welche bloß Augen, aber kein Herz hat, verlangte, daß man sie entweder vollends ausrotten, oder doch diese Handvoll Flüchtige, die der Kette oder der Ermordung entgangen waren, zum Gehorsam zwingen sollte. Allein die Truppen, die entweder umgekommen waren, oder sich durch Strapazen erschöpfet hatten, fanden an dem System der Ausrottung keinen Geschmack, da es ihnen zugleich ihr Leben kosten sollte. Man gab es also auf, aus Furcht vor einer Empörung. Diese Nachsicht hatte

sehr

sehr traurige Folgen. Sklaven, welche Abscheu vor der Arbeit, oder Furcht vor der Strafe zur Verzweiflung brachte, säumten nicht, in den Wäldern eine Zuflucht zu suchen, wo sie gewiß waren, daß sie auch Gesellen, die ihnen beizustehen bereit wären, antreffen würden. Die Anzahl der Flüchtlinge vermehrte sich alle Tage. Man sah sie bald in ganzen Schwärmen desertiren, nachdem sie ihre Herren umgebracht, und die Wohnungen geplündert hatten, die sie alsdenn den Flammen übergaben. Umsonst bediente man sich der eifrigen Partheigänger wider sie, denen man 90 Livres für jeden getödteten Schwarzen gab, dessen Kopf sie lieferten. Diese Strenge machte keine Aenderung, und die Desertion ward immer allgemeiner.

Die Zahl der Rebellen vermehrte ihre Verwegenheit. Bis ins Jahr 1690 begnügten sie sich, zu fliehen. Aber endlich, da sie sich stark genug glaubten, selbst anzugreifen, sah man sie in getheilten Haufen die engländischen Plantationen anfallen, wo sie schreckliche Verwüstungen anrichteten. Vergeblich wurden sie mit Verlust in ihre Gebürge zurückgetrieben; vergeblich richtete man, um sie davon abzuhalten, in einer gewissen Entfernung Forts auf, und legte Wache darein; ohnerachtet aller dieser Unkosten und dieser Vorsicht, fiengen sie ihre Einfälle zu wiederholten malen aufs neue an. Die Empfindlichkeit der durch eine barbarische Politik verletzten Natur, senkte eine solche Wuth in die Seele der Schwarzen, die von den Weißen erkauft waren, daß diese, um, wie sie sagten, die Wurzel dieses Uebels auszurotten, im Jahr 1735 sich entschlossen, alle Macht der Kolonie zur Aufreibung eines Feindes, der gerechter Weise unversöhnlich war, anzuwenden.

Die Kriegsgesetze nehmen alsbald die Stelle der ganzen Civilregierung ein. Alle Kolonisten theilten sich in Kriegsheere; man brach auf, marschirte gegen die Rebellen auf unterschiedenen Wegen. Ein Theil übernahm es, die Stadt Nanny anzugreifen, welche die Schwarzen selbst in den blauen Gebürgen erbauet hatten. Durch Hülfe der Kanonen brachte man es dahin, daß man einen Platz zerstörte, der ohne Regeln gebauet war, und ohne Artillerie vertheidiget ward. Die übrigen Unternehmungen aber hatten einen sehr zweideutigen Fortgang, der wenigstens durch den Verlust im Gleichgewicht erhalten wurde. Die Sklaven, die über einen Sieg stolzer waren, als über ein zehnfaches Unglück, machten es sich zur Ehre, in ihren Tyrannen nur Feinde zu erkennen, mit denen sie sich schlagen müßten. Wenn sie überwunden werden, so geschiehet es nicht, ohne sich zu rächen. Ihr Blut vermischet sich wenigstens mit dem Blute ihrer barbarischen Herren. Sie gehen dem Degen des Europäers entgegen, um ihm einen Dolch ins Herz zu stossen. Die Flüchtigen, die entweder der Menge oder der Kunst weichen müssen, verschanzen sich an unzugänglichen Orten, zerstreuen sich daselbst in kleine Haufen, mit dem Entschluß, nicht daraus weiter zu gehen, und mit der Ueberzeugung, daß sie überwinden werden. Endlich nach neunmonatlichem Kampfe und Märschen giebt man das Projekt auf, sie unterwürfig zu machen.

Auf diese Art wird ein Volk, das durch die Grausamkeit der Tyrannei oder durch die Ungerechtigkeit der Eroberung in Verzweiflung gestürzt ward, über lang oder kurz sich über zahlreiche, zum Kriege gewöhnte, und selbst disciplinirte Armeen sich erheben; wenn es nur Muth genug hat, eher Hunger, als ein Joch, zu tragen; wenn es mit dem Abscheu,

zum

zum Dienst gezwungen zu werden, die Entschließung zu sterben verbindet; wenn es sich lieber aus der Zahl der Völker ausstreichen läßt, als die Zahl der Sklaven vermehren will. Es überlasse die Ebene der Menge der Truppen, dem Geschleppe der Waffen, dem Auskramen der Lebensmittel, der Munition, den Hospitälern; es ziehe sich in das Herz der Gebürge zurück, ohne Bagage, ohne Dach, ohne Provision: die Natur wird es daselbst schon zu ernähren und zu vertheidigen wissen. Man lasse es nur einige Jahre, wenns nöthig ist, warten, bis das Klima, die Hitze, der Müßiggang, die unordentliche Lebensart diese zahlreichen Läger von Fremden werden verschlungen oder aufgerieben haben, die weder Beute noch Ruhm hier einzuärndten hoffen dürfen. Es steige zuweilen mit den reißenden Gewässern herab, um den Feind in seinen Zelten zu überfallen, und seine Linien zu zerstören. Endlich verachte es die schimpflichen Namen von Straßenräubern und Mördern, die eine große Nation ohne Schande an demselben verschwenden wird, welche niederträchtig genug ist, sich wieder eine Handvoll Menschen ganz in Waffen zu setzen, und doch schwach genug, sie nicht überwinden zu können.

Dieß war also das Betragen der Schwarzen gegen die Engländer. Diese, ermüdet von den unnützen Anfällen und Bewafnungen, fielen endlich in eine allgemeine Muthlosigkeit. Auch die Aermsten unter ihnen unterstunden sich nicht, Ländereien anzunehmen, welche ihnen die Regierung in der Nähe der Gebürge anbot. Die Anpflanzungen, die von diesen furchtbaren Sklaven am weitesten entfernt waren, wurden vernachläßiget, oder wohl gar verlassen. Viele Gegenden auf der Insel, die schon durch ihren Anblick die größte Fruchtbarkeit verkündigten, blieben

ben in ihrem unangebauten Zustande; die Hölzer und das lebendige Gesträuche, womit die Natur sie eingefaßt hatte, wurden das Schrecken der Kolonisten, und blieben eine Freistädte für die Rebellen, die nun an den Krieg gewöhnet waren.

In dieser Lage wurde dem Trelaunay die Verwaltung der Insel aufgetragen. Dieser weise und ohnstreitig menschenfreundliche Gouverneur merkte bald, daß Leute, die seit einem Jahrhunderte von wilden Gewächsen lebten, nackend, und allen Ungemächlichkeiten der Witterung ausgesetzt waren, die bey allen Angriffen, welche mit einem stärkern und besser bewafneten Uebergewicht geschahen, dennoch nicht aufhörten, für die Vertheidigung ihrer Freiheit zu fechten, daß solche Leute niemals mit offenbarer Macht würden zu überwältigen seyn. Er nahm also seine Zuflucht zu Friedensanträgen. Er bot ihnen nicht allein Gegenden an, die sie, als ihr Eigenthum, anbauen sollten, sondern auch die Freiheit, ja sogar die Unabhängigkeit. Man bewilligte ihnen sogar, daß sie derselben unter solchen Anführern genießen sollten, die sie selbst wählen würden, die bloß ihre Bestallung von dem Gouverneur der Insel bekommen, und nicht anders als nach seiner Direktion handeln sollten. Dieser Plan, der für die Schwarzen bisher unerhört war, wurde angenommen. Der Vertrag wurde im Jahr 1738 mit gegenseitigem Vergnügen geschlossen. Er schien eine ungestörte Ruhe zu versprechen, aber es hatte sich doch ein Keim von Unruhe und Trennung mit untermenget.

Indem Trelaunay dieses Abkommen im Namen der Krone traf, hatte die allgemeine Versammlung der Kolonie einen besondern Vertrag mit den unabhängigen Schwarzen vorgeschlagen. Dieser bestund darinnen, daß sie sich verbinden sollten, den flüchtigen

gen Sklaven keine Zuflucht mehr zu gestatten, mit der Bedingung, daß man ihnen eine bestimmte Summe für jeden Deserteur zahlen sollte, den sie angeben, oder selbst zur Kolonie zurückbringen würden. Diese Verordnung, welche der Menschlichkeit widersprach, ist doch ohne Zweifel nicht sehr gewissenhaft beobachtet worden. Man hat einander wechselsweise wegen der Untreue angeklagt. Die Schwarzen, die in diesem schimpflichen Vertrage schlecht bezahlet wurden, fiengen ihre Streifereien verschiedene mal wieder an.

Es sey nun, daß ihr Beispiel Verwegenheit eingeflößt, oder die Härte des engländischen Jochs den Haß vergrößert hatte, genug die schwarzen Sklaven entschlossen sich, auch frey zu werden. Indem sich der Krieg aus Europa nach Amerika verbreitete, wurden diese Unglücklichen im Jahr 1760 alle zusammen einig, an einem Tage die Waffen zu ergreifen, ihre Tyrannen umzubringen, und sich der Regierung zu bemächtigen. Aber die gar zu heftige Begierde nach Freiheit zerstörte die Einigkeit des Komplots, indem sie den zur Ausführung festgesetzten Augenblick übereilten. Einige von den Verschwornen warfen vor der Zeit Feuer in die Wohnungen, und erstachen ihre Herren; und da sie sahen, daß sie nicht im Stande wären, der ganzen Macht der Insel zu widerstehen, die durch ihre voreilige Unternehmung binnen einem Augenblick unter Einen Hut gebracht war, so flohen sie in die Gebürge. Aus dieser undurchdringlichen Freistädte hörten sie nicht auf, mörderische und verwüstende Ausfälle zu thun. Die Engländer waren in ihrer Verzweiflung gezwungen, mit Gelde die Hülfe der wilden Schwarzen zu suchen, deren Unabhängigkeit sie durch das Siegel des Traktats hatten bestätigen müssen. Man versprach ihnen eine bestimmte Summe für den Kopf eines jeden Sklaven,

den

den sie mit ihren Händen tödten würden. Diese niederträchtigen Afrikaner, die der Freiheit unwürdig waren, welche sie wieder erlangt hatten, schämten sich nicht, das Blut ihrer Brüder zu verkaufen; sie verfolgten sie, und tödteten ihrer eine große Menge durch Ueberfall. Endlich, da die Verschwornen durch ihr eignes Geschlecht geschwächt und hintergangen wurden, blieben sie lange Zeit in der Stille und Unthätigkeit.

Man glaubte, das Feuer der Verschwörung sey völlig und auf ewig ausgelöscht, als die Rebellen, die sich durch den Zuwachs von Deserteurs vermehret hatten, welche von verschiedenen Plantationen entlaufen waren, mit neuer Wuth zum Vorscheine kamen. Die regulirten Truppen, die Landmiliz, ein zahlreiches Heer von Seeleuten, alles vereinigte sich wider die Sklaven. Man schlug sie, man überwand sie in vielen Angriffen. Der Getödteten und Gefangenen waren sehr viele. Der Rest von ihnen zerstreuete sich in die Wälder und Felsen. Alle Gefangene wurden erschossen, gehangen oder verbrannt. Die, welche man für die Urheber der Verschwörung hielt, wurden lebendig an Galgen gebunden, woran sie langsam sterben und, der brennenden Sonnenhitze unter dem heißen Erdgürtel ausgesetzt, verschmachten mußten; eine quälendere und schrecklichere Todesart, als der Scheiterhaufen. Ihre Tyrannen weideten sich indessen mit Begierde an den Martern dieser Unglücklichen, deren einziges Verbrechen darinnen bestund, daß sie mit Rache die Rechte hatten wieder erlangen wollen, welche ihnen Geiz und Unmenschlichkeit entrissen hatten.

Eben dieser Geist der Barbarei schrieb die Maasregeln vor, welche man zu Verhütung eines künftigen Aufstands ergriff. Ein Sklave wird an öffentlichen

lichen Orten gestäupt, wenn er irgend ein Spiel, (es habe Namen, wie es wolle,) gespielet hat, wenn er sich unterstehet auf die Jagd zu gehen, oder etwas anders als Milch oder Fische verkauft. Er darf nicht aus der Wohnung gehen, in der er dient, ohne von einem Weißen begleitet zu werden, oder ohne schriftliche Erlaubniß. Wenn er eine Trommel rührt, oder sonst von einem lärmenden Instrumente Gebrauch macht, so wird sein Herr zu einer Geldbuße von 225 Livres verdammt. So gehen die Engländer, die auf ihre Freiheit so eifersüchtig sind, mit der Freiheit anderer Menschen um. Bis auf diesen Gipfel der Barbarei mußte die Handlung und Sklaverei der Schwarzen ihre Eroberer führen. Das ist der Fortgang der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit. Um die neue Welt zu erobern, mußte man ohne Zweifel ihre Einwohner erwürgen. Um die Erwürgten wieder zu ersetzen, mußte man Schwarze kaufen, die allein für das Klima und die Arbeiten in Amerika tüchtig waren. Um diese Afrikaner herüberzupflanzen, die das Land bauen sollten, ohne Etwas davon zu besitzen, mußte man sie mit Gewalt wegnehmen, und zu Sklaven machen. Um sie in der Sklaverey zu erhalten, muß man ihnen mit Härte begegnen. Um den Aufruhr zu verhüten, oder zu bestrafen, den die Strenge der Knechtschaft zu erfordern scheint, braucht man Todesstrafen, Züchtigungen und harte Gesetze wider die, welche Aufrührer worden sind.

Indessen hat auch die Grausamkeit in ihrer zerstörenden Natur selbst ihr Ende. Ein Augenblick ist zureichend. Eine glückliche Landung in Jamaika kann den Leuten, die eine verwundete Seele und einen wider ihre Unterdrücker erhobenen Arm haben, Waffen in die Hände liefern. Der Franzose, der

auf

auf den Schaden seines Feindes allezeit bedacht seyn wird, wird, ohne vorher zu sehen, daß der Aufstand der Schwarzen in einer Kolonie sie in allen aufwiegeln könne, eilen, damit er während des Krieges den Aufruhr befördere. Der Engländer, der zwischen zwei Feuer kömmt, wird seine Macht und seinen Muth verlieren, und Jamaika Sklaven und Eroberern zum Raube überlassen, die einander das Land mit neuen Grausamkeiten streitig machen werden. Das ist die Kette der Ungerechtigkeit. Sie hänget sich an den Menschen mit solchen Banden, welche nur das Eisen zerbrechen kann. Ein Laster gebieret das andere; Blut fordert Blut; und die Erde bleibt ein ewiger Schauplatz von Verwüstung, Thränen, Elend und Trauer, auf welchem die Generationen sich nach und nach im Blute baden, sich das Herz ausreißen, und im Staube wälzen.

Vorzüge dieser Insel in Absicht auf den Krieg. Nachtheile in Ansehung der Schifffahrt.

Es würde unterdessen ein trauriger Verlust für England seyn, wenn es Jamaika einbüssen sollte. Die Natur hat diese Insel beim Eingange des Meerbusens von Meriko angelegt, und sie zum Schlüssel dieses reichen Landes gemacht. Die Schiffe, welche von Carthagena nach Havana gehen, müssen ihre Küsten passiren. Sie ist mehr, als irgend eine andere Insel, verschiedenen Niederlagen des festen Landes in der Nähe. Die Menge und Vortrefflichkeit ihrer Rheeden macht, daß die Kriegsschiffe leicht vom Stapel gelassen werden können, ihre Größe mag seyn, welche sie will. Aber alle diese Vortheile werden mit andern nachtheiligen Umständen erkauft.

Wenn man in Jamaika mit dem Passat-Winde leicht anlanden kann, wenn man nach den kleinen Antillen segeln will, so ist es doch nicht eben so leicht, wieder wegzukommen, man mag nun den Weg von Bahama nehmen, oder den Weg unter dem Winde erwählen.

Die

Die erste von diesen beiden Straßen hat alle Gunst des Windes zweihundert Meilen weit, aber sobald man um das Vorgebürge St. Antoine herum ist, bekömmt man eben den Wind entgegen, den man vorher hinter sich hatte. Auf diese Art verliert man mehr Zeit, als man gewonnen hatte, und läuft dabey Gefahr, von den Küstenbewahrern bey Havana aufgehoben zu werden. Nach dieser Gefahr geräth man an die Klippen bey Florida, wo die Winde und Ströme mit der äußersten Heftigkeit fortreissen. Elisabeth, das engländische Kriegsschiff, wäre hier ohnfehlbar im Jahr 1746 verloren gegangen, wenn es nicht lieber in Havana eingelaufen wäre. Dieß war ein feindlicher Hafen, und es geschah mitten im Kriegsfeuer. Ich komme, sagte der Kapitain Edward, zu dem Befehlshaber dieses Platzes, Ihnen mein Schiff, mein Schiffsvolk, meine Soldaten und mich selbst zu übergeben, und ich bitte um nichts, als um das Leben meiner Equipage. Eine solche niederträchtige Handlung, sagte der spanische Kommendant, werde ich nicht begehen. „Wenn „wir sie im Treffen weggenommen hätten auf offnem „Meere, oder an unsern Küsten, so würde ihr „Schiff unser seyn, und sie wären unsere Gefangene. „Aber da sie durch Sturm verschlagen, und aus „Furcht vor Schiffbruch in diesen Hafen getrieben „worden, so vergesse ich, und muß es vergessen, daß „meine Nation mit der ihrigen in Krieg verwickelt „ist. Sie sind Menschen, und wir sind es auch. „Sie sind unglücklich, und wir sind ihnen Mitleiden „schuldig. Laden sie also sicher aus, und bessern sie „ihr Schiff aus. Haben sie es nöthig, so verkaufen „sie etwas für die Lebensmittel, die sie bezahlen sollen. Alsdann können sie abfahren, und sie sollen „einen Paß bis über Bermudes haben. Wenn sie „jenseits dieser Gränze weggenommen werden, so

„wird sie das Kriegsrecht in unsere Hände geliefert „haben; aber in diesem Augenblick erkenne ich an „Engländern nur Fremde, für welche die Menschlich„keit Hülfe fordert.“ Hier erkennet man wieder die spanische Großmuth.

Die andere Straße hat nicht weniger Schwierigkeit und Gefahr. Sie reicht bis an eine kleine Insel, welche die Engländer Croked nennen, und die achtzig Meilen von Jamaika liegt. Man muß gemeiniglich in dieser Gegend mit dem Westwind streiten, sehr nahe bey den Küsten von St. Domingo vorbeyfahren, aus Furcht an die Untiefen von Cuba getrieben zu werden, und durch den Winkel, den die Spitzen von diesen zwo großen Inseln machen, segeln, wo es sehr schwer ist, daß man nicht von ihren Freibeutern oder von ihren Kriegsschiffen aufgefangen werde. Die Schiffer, die von den Lukayen kommen, erfahren diese Schwierigkeit nicht.

Pflanzort der Engländer auf den Lukayen.

Dieser Inseln, welche die ersten sind, die Columbus in Amerika entdeckte, sind an der Zahl vier bis fünf hundert. Sie bestehen größten Theils aus bloßen Felsen, die fast dem Wasser gleich sind. Einige wurden von den Wilden bewohnet, die man hernach alle in den Bergwerken von St. Domingo umkommen ließ. Es war nicht eine einzige, die nicht ganz verlassen war, als England im Jahr 1672 einige Menschen auf die Insel warf, die man Providence nennt, welche aber sieben oder acht Jahr darnach von den Spaniern ausgerottet wurden. Diese Katastrophe hinderte nicht, daß sich nicht andere Engländer aufs neue im Jahr 1690 dahin hätten begeben sollen. Kaum hatten sie hundert und sechzig Häuser erbauet, so wurden sie von den Franzosen und Spaniern zusammen aufs neue im Jahr 1703 angegriffen, die ihre Plantationen zerstörten, und ihre Schwarzen weg-

wegführten. Die Kolonisten, die durch den gänzlichen Verlust ihrer Güter muthlos wurden, suchten anderwärts Beschäftigungen für sich; ihre Stelle aber wurde durch Seeräuber von ihrer Nation ersetzt, die, nachdem sie mit ihren Räubereien die Küsten von Afrika, die entferntesten Meere von Asien, besonders die Höhen von dem mitternächtlichen Amerika erfüllet hatten, einen sichern und bequemen Hafen in diesem Winkel fanden. Schon seit langer Zeit achteten sie selbst auf die engländische Flagge nicht, und zwar ungestraft. Endlich im Jahr 1719 erweckte das Geschrei des Volks und der Wunsch des Parlements den König **Georg I**, und er ließ eine hinreichende Macht dahin gehen, um jene zu überwältigen. Der größte Theil von ihnen nahm die Amnestie an, die man ihnen anbot, und vermehrte auf diese Art die Kolonie, welche Woodes Rogers aus Europa dahin führete.

Heut zu Tage mag sie noch an dreitausend Seelen enthalten. Die Hälfte hat sich zu Providence niedergelassen, und der Rest ist in die übrigen Inseln vertheilet. Es ist der Ungebundenheit ihrer vorigen Lebensart zuzuschreiben, daß diese Kolonisten den Ackerbau noch immer in dem Zustande der Nachlässigkeit und Unvollkommenheit liegen lassen; obgleich die Verschiedenheit des Bodens, den sie bewohnen oder doch bewohnen könnten, nicht aufhört, ihren Fleiß, so wie ihre Ehrliebe, ja selbst ihren Eigensinn zu reizen. Man weis wohl, daß das Land im Ganzen nicht fruchtbar ist; aber man findet doch darinnen sehr reiche Quellen, welche die ansehnlichste Bevölkerung glücklich machen könnten. Diese Inseln, welche aus Mangel der Lebensmittel bis jezt für Großbritannien verloren sind, können demselben doch sehr nützlich werden, wenigstens durch ihre Lage, wenns nicht durch ihre Handlung geschehen kann.

Die Lukayen, welche auf einer Seite von Florida nur durch den Kanal von Bahama getrennt sind, machen auf der andern eine lange Kette, welche sich nicht weit von der Spitze von Cuba endiget. Hier fangen die andern Inseln an die man die Caikischen und Türksinseln nennet, die seit kurzem unter das Joch der engländischen Seemacht gebracht worden sind, und welche die Kette bis gegen die Mitte der mitternächtlichen Küste von St. Domingo verlängern. Diese verschiedenen Inseln lassen fünf Wege zwischen sich, auch für die größten Böte. Die Türkische und die große Caikische geben ihren Freibeutern durch die Befestigungen, welche England daselbst hat errichten lassen, eine stille Rheede, eine sichere Zuflucht, nebst der Herrschaft über den engen Kanal, welcher beide Inseln von St. Domingo scheidet. Dort müssen die meisten Schiffer, die von dieser reichen Insel kommen, in die Hände der Engländer fallen. Wenn diese nicht Forts an den andern Inseln, wo sie herausschiffen, angelegt haben, so ist die Ursache diese, daß sie das Uebergewicht ihrer Kriegsübungen für hinreichend ohne diese Hülfe angesehen haben, um diesen Durchgang der Schifffahrt ihrer Mitbuhler zu entziehen. Sie versprechen sich auch keine großen Vortheile von den Bermuden.

Pflanzort der Engländer auf den bermudischen Inseln.

Dieser Archipelagus, der ohngefähr dreihundert Meilen von dem Archipelagus der Antillen entfernt ist, ward im Jahr 1527 durch einen Spanier Johann Bermudes entdeckt, der ihm seinen Namen gab, ohne daselbst zu landen. Dieser ganze Haufen von Inseln war nicht von einem einzigen Sterblichen bewohnt, als sechzig Engländer im Jahr 1612 dahin kamen. Ihre Bevölkerung wuchs ansehnlich, weil das Gerüchte die Vortheile des Klima auf denselben sehr übertrieb. Man begab sich von den Antillen

tillen hierher, um seine Gesundheit wieder zu erhalten, und von den mitternächtlichen Kolonien, um seines Glücks in Ruhe zu genießen. Viele Königlichgesinnte giengen hierher, um das Ende von Cromwells Zeiten, der sie unterdrückte, abzuwarten. Unter andern gieng Waller, dieser treffliche Dichter und Feind des Tyrannen, der ein Befreier heißen wollte, übers Meer; und besang diese glücklichen Inseln, begeistert durch den Einfluß der Luft, und die Schönheit dieser Landschaft, welches wahre Gottheiten der Poesie sind. Er flößte seinen Enthusiasmus dem Geschlecht ein, welches zu bezaubern ein so großes Vergnügen ist. Die engländischen Damen hielten sich nicht anders für schön und gepußt, als unter den kleinen Hüten, die von Palmenblättern gemacht waren, welche von den Bermuden kamen.

Aber endlich verschwand der Reiz, und diese Inseln sanken in die Vergessenheit, die ihre geringe Größe verdiente. Sie sind erstaunend zahlreich, und nehmen nicht mehr, als sechs bis sieben Meilen ein. Der Boden ist von mittelmäßiger Güte, ohne eine einzige Quelle, mit der er könnte befeuchtet werden. Man trinkt hier kein ander Wasser, als aus Schöpfbrunnen und Cisternen. Korn, Hülsenfrüchte, und viele andere herrliche Früchte geben hier überflüßige und gesunde Nahrung. Unterdessen wächst von diesem Ueberfluß hier nichts, das man zu andern Nationen ausführte. Doch hat das Ungefähr vier bis fünftausend arme, aber glückliche Bewohner, weil sie unbekannt leben, unter diesen reinen und gemäßigten Himmelsstrich versammlet. Sie haben äußerlich keine Verbindung, außer durch einige Fahrzeuge, die von den nordischen Kolonien zu den südlichen fahren, und von Zeit zu Zeit in diesen friedsamen Inseln ausruhen.

Man hat die Bequemlichkeit dieses Volks durch die Industrie zu vermehren gesucht. Man wollte, daß es Seide, hernach die Scharlachfarbe kultiviren, und endlich auch Weinberge pflonzen sollte. Aber diese Projekte sind unausgeführt geblieben. Zu ihrem eigenthümlichen Glücke haben diese Insulaner alle ihre häuslichen Künste auf die Verfertigung der Schiffssegel eingeschränkt. Diese Manufaktur, welche einfältigen und genügsamen Menschen so angemessen ist, wird alle Tage blühender. Man baut seit mehr als einem Jahrhunderte daselbst mit einem Cedernholze, das die Franzosen Acajou heißen, Schiffe, die ihres Gleichen nicht haben, sowohl in Ansehung ihres Laufs, als ihrer Dauer, und die von jedermann gesucht werden, vornehmlich von den Seeräubern. Man hat sich bemühet, sie in Jamaika und auf den Lukayen nachzuahmen, wo man die Materialien im Ueberfluß hatte, welche, wegen ihrer Seltenheit in den alten Schiffswerften, theuer waren; allein diese Schiffe sind, und müssen auch weit unter denen stehen, welche ihnen zum Muster gedienet haben.

Die vornehmsten Bewohner der Bermuden haben im Jahr 1765 eine Gesellschaft formiret, deren Statuten vielleicht das ehrwürdigste Denkmal sind, welches jemals der Menschheit Ehre gemacht hat. Diese tugendhaften Bürger haben sich verbunden, eine Bibliothek von allen ökonomischen Büchern anzulegen, sie mögen in einer Sprache geschrieben seyn, in welcher sie wollen; allen starken Personen von beiden Geschlechtern eine Beschäftigung zu verschaffen, die ihrem Charakter gemäß ist; einen jeden zu belohnen, der eine neue Kunst in der Kolonie einführen, oder eine schon bekannte Kunst vollkommener machen würde; einem jeden Tagelöhner eine Pension zu geben,

ben, der sich nach vierzigjähriger fleißiger Arbeit, und bey unverletzter Ehre nicht soviel hat sammlen können, daß er seine letzten Tage ohne Sorge zubringen könnte; endlich jeden Bewohner der Bermuden schadlos zu halten, den die Regierung oder der Magistrat unterdrücken sollte.

Bewahre diese Vortheile, du arbeitsames Volk ohne Reichthümer, das du durch deine Arbeit und Armuth glücklich bist, weil sie dir deine guten Sitten erhalten. Ein reiner und heller Himmel wacht über deine unschuldigen Tage. Du athmest den Frieden der Seele mit der Gesundheit ein. Kein Gift des Luxus hat in deinen Adern gerollt. Du erregst und erfährst keinen Neid. Die Wut des Ehrgeizes und des Krieges erlöscht an deinen Küsten, so wie die Stürme des Oceans, der dich umgiebet, vor dir brechen. Den Anblick deines mäßigen Lebens zu genießen, würde ein tugendhafter Mensch Meere durchstreichen. Ach! daß die Winde dir niemals die Begebenheiten der Welt, in welcher wir leben, zubrächten! Du würdest wissen — aber! — nein, mein Verstand verdüstert sich, meine Feder entfällt mir, und du sollst nichts erfahren. —

England erhielt von allen den Inseln, die unter ihrer Flagge glücklich wurden, nichts als den Zucker, den es zu seiner Konsumtion nöthig hatte. Etwas Kaffee und Baumwolle, deren es bedurfte. Es bekam weder Cacao, noch Indigo. Der letzte Krieg, der seine Länder in der neuen Welt vermehrte, bereicherte zugleich seine Handlung mit etlichen Zweigen der Ausfuhr.

Die Engländer nehmen Besitz von der Insel Tabago, die von den

Das Haupt seiner neuen Eroberungen ist die Insel Tabago, die etwan dreißig Meilen im Umfange haben mag. Sie ist nicht, wie der größte Theil der

Holländern und Franzosen besetzt gewesen war.

andern Caraiben, durch dürre Felsen höckerig, noch durch ungesunde Moräste sumpfig. Ebenen, die sich ohne Ungleichheit ausbreiten, werden von Gebürgen eingefaßt, deren allmählige und leichte Abhänge beinahe durchgängig des Anbaues fähig sind. Man sieht aus diesen Höhen eine große Menge Quellen hervorspringen, welche meistentheils bestimmt zu seyn scheinen, die Zuckermühlen zu treiben. Der Boden ist zwar zuweilen sandig, aber doch überall schwarz und tief. Sichere und bequeme Häfen umgränzen die Mitternachts- und Abendseite der Insel, welche nicht den erschrecklichen Stürmen ausgesetzt ist, die anderwärts so große Verwüstungen anrichten. Die Nachbarschaft des festen Landes mag vermuthlich diesen unschätzbaren Vorzug zuwege bringen.

Auch war Tabago sonst äußerst bevölkert, wenn man Nachrichten glauben darf, deren Ansehen jedoch zweifelhaft ist. Seine Einwohner widerstunden lange den lebhaften und öftern Angriffen der Wilden von dem festen Lande, welche hartnäckige und unversöhnliche Feinde waren. Endlich wurden sie dieser immer neuen Einfälle vom festen Lande überdrüssig, und zerstreuten sich in die benachbarten Inseln.

Diese nun, die sie verlassen hatten, war den Anfällen von Europa offen, als zweihundert Flessinger sich im Jahr 1632 daselbst ausschifften, um den Grund zu einer holländischen Kolonie zu legen. Die benachbarten Indianer aber vereinigten sich mit den Spaniern von la Trinitad wider einen Pflanzort, der ihnen verdächtig ward. Alles, was ihre ungestüme Hitze aufhalten wollte, ward ermordet, oder zu Gefangnen gemacht. Das Wenige, was sich durch Hülfe der Wälder aus ihren Händen rettete, säumte nicht, die Insel zu verlassen.

Hol-

Holland vergaß einen Pflanzort in zwanzig Jahren nicht, den es bloß durch seine Unglücksfälle bey seiner Entstehung kannte. Im Jahr 1654 ließ man eine neue Bevölkerung dahin bringen, welche im Jahr 1666 wieder verjagt ward. Die Engländer sahen, daß ihnen diese Eroberung durch die Franzosen bald wieder würde entrissen werden. Aber Ludwig der XIV. war zufrieden mit dem Siege, und gab der Republik, als seinen Alliirten, eine Insel wieder, die sie sonst besessen hatte. Dieser Pflanzort gieng nicht besser von statten, als alle Kolonien, die das Land bauen sollen, und von dieser handelnden Nation herstammen. Was sonst so viele Menschen bewogen hatte, nach Amerika zu gehen, das hätte niemals die Holländer dazu reizen sollen. Ihr väterliches Land bietet dem Fleiße seiner Einwohner alle Bequemlichkeit zu einem vortheilhaften Handel dar; sie haben nicht Ursache, aus ihrem Vaterlande zu gehen, um ihr Glück zu machen. Eine glückliche Toleranz, die wie die Freiheit mit Strömen von Blut ist erkaufet worden, läßt hier endlich die Gewissen sich erholen; niemals nöthigen hier Religionszweifel furchtsame Seelen, sich von dem Boden zu entfernen, auf welchem sie der Himmel geboren werden ließ. Das Vaterland sorget mit so viel Weisheit und Menschenliebe für die Erhaltung und Beschäftigung der Armen, daß die Verzweiflung niemals gezwungen ist, ein Land urbar zu machen, welches gewohnt ist, seine ersten Anbauer zu verschlingen. Tabago hatte daher niemals mehr, als zwölfhundert Menschen, die sich mit etwas Tabak, Baumwolle und Indigo beschäftigten, und sechs Zuckeranlagen besorgten.

Die Kolonie hatte sich in die Schranken ihres Fleißes eingeschränkt, als sie von eben der Nation

angegriffen ward, die sie in ihre ersten Rechte des Besitzes und des Eigenthums wieder eingesetzt hatte. Im Monat Februar 1677 begegnete eine englandische Flotte, die bestimmt war, sich zu Tabago auszuladen, einer holländischen, die sich diesem Unternehmen widersetzen sollte. Der Streit fieng sich selbst auf den Rheeden der Insel an, die durch diese merkwürdige Aktion berühmt ward, in einem Jahrhunderte, das an großen Begebenheiten fruchtbar war. Die Hitze der Tapferkeit war auf beiden Seiten so groß, daß die Schiffe schon ohne Mast, ohne Rüstung und ohne Seeleute waren, welche sie hätten lenken können, als man noch immer fort kämpfte. Die Schlacht endigte sich nicht eher, bis man zwölf Böte verbrennen, und noch mehrere versinken sah. Der angreifende Theil verlor wenig Volk, und der vertheidigende erhielt die Insel.

Aber Estrees, der sie erobern wollte, landete noch in eben diesem Jahr im Monat December daselbst. Nun war keine Flotte mehr da, die seine Macht aufhalten oder abwenden konnte. Eine Bombe, die er aus seinem Lager spielen ließ, fiel auf das Pulvermagazin. Dieser Streich, der gewöhnlicher Weise entscheidend ist, setzte den Feind außer Stand, sich zu vertheidigen; er ergab sich auf Gnade und Ungnade. Der Ueberwinder war, nach aller Härte des Kriegsrechts, nicht zufrieden, daß er die Festungswerke niederriß; sondern er verbrannte auch alle Plantationen zu Asche, bemächtigte sich aller Schiffe, die im Hafen waren, und versetzte die Einwohner aus der Insel, die er eingenommen hatte. Diese Eroberung wurde der Krone Frankreich in dem Frieden zugesichert, der auf eine Handlung folgte, wo die Niederlage keine Schande machte, und der Sieg ohne Vortheil war.

Der

Der Hof zu Versailles vernachlässigte diese wichtige Insel so sehr, daß er auch nicht einen einzigen Menschen dahin schickte. Vielleicht sah er in der Trunkenheit seiner eingebildeten Größe alles mit Gleichgültigkeit an, was bloß nützlich war. Er nahm sogar eine nachtheilige Meinung von Tabago an, indem er sie bloß für einen unfruchtbaren Felsen ansah. Dieser Irrthum bestätigte sich durch die Aufführung der Franzosen, die, weil sie zu zahlreich in Martinique waren, sich auf die Inseln St. Lucie, St. Vincent und Dominigo aussetzten. Dieß waren nur Besitzungen, die sie aus Gnaden hatten, und von einer mäßigen Güte. Würden sie dieselben wohl einer Insel vorgezogen haben, deren Boden besser, und deren Besitz unbestritten ist? So dachte eine Regierung, die über den Handel und die Plantationen der Kolonien noch nicht Licht genug besaß, um die wahren Ursachen der geringen Neigung sehen zu können, welche ihre Unterthanen für Tabago heegten.

Eine aufblühende Nation, besonders wenn sie mit schwachen Mitteln gegründet ist, hat unmittelbaren Beistand nöthig, wenn sie bestehen soll. Sie kann keinen Fortgang haben, als in der Maaße, daß sie Abgang bey ihren rohen Waaren findet. Diese sind gewöhnlicherweise von einer gemeinen Art, welche nicht die Unkosten einer weiten Ausfuhre verstattet, und bloß in den nächsten Oertern verkaufet werden muß, die aber nach und nach bey mittelmäßigem Profit zur Unternehmung größerer Anbauungen führen soll, welche der Gegenstand der europäischen Handlung mit den Antillen sind. Tabago aber war zu entfernt von den großen Besitzungen der Franzosen, als daß es durch diese Stuffen des guten Erfolgs hätte Einwohner an sich ziehen können. Man zog ihr also minder ergiebige Inseln vor, die aber näher an den Quellen lagen.

Das

Das Nichts, worein alles sie versetzte, hatte sie doch dem geizigen Auge von England nicht entzogen. Diese stolze Insel, welche sich für die Königin der Inseln hält, weil sie die blühendste unter allen ist, glaubte ein unverjährtes Recht auf Tabago zu haben, weil sie dasselbe vor sechs Monaten erobert hatte. Ihre Macht bekrönte ihre Anforderung, und der Friede vom Jahr 1763 hat den glücklichen Fortgang ihrer Waffen gerechtfertigt, indem er ihr eine Besitzung überließ, welche dieselbe an der Unthätigkeit der Franzosen rächen wird.

Fast alle Besitzungen der Antillen sind das Grab ihrer ersten Kolonien geworden, welche, da sie in den Zeiten der Unerfahrenheit bloß auf gut Glück handelten, ohne allen Beitritt ihres Vaterlandes, mit jedem Schritte neue Fehler begiengen. Ihre Habsucht verachtete das Verfahren der Eingebornen des Landes, welche, den großen Einfluß einer unaufhörlich brennenden Sonne zu verringern, die kleinen Theile ihrer Gegend, welche sie urbar machen mußten, durch große Strecken von Bäumen, welche Schatten gaben, von einander absonderten. Diese Wilden, welche die Erfahrung unterrichtet hatte, setzten ihre Wohnungen mitten in die Bäume, aus Furcht vor den starken und gefährlichen Ausdünstungen, die aus der Erde, welche sie aufgegraben hatten, aufstiegen.

Die, welche dieses weise Volk ausrotteten, und nach einem baldigen Genuß strebten, verließen diese zu langwierige Methode; und aus Ungeduld, alles anzubauen, schlugen sie übereilt ganze Wälder nieder. Alsbald stiegen die dicksten Dünste von einem Boden auf, den die Sonnenstralen zum erstenmal erhitzet hatten. Diese vermehrten sich, so wie man die Felder aufgrub, um sie zu besäen oder zu bepflanzen. Ihre Schädlichkeit drang in alle Schweißlöcher, in

alle

alle Glieder der Anbauer, welche die Arbeit in außerordentlichen und beständigen Schweiß setzte. Der Lauf der flüßigen Theile ward unterbrochen; alle Eingeweide erweiterten sich, der Körper schwoll auf, und der Magen hörte in seiner Verrichtung auf. Der Mensch starb. Entgieng man der tödtlichen Hitze des Tages: so saugte man in den Hütten, die man in Eil mitten auf dem aufgegrabenen Boden angeleget hatte, des Nachts den Tod im Schlaf ein, auf einem Boden, dessen zu starker und ungesunder Trieb die Menschen aufrieb, ehe er die Pflanzen nährte.

Nach diesen Bemerkungen ist der Plan offenbar, den man in dem Pflanzorte einer neuen Kolonie mit großem Nutzen befolgen sollte. Wenn man daselbst ankäme, sollte man untersuchen, was für Winde am meisten auf den Meeren von Amerika herrschen; so würde man finden, daß sie ordentlicher weise von Südost nach Nordost gehen. Hätte man die Freiheit zu wählen, so würde man, wenn die Natur der Gegend keine Hinderniß in Weg legte, zu vermeiden suchen, daß man sich unter den Wind niederließe, damit er nicht beständig die Ausdünstung der Erde, welche frisch umgegraben worden wäre, zu uns führte, und durch die Ausdünstung der neuen Plantationen eine Plantation ansteckte, die sich mit der Zeit reinigen würde. So sollten wir unsere Kolonie allezeit unter den Wind in allen Ländern gründen, die man anbauen wollte. Gleich anfangs sollte man in die Wälder alle Wohnungen setzen, und nicht einen einzigen Baum um dieselben her abhauen lassen. Der Aufenthalt in den Wäldern ist gesund. Die Kühle, welche sie selbst bey der größten Hitze des Tages behalten, verhindert den Ueberfluß der Ausdünstung, die den größten Theil der Europäer wegen der Trockenheit und Schärfe eines Bluts umbringt,

das

das sich leicht entzündet, und sein Flüßiges verliert. Man sollte des Nachts Feuer in den Hütten anzünden, um die böse Luft, die sich daselbst einschleichen könnte, zu zerstreuen. Dieser Gebrauch, der in gewissen Gegenden von Afrika beständig ausgeübt wird, würde auch in Amerika die Wirkung haben, die man davon, in Betracht der Aehnlichkeit dieser beiden Klima, erwarten darf.

Wenn diese Vorsicht angewandt worden, so könnte man anfangen, Bäume umzuhauen, aber wenigstens in einer Entfernung von funfzig Ruthen von den Hütten. Wenn die Erde also frei gemacht worden, so schickte man die Sklaven zur Arbeit bloß von zehen Uhr des Morgens, das ist, nachdem die Sonne die Ausdünstungen zertheilet, und der Wind sie zerstreuet hätte. Die vier verlornen Stunden seit dem Anfang des Tages würden durch die Thätigkeit der Anbauer, deren Kräfte man gespart hätte, und durch die Erhaltung der Menschen mehr als zu viel ersetzet werden. Man müßte diese Aufmerksamkeit fortsetzen, es sey daß man die Erde aufgraben oder besaamen müßte, bis der Boden gehörig gereinigt und fest geworden wäre, und nun erlaubte, daß sich die Kolonisten daselbst niederlassen und zu allen Stunden des Tages arbeiten könnten, ohne für ihre Sicherheit Etwas zu befürchten. Die Erfahrung hat schon im Voraus alle diese Maasregeln als nöthig gerechtfertigt.

Weil man anfänglich die Gegend unter dem Winde eingenommen hatte, so starben die Engländer haufenweise zu Tabago, und verloren viele Sklaven, ob sie gleich insgesamt aus den nächsten Kolonien gekommen waren. Da sie durch dieses Unglück klug wurden, so begaben sie sich über den Wind, und das Sterben hörte auf. Dieser Pflanzort, den man unmittel-

mittelbar nach dem Frieden hätte anfangen sollen, wurde sehr lange versäumet, weil der Gebrauch, der in England herrscht, das Land solcher Inseln zu verkaufen, Formalitäten ohne Zahl nach sich gezogen hat, welche den Anbau verhindern. Erst im Jahr 1766 hat man vierzig tausend Morgen Landes zugesprochen, und jeden in fünfhundert Acker nach dem Loose eingetheilt. Man hat seitdem eine neue Adjudication vorgenommen; aber weder die erste noch die andere hat einem Anbauer erlaubet, mehr als ein Loos zu erhalten. Dieß Gesetz ist auf St. Vincent und Dominigo ausgedehnt worden, aber mit der Einschränkung, daß in dieser das Loos nur dreihundert Acker enthielt. In allen drei Besitzungen hat der Acker nur 22 bis 28 Livres gekostet. Der fünfte Theil von dieser Summe ist baar bezahlet worden. Er hat nicht mehr als zehn pro Cent in den beiden ersten Jahren getragen, in den folgenden Jahren aber zwanzig pro Cent bis an das Ende der Zahlung. Ueberdem hat man noch jeden Kolonisten gezwungen, einen Weißen und 2 weiße Weibspersonen in seine Wohnung aufzunehmen, für jedes hundert Acker, das er anbauen würde. Eine Schwierigkeit zeigte sich. Die Engländer, die 2 Weiber gegen einen Mann in eine Wohnung setzten, mußten entweder die eine Frau ohne einen Mann lassen, oder einem Manne zwo Weiber geben. Das hieß, entweder in die Vielweiberei verfallen, welche das Christenthum verbietet, oder in den Cölibat, welchen die protestantische Religion verwirft; denn man vermuthet nicht, daß die Engländer in Amerika ihr Blut mit den Schwarzen vermengen wollten. Dem sey indessen, wie ihm wolle, ein Kolonist kann sich dieser Verbindlichkeit nicht entziehen, ohne 450 Livres für jede Frau zu bezahlen, und noch einmal soviel für jeden Mann, der ihm fehlt.

Aber

Aber dieser Art von Zwange ohngeachtet, läßt der engländische Charakter nicht zweifeln, daß sich nicht Tabago unter ihren Händen von einer tiefen Unthätigkeit zu den reichsten Kulturen erheben sollte. In diesem glänzenden Zeitraume wird es durch seine Güte, durch den Ueberfluß seiner Produkte alle Besitzungen übertreffen, welche diese Nation in der neuen Welt erlanget hat. Solche Beobachter, die am besten die Nachrichten von seiner Größe mit der Art seiner Fruchtbarkeit vergleichen können, tragen kein Bedenken zu sagen, daß diese Insel jährlich ihrer Mutterinsel funfzigtausend Fässer rohen Zucker liefern werde, ohne einiger andern Waaren von geringerm Werthe zu gedenken. Sie wird Jamaika übertreffen, und die Reichthümer von Granada vermehren.

Frankreich tritt Granada an England ab. Wichtigkeit und Produkte dieser Insel.

Diese Insel, die unter dem Winde von Tabago liegt, hat nicht mehr, als neun bis zehen Meilen in der Länge, sieben in der größten Breite, und zwanzig bis zwei und zwanzig im Umkreis. Ihre Ebenen sind durch etliche wenig erhabene Gebürge, so wie durch eine reiche Anzahl sehr beträchtlicher Bäche, von einander getrennt. Sie hat einen weiten Hafen unter dem Winde, wo sechzig Kriegsschiffe neben einander so sicher liegen können, daß sie nicht einmal das Ankerwerfen nöthig haben.

Obgleich die Franzosen, die die Fruchtbarkeit von Granada kannten, seit dem Jahre 1638 das Projekt gemacht hatten, sich hier niederzulassen, so führten sie es doch erst im Jahr 1651 aus. Da sie daselbst ankamen, gaben sie etliche Aexte, etliche Messer, und etliche Fässerchen Branntwein dem Anführer der Wilden, die sie antrafen; und weil sie damit die Insel erkaufet zu haben glaubten, so nahmen sie den Ton eines unumschränkten Beherrschers an, und verfuhren

führen bald gar wie Tyrannen. Die Caraiben, da sie diese nicht mit offenbarer Gewalt überwältigen konnten, griffen zu einem Mittel, welches die Schwäche allezeit wider die Unterdrückung eingiebt, nämlich, alle die umzubringen, die sie von den andern entfernt und ohne Vertheidigung antreffen würden. Die Truppen, die man zur Unterstützung der Kolonie bey ihrem Anfange schickte, sahen nichts Sicherers, nichts Bequemers vor sich, als die Eingebornen des Landes völlig auszurotten. Der Rest von den Unglücklichen, die sie ausgerottet hatten, floh auf einen steilen Felsen, und wollte sich lieber lebendig von der Spitze desselben herabstürzen, als in die Hände eines unversöhnlichen Feindes fallen. Die Franzosen nennten diesen Felsen frostig die Springerhöhe; ein Name, der sich noch erhält.

Ein geiziger, gewaltthätiger, unbiegsamer Gouverneur bezahlte sie für so viele Grausamkeiten, wie sie es verdienten. Der größte Theil der Kolonisten, die durch seine Tyrannei zum Aufstand bewegt wurden, flüchtete nach Martinique; und die, welche unter seiner Botmäßigkeit geblieben waren, verdammten ihn zum Tode. In dem ganzen Gerichtshof, worinnen man diesem Böswichte den Proceß machte, konnte ein einziger Mensch, mit Namen Archangeli, schreiben. Ein Hufschmied führte die Untersuchung. Anstatt der Unterschrift hatte er ein Hufeisen zum Siegel, um welches Archangeli, der den Schreiber machte, sehr großmüthig schrieb: Siegel des Herrn de la Brie, Geheimden Referendarius.

Man befürchtete ohne Zweifel, daß der französische Hof ein so außerordentliches Gerichte nicht bestätigen würde, welches sich ganz unerhörter Formalitäten bedient hatte, die jedoch von der gesunden

Vernunft eingegeben waren. Der größte Theil von den Richtern des Verbrechers, und von den Zeugen der Hinrichtung, verschwand aus Granada. Nur diejenigen blieben zurück, die sich wegen ihrer Niedrigkeit der Nachforschung der Gesetze entziehen konnten. Das Verzeichniß vom Jahre 1700 bezeuget, daß auf dieser Insel nicht mehr waren, als 251 Weiße, 52 Wilde oder indianische Freie, und 525 Sklaven. Die nützlichen Thiere schränkten sich ein auf 64 Pferde, und 569 Stück Hornvieh. Der ganze Anbau bestund in 3 Zucker-, und zwei und funfzig Indigoplantationen.

Alles veränderte sich gegen das Jahr 1714, und diese Veränderung war ein Werk von Martinique. Diese Insel legte damals den Grund zu einem Glanze, der alle Nationen in Erstaunen setzen sollte. Sie schickte nach Frankreich unermeßliche Produkte, wofür sie mit den kostbarsten Waaren bezahlet wurde. Das Vorzüglichste, was sie erhalten hatte, führete sie nach den spanischen Küsten. Ihre Schiffe landeten auf ihrem Wege bey Granada, um hier Erfrischungen einzunehmen. Die handelnden Freibeuter, die sich mit dieser Schifffahrt beschäftigten, lehrten diese Insel das Geheimniß ihrer Fruchtbarkeit. Ihr Boden brauchte nur nutzbar gemacht zu werden. Das Kommerz macht alles leicht. Etliche Negocianten lieferten ihr Sklaven und Geräthe, um die Zuckerplantationen zu erheben. Es entstund eine Berechnung unter diesen beiden Kolonien. Granada befreiete sich bald durch seine reiche Produkte; und die ganze Zahlung sollte zu Ende gehen, als der Krieg im Jahr 1744, der die Verbindung der beiden Inseln unterbrach, zu gleicher Zeit den Fortgang der Zuckerkultur hemmete. Man ersetzte sie hier durch den Kaffeebau, der während den Feindselgkeiten

ten mit allem Eifer und Stärke getrieben wurde, welchen die Arbeitsamkeit nur eingeben kann *).

Der Friede vom Jahr 1748 erweckte wieder alle Quellen und Arbeiten. Im Jahr 1753 schloß Granada in seinem Schoos 1262 Weiße, 175 schwarze Freie, und 11,991 Sklaven; und 2298 Pferde oder Maulthiere, 2456 Stück Hornvieh, 3278 Schaafe, 902 Ziegen, 331 Schweine, machten seine Heerden aus. Es bauete 83 Zuckerplantationen, 2,725,600 Fuß Landes von Kaffee, 150,300 von Cacao, und 800 von Baumwolle. Seine Lebensmittel bestunden in 5,740,450 Graben mit Manioc, 933,596 Bananiers, 143 Viertel Landes mit Ignamen und Pataten. Die Kolonie machte schnelle Progressen, die der Vortrefflichkeit ihres Bodens gleich kamen. Die hartnäckigen Fieber und die Wassersucht, die seit dreißig Jahren die Menschen immer mehr wegrafften, je mehr man die Bäume umschlug, würden ohne Zweifel mit dem völligen Urbarmachen des Bodens zugleich nachgelassen haben, bey welchem der Kolonist den Tod fand, indem er das Leben dabei suchte. Allein Frankreich hat seine Hoffnung und seine Vortheile verloren. Es wird niemals die

*) Zu Ende der Unruhen bestund die Bevölkerung von Granada in 1142 Weißen, 189 indianischen oder schwarzen Freien, 8700 Sklaven; und 2002 Pferde oder Maulthiere, 3483 Stück Hornvieh, 5112 Schaafe oder Ziegen, 1351 Schweine machten seine Viehheerden aus. Seine Anbauungen waren 161,200 Fuß Landes von Cacao, 1,680,070 von Kaffee, und 83 Zuckerplantationen; es hatte zu seinen Lebensmitteln 116 Viertel Landes von Pataten und Ignamen, 1,963,330 Fuß von Bananen, und 3,860,050 Graben von Manioc. Der Indigo war ganz gefallen. Auch nicht ein Fußtapfe von diesem alten Produkte der Kolonie war mehr übrig.

Schätze genießen, welche es von Granada ziehen könnte. Allzusehr verdiente Unglücksfälle haben ihre späte Vorsichtigkeit vergeblich gemacht. Jene Hitze, sie vor der Zeit und ohne Maas zu genießen; diese Krankheit, welche die Regierung einer Nation überwältiget hat, die wohl würdig ist, daß sie von ihren Herren geliebet werde; jene Verschwendung, die ärndtet, wenn sie säen sollte, die mit der einen Hand das Vergangne, mit der andern das Zukünftige niederdrückt, welche die Quellen der Reichthümer dadurch austrocknet und verschlinget, daß sie die Einkünfte vorher wegnimmt; jene Unordnung, welche aus Bedürfnissen entsteht, darein der Mangel an Grundsätzen und Erfahrung allezeit einen Staat versenket, der nur Macht ohne Absicht, Vortheile ohne kluge Anwendung derselben besitzet; jene Anarchie, die bey dem Ruder des Staats herrschet, die Uebereilung, die Betrüglichkeit der Untergeordneten, das Laster, oder der Mangel an Entwürfen; auf der einen Seite, die Verwegenheit, alles unbestraft zu thun, auf der andern die Furcht zu reden, so gar für das gemeine Beste zu reden: dieser Zusammenfluß von Uebeln, die sich in der Entfernung verbinden, hat gemacht, daß Granada in die Hände der Engländer gekommen ist, die diese Eroberung durch den Traktat von 1763 besitzen. Aber auf wie lange? Und solls unwiederbringlich seyn?

England hat hier keinen glücklichen Anfang gemacht. In der ersten Hitze über eine Besitzung von der man im voraus die größte Vorstellung sich machte, eilte ein Jeder, hier Wohnplätze zu erhalten. Sie sind weit über ihren wahren Werth verkaufet worden. Diese Phantasie, bey welcher man die alten Kolonisten, die an das Klima gewöhnt waren, aus der Insel vertrieb, machte, daß auf fünf bis

sechs

sechs und dreißig tausend Livres aus England giengen. Auf diese Unvorsichtigkeit folgte eine andere. Die neuen Besitzer, die ohne Zweifel durch den Nationalstolz verblendet wurden, setzten neue Methoden an die Stelle derer, welchen ihre Vorgänger gefolget waren. Sie wollten die Lebensart der Sklaven ändern. Da diese selbst wegen ihrer Unwissenheit stärker ihren Gewohnheiten anhiengen, als andere Menschen, so empörten sich die Schwarzen. Man mußte Truppen marschiren lassen, und Blut vergießen. Die ganze Kolonie ward mit Argwohn erfüllet. Die Herren, die in die Nothwendigkeit, Gewalt zu brauchen, waren gesetzt worden, befürchteten, in ihren Plantationen verbrannt oder ermordet zu werden. Die Arbeit gieng langsam, ja sie blieb gar liegen. Endlich ist die Ruhe wieder hergestellt worden. Man hat die Anzahl der Sklaven auf vierzig tausend gebracht, und die Produkte sind dreimal höher gestiegen, als sie unter der französischen Herrschaft waren.

Die Kulturen werden sich auch noch vermehren durch die Nachbarschaft von zwölf Inseln, unter dem Namen der Grenadinen, die von der Kolonie abhangen. Sie haben drei bis acht Meilen im Umkreise. Man siehet hier keine Wasserbäche laufen. Die Luft ist hier rein. Die Erde, die bloß mit durchsichtigem Gebüsche bedeckt ist, ist nicht vor den Stralen der Sonne bewahret worden; sie dünstet also nicht so tödtlich aus, daß sie dem Leben der Anbauer nachtheilig wäre.

Kariaku, die einzige von diesen Inseln, welche die Franzosen besetzet hatten, wurde anfänglich von einigen Fischern besucht, welche nach Schildkröten ausgiengen, und die sich bey der Muße, welche ihnen ihre so leichte Handthierung zuweilen gönnte, mit dem

Anbau derselben beschäftigten. Mit der Zeit ward ihre kleine Anzahl durch die Einwohner von Guadalupe vermehret, die, weil sie ihre Plantationen durch eine besondere Art von Ameisen zerstöret sahen, ihren Fleiß auf Kariaku wendeten. Er blühete unter dem Schatten der Freiheit. Sie versammelten daselbst auf zwölfhundert Sklaven, von welchen sie eine Einnahme von vier bis fünfhundert tausend Livres aus der Baumwolle zogen.

Die andern Grenadinen versprechen nicht so viel Vortheile. Indessen hat man angefangen, Zucker daselbst zu bauen. Er ist vornehmlich zu Bekuya wohl gerathen, welche die größte und fruchtbarste von diesen Inseln ist; sie ist nicht über zwo Meilen von St. Vincent entfernt.

Die Engländer nehmen St. Vincent in Besitz. Gewohnheiten der auf dieser Insel gefundenen Wilden.

Da die Engländer und Franzosen, welche seit einigen Jahren die Inseln unter dem Winde verheerten, im Jahr 1660 den Pflanzörtern, zu welchen man bisher nur den Grund gelegt hatte, einen dauerhaften Bestand geben wollten, so wurden sie mit einander einig, daß Dominigo und St. Vincent den Caraiben eigen bleiben sollten. Einige von diesen Wilden, die bis auf diesen Augenblick zerstreuet lebten, suchten ihre Freistädte auf der erstern, und die größte Anzahl auf der andern. Hier lebten diese stillen, sanftmüthigen Menschen als Freunde des Friedens und der Ruhe, mitten in den Wäldern, in abgetheilten Familien, unter der Anführung eines Alten, den sein Alter allein in der Regierung unterrichtet, und dazu berufen hatte. Das Regiment kam nach und nach an alle Familien, in welchen der Aelteste allezeit König, d. i. Führer und Vater der Nation war. Diese unwissende Wilden kannten die erhabene Kunst nicht, die Menschen durch Gewalt der Waffen zu unterjochen und zu beherrschen; die

Ein-

Einwohner eines Landes zu erwürgen, um ihr Land ungehindert zu besitzen, dem Ueberwinder das Eigenthum davon zu versichern, und dem Ueberwundenen die Bestellung des eroberten Ackers aufzubürden; und über lang oder kurz beide ihrer Rechte und Vortheile durch willkührliche Steuern zu berauben.

Die Bevölkerung dieser Kinder der Natur wuchs auf einmal durch einen Haufen Afrikaner, dessen Ursprung man nicht genau hat erfahren können. Ein Schiff, sagt man, welches Schwarze führte, um sie zu verkaufen, strandete zu St. Vincent; und die Sklaven, die dem Schiffbruche entgangen waren, wurden, wie Brüder, von den Wilden daselbst aufgenommen. Andere geben vor, diese Schwarzen wären Flüchtlinge, die von den Plantationen der benachbarten Kolonien entlaufen gewesen. Eine dritte Tradition will, daß dieß fremde Blut von den Schwarzen herkomme, welche die Caraiben den Spaniern in den ersten Kriegen dieser Europäer mit den Indianern entrissen. Wenn man hierinne dem Dütertre glaubt, welcher der älteste Geschichtschreiber der Antillen ist, so schonten diese schrecklichen Wilden, die gegen ihre Herren unbarmherzig waren, der Gefangenen, führten sie in ihre Wohnungen, und schenkten ihnen ihre Freiheit, damit sie des Lebens, d. i. des Himmels und der Erde, mit einem Worte, der Güter der Natur, welche kein Mensch dem andern rauben oder versagen soll, genießen könnten.

Noch nicht genug. Die Herren der Insel gaben diesen Fremdlingen ihre Töchter zu Weibern, was für ein Ohngefähr sie auch dahin geführt haben mochte. Das Geschlecht, das aus dieser Mischung erzeuget wurde, machte eine Generation aus, welche man die schwarzen Caraiben nannte. Sie haben mehr von der ursprünglichen Farbe ihrer Väter, als

von der Mittelfarbe ihrer Mütter behalten. Der rothe Caraibe ist von kleiner Statur; der schwarze Caraibe hingegen ist groß, stark; und diese Race, die doppelt wild ist, redet mit einer Heftigkeit, die vom Zorne herzurühren scheint.

Indessen erregte die Zeit Ungewitter unter diesen beiden Nationen; dieß wurde in Martinique bemerkt. Man entschloß sich, dieses Misverständniß zu nützen, um sich über den Trümmern der einen oder der andern Parthei zu erheben. Zum Vorwand brauchte man, die schwarzen Caraiben hätten den entlaufnen Sklaven von den französischen Inseln Zuflucht bey sich verstattet. Betrug bringt nichts als Ungerechtigkeit hervor. Man griff die ohne Ursache an, die man mit Unrecht anklagte. Aber das wenige Volk, das man zu dieser Expedition gebrauchte; die Eifersucht der Anführer, die man dazu erwählet hatte; der Abfall der rothen Caraiben, welche wider ihre Mitbuhler die Hülfe nicht leisten wollten, die sie allzugefährlichen Alliirten versprochen hatten; die Schwierigkeit der Nahrungsmittel; die Unmöglichkeit Feinden beizukommen, die in Wäldern und Gebürgen verborgen sind: alles kam zusammen, ein Unternehmen scheitern zu machen, das eben so unüberlegt, als gewaltthätig war. Man mußte sich wieder einschiffen, nachdem man viel nützliche Menschen verloren hatte; aber obgleich die Wilden gesiegt hatten, so verhinderte sie dieses doch nicht, daß sie Frieden verlangten, und um denselben baten. Sie luden selbst die Franzosen ein, mit ihnen zu leben, und schworen ihnen eine aufrichtige Freundschaft, eine ununterbrochene Einigkeit. Dieser Antrag ward angenommen, und man sah seit dem folgenden Jahre, welches das Jahr 1719 war, daß viele Bewohner von Martinique sich zu St. Vincent niederließen.

Die

Die Erstern baueten sich friedlich an, nicht allein mit Einwilligung, sondern auch unter dem Beistand der rothen Caraiben. Dieser glückliche Fortgang lockte andre Kolonisten nach, die entweder aus Eifersucht, oder aus andern Gründen, die Wilden ein betrübtes Geheimniß lehrten. Dieses Volk, welches sonst kein Eigenthum, als das Eigenthum seiner Früchte kannte, weil diese die Belohnung der Arbeit sind, wunderte sich zu hören, daß man auch das Erdreich verkaufen könnte, von dem es bisher geglaubt hatte, daß es allen Menschen gehöre. Diese Entdeckung brachte ihm die Meßruthe in die Hand. Es setzte Gränzen feste; und von diesem Augenblick an war Friede und Glückseligkeit von dieser Insel vertrieben. Die Theilung der Ländereien brachte die Zertheilung der Gemüther mit sich. Das sind die Ursachen von der Veränderung, welche dem Geiste des Eigenthums nachfolgt.

Nachdem die Franzosen zu St. Vincent angekommen waren, brachten sie Sklaven mit, um durch diese das Land urbar zu machen und anzubauen. Die schwarzen Caraiben, die sich dadurch für erniedriget hielten, und bestürzt waren, daß sie Menschen glichen, welche die Sklaverei verächtlich machte, befürchteten, man möchte in Zukunft ihre Farbe, die ihren Ursprung verrieth, misbrauchen, sie an eben dieses Joch zu fesseln; sie flüchteten daher in die tiefsten dicksten Wälder. Um sich nun ein Unterscheidungszeichen auf immer einzuprägen, welches das Zeichen ihrer Unabhängigkeit wäre, drückten sie ihren Kindern die Stirne ein, sobald sie auf die Welt kamen. Die Männer und Weiber aber, deren Kopf sich nicht in diese fremde Form beugen ließ, hatten nicht das Herz, sich ohne dieß unauslöschliche und sichtbare Zeichen der Freiheit sehen zu lassen. Das

folgende Geschlecht schien ein neues Volk zu seyn. Die Caraiben mit der platten Stirne, alle beinahe von gleichem Alter, groß, wohlgebauet, muthig und wild, kamen an die Küsten, um Hütten zu pflanzen.

Sobald sie den Werth kannten, den die Europäer auf das Land setzten, das sie bewohnten, so verlangten sie auch, wie die übrigen Insulaner, Antheil daran zu nehmen. Man besänftigte anfänglich diese erste Empfindung der Habsucht durch Geschenke von Branntewein, und einigen Säbeln. Aber sie waren mit diesen Waffen nicht zufrieden; sie verlangten bald darauf Flinten, wie die rothen Caraiben erhalten hatten. Hernach wollten sie ihren Antheil von dem Werthe aller Ländereien, die man in Zukunft verkaufen würde, und von den Früchten aller schon verkauften Ländereien haben. Da man es ihnen versagte, sie an dieser brüderlichen Theilung Theil nehmen zu lassen, so wurden sie dadurch aufgebracht, sonderten sich in eine besondere Zunft ab, schworen, daß sie sich mit den rothen Caraiben nicht mehr verbinden wollten, erwählten ein Oberhaupt über sich, und fiengen den Krieg an.

Die Zahl der Streitenden mochte vielleicht auf beiden Seiten gleich seyn; aber ihre Macht war nicht gleich. Die schwarzen Caraiben hatten über die rothen alle das Uebergewicht, welches Fleiß, Tapferkeit und Kühnheit sehr bald über Schwachheit des Temperaments und Furchtsamkeit des Charakters gewinnt. Indessen machte der Geist der Billigkeit, der den wilden Menschen nie verläßt, daß der Ueberwinder einwilligte, mit dem Ueberwundenen die Gegend der Insel, die unter dem Winde liegt, zu theilen. Das war die einzige, über welche beide Theile eifersüchtig waren, weil sie ihnen die Geschenke der Franzosen zuzog.

Der

Der schwarze Caraibe gewann nichts bey dem Vertrage, den er selbst angeboten hatte. Die neuen Anbauer, welche auf der Insel landeten, begaben sich alle nach dem Theile, der ihren Nebenbuhler gehörte, um sich daselbst niederzulassen, weil an dieser Küste leichter zu landen war. Dieser Vorzug fachte den Haß, der ohnehin noch nicht völlig ausgelöscht war, aufs neue an. Das Gefechte gieng wieder an. Die Rothen, die allezeit geschlagen wurden, zogen sich nach dem Winde der Insel zurück. Viele begaben sich auf ihre Schiffe, um sich nach dem festen Lande zu wenden, oder nach Tabago zu fliehen. Die Wenigen, die zurückblieben, lebten von den Schwarzen abgesondert.

Diese hingegen, als Eroberer und Herren von der ganzen Küste unter dem Winde, verlangten von den Europäern, daß sie aufs neue das Land kaufen sollten, das sie schon bezahlet hatten. Ein Franzose wollte seinen Kaufkontrakt vorzeigen, den er mit einem rothen Caraiben aufgerichtet hatte. Ein schwarzer Caraibe aber sagte zu ihm: Ich weis zwar nicht, was dein Papier sagen will; aber lies nur das, was auf meinem Pfeile stehet. Du siehest darauf solche Charakters, die dich nicht zweifeln lassen, daß, woferne du mir das nicht giebst, was ich verlange, ich noch diesen Abend deine Wohnung verbrennen werde. So redete ein Volk, das nicht lesen gelernt hatte, mit denen, die Schriften aufsetzen konnten. Es bediente sich des Rechts der Macht mit eben so vieler Zuversicht, und mit eben so wenig Bedenken, als wenn es das göttliche, politische und Civilrecht gekannt hätte.

Die Zeit, welche das Verfahren und das Interesse verändert, machte diesen Räckereien ein Ende. Die Franzosen waren ohnstreitig an ihrer Seite die

stärksten,

stärksten. Sie brachten ihre Zeit nicht mehr damit zu, daß sie Geflügel aufzogen, Hülsenfrüchte, Manioc, Korn und Tabak anbauten, um diese Dinge in Martinique zu verkaufen. In weniger als zwanzig Jahren beschäftigten weit beträchtlichere Kulturen achthundert Weiße und dreitausend Schwarze. Der jährliche Absatz der neuen Waaren stieg auf funfzehnhunderttausend Franken. In dieser Verfassung befand sich die Insel St. Vincent, als sie unter die engländische Bothmäßigkeit fiel. Sie gerieth in dieselbe durch den Vertrag von 1763.

Die Franzosen, welche dieses Land, das zu allen Zeiten ungebaut gelegen, zuerst urbar gemacht, hatten über das Eigenthum desselben gar keinen Zweifel. Sie besaßen dasselbe von den ursprünglichen Bewohnern dieser Insel, welche vielleicht über ein Land hätten disponiren können, das ihnen die Natur gegeben hatte. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als man ihnen ankündigte, daß Großbritannien, welches weder mit ihnen, noch mit den Caraiben traktiret hatte, dennoch glaubte, daß es nach den in Europa angenommenen Grundsätzen berechtiget sey, sie zu berauben, und daß sie wenigstens ihre Felder, die sie mit ihrem Schweiße benetzet hatten, aufs neue an sich kaufen müßten! Vergeblich schrieen sie wider eine Unterdrückung, die dem Naturgesetze, und selbst dem Rechte der Nationen, so entgegen war. Ihre Klagen wurden nicht angehört. Die Häupter der Kolonie unterstunden sich nicht, den Befehl ihres Vaterlandes zu suspendiren, welches ihnen ohne Unterschied den Verkauf aller Ländereien vorgeschrieben hatte. Das Parlement stellte sich vor, daß es durch dieses schwache Mittel die Leere erfüllen könnte, welche die Unkosten des Krieges in dem Fiskus der Nation zurückgelassen hatte. Doch dieser Endzweck

ward

ward nicht erfüllet. Eitle Formalitäten nahmen beinahe 1,575,000 Livres von der Summe weg, welche die Concessionen in den drei sogenannten neutralen Inseln eingebracht hatten. Wenn auch jener Grundsatz der Europäer, jener falsche und barbarische Grundsatz, nach welchem die von den Wilden bewohnten Länder für vacant gehalten werden, von den Engländern hätte verworfen werden können, die denselben, nach dem Beispiel der Spanier, so oft zur gewaltsamen Eroberung gemisbraucht hatten; wenn auch die Franzosen kein Recht gehabt hätten, das zu kaufen, wozu sie zum wenigsten das Recht hatten, es zu rauben; wenn sie auch durch ihre Arbeit nicht rechtmäßiger Weise die Länder erlangt hatten, die sie durch ihre gemachten Geschenke besaßen; endlich, wenn auch der öffentliche Schatz von England, der durch einen vielleicht ungerechten Krieg erschöpfet war, durch Beraubungen im Frieden sich hätte wieder füllen, und von diesen unrechtmäßigen Verkaufungen profitiren müssen: so war es doch wider sein Interesse und seine ökonomischen Grundsätze, daß es auf diese Art arbeitsame Leute drückte, welche den Fortgang einer Kolonie befördern konnten, die sie zu gründen gewußt hatten.

Allein die Härte der neuen Herrschaft verjagte sie. Einige giengen nach St. Martin, Andere nach Maria-Galante, nach Guadalupe, nach Martinique. Der größte Theil begab sich nach St. Lucie, welche Insel man dadurch zu bevölkern anfieng, daß man denen, welche es bearbeiten wollten, umsonst ganze Striche Landes gab. Alle nahmen ihre Sklaven mit sich. Indessen war die Auswanderung doch nicht allgemein. Einige Franzosen, die an ihren Verwandten nicht zu sehr hiengen, die in ein Vaterland, das sie, so zu sagen, verlassen hatte, weniger

verliebt

verliebt waren, wollten lieber unter dem Joche des Ueberwinders in einem fruchtbaren Lande bleiben, in welches sie das Glück geworfen hatte. Nach der ersten Empfindung des Misvergnügens zeigte ihnen ihre Ueberlegung, daß sie noch mehr gewönnen, wenn sie das Land, das sie schon besäßen, wieder kauften, als wenn sie sich in neuen Gegenden niederlassen wollten, wo ihnen Grund und Boden nichts kostete.

Ihr Glück, das eigentlich niemals einen festen Grund gehabt hatte, muß sich unter dem Schatten der engländischen Regierung befestigen und ausbreiten. Die Insel, welche sie mit ihren neuen Mitbürgern theilen, verspricht nicht viel Baumwolle, aber für den Roku un Cacao ist sie sehr vortheilhaft. Vor der Eroberung sammlete man hier drei Millionen Pfund Kaffee; und man könnte diesen Anbau leicht sehr ansehnlich vermehren, wenn die Engländer nicht ihre ganze Begierde auf den Zuckerbau wendeten. Der Theil von St. Vincent, in dem sie sich niedergelassen haben, und der unter dem Winde ist, lieferte ihnen dessen nur wenig, weil er sehr uneben und gebürgig ist. Diese Ueberlegung hat verursacht, daß sie auch die Ebenen zu besetzen suchten, welche im Winde sind. Die Caraiben, die sich dahin geflüchtet hatten, haben sich geweigert, dieselben zu verlassen, und haben die Waffen ergriffen, um sie davon zu verdrängen. Ob sie sich aber gleich mit Herzhaftigkeit vertheidigen, so werden sie doch früher oder später endlich den Blitzen der europäischen Tyrannei unterliegen müssen. Der Himmel gebe, daß das Kriegsfeuer sich nicht bis nach Domingo erstrecke!

Die Engländer lassen sich auf Domingo nieder. Zweck dieses Pflanzvolks.

Dieß ist eine Insel, die etwas größer ist, als St. Vincent. Mitten in ihrem Umkreise, welcher dreizehn Meilen in der Länge, und aufs höchste neun Meilen in der Breite begreift, sind unersteigliche Gebürge,

bürge, welche sehr zahlreiche Bäche mit einem vortrefflichen Wasser auf ein fruchtbares, doch ungleiches Land herabsenken.

Dieses Land wurde von seinen eigenen Kindern bewohnet. Im Jahr 1732 fand man daselbst 938 Caraiben, die in zwei und dreißig Hütten verbreitet waren. Dreihundert neun und vierzig Franzosen besetzten einen Theil der Küste, den ihnen die Wilden überlassen hatten. Diese Europäer hatten zu Werkzeugen oder vielmehr zu Gehülfen ihrer Kultur nur 23 freie Mulaten, und 338 Sklaven. Alle beschäftigten sich nur, Geflügel aufzuziehen, Eßwaaren für Martinique zu erbauen, und 72,200 Fuß Landes Baumwolle zu warten. Nun kam der Kaffee, um die Masse dieser schwachen Produkte zu bereichern. Endlich beim Frieden vom Jahr 1763, der die Insel zu einer engländischen Besitzung machte, zählte sie 600 Weiße und 2000 Schwarze.

Seit dem Ende des letztern Jahrhunderts hatte Großbritannien, das nach der Herrschaft auf dem Meere strebte, so wie es Frankreich beschuldigte, daß es nach einer Universalmonarchie auf dem festen Lande trachtete, für Domingo eben den Eifer bewiesen, welchen es in den letztern Unterhandlungen bezeugte, wo ihm der Sieg das Recht gab, alles auszulesen. Es suchte sie nicht zur Kultur des Kaffee, der Baumwolle, und des Cacao, welche es doch selbst über seine Erwartung daselbst vermehren könnte; es beneidete sie nicht wegen des Zuckers, dessen es selbst mit der Zeit nicht mehr als drei bis vier tausend Fässer jährlich erwarten darf. Ein weit größerer Gegenstand, als Kulturen anzulegen, zeigte sich seiner politischen Aussicht von ferne.

England wollte die Waaren der französischen Kolonien nach Domingo ziehen, um den Handel damit selbst zu treiben. So lange bis die Nation, deren Glück mit ihrem Ruhme gesunken ist, alle ihre Thätigkeit wieder angenommen hat, bis sie mit der Macht ihrer Marine auf einige Art den Werth ihrer Produkte bestimmen und verhindern kann, daß selbige nicht aus ihren Pflanzörtern durch die falschen Wege des Schleichhandels gehen; bis auf diesen glücklichen Augenblick wird das Interesse der französischen Anbauer, und der engländischen Negocianten, alle die Dämme durchreißen, welche ihnen die Gewalt des Hofs zu Versailles entgegensetzen möchte. Diese Communication wird sich durch die Vermittlung der alten Kolonisten erhalten, welche zu Domingo geblieben sind, obgleich die neue Regierung sie eben so ungerechter Weise gedrückt hat, wie die von St. Vincent. Doch diese Härte ist nicht die einzige, welche sie der engländischen Regierung vorwerfen können. Da sie alle Häfen der Insel frei gemacht hat, so hat sie doch jeden Kopf eines Schwarzen, den man daselbst einführen würde, mit einer Steuer von 33 Livres 15 Sols belegt. Man hat sogar die Unvorsichtigkeit dieser fiskalischen Habsucht so weit getrieben, daß man sich noch vor dem Verkauf einen Theil dieses thörigten Imposts bezahlen läßt. So müssen die Schiffe, die von Guinea kommen, Geld nach Domingo bringen, oder um einen unmäßigen Preis es daselbst borgen. Dieses muß sie nothwendig von dieser Insel entfernen, oder einen Handelszweig theurer machen, dessen ganzer Handel, der die Menschlichkeit erniedriget, ohnehin für den Geiz nur allzukostbar ist.

Der große Vortheil der Engländer von dieser Insel besteht darinne, daß sie zwischen Guadalupe und Martinique, und zwar von beiden Inseln sehr wenig

wenig entfernt liegt. Dann dadurch droht sie der Sicherheit von Beiden. Ihre sichern und bequemen Häfen schaffen den Kapers und Flotten der Mutterinsel Gelegenheit, ohne etwas dabey zu wagen, die Schifffahrt von Frankreich nach seinen Kolonien zu hemmen, ja selbst die Communication jener beiden Inseln mit einander zu trennen. Es scheint, als wenn sich England durch den Frieden aller der Durchgänge und aller Oerter, die im Krieg vortheilhaft liegen, bemächtiget habe. Wir wollen seine Besitzungen zusammenrechnen. Bey einer Seemacht, die Handlung treibt, die Kolonien schätzen, heißt, ihre Macht berechnen.

Gegenwärtiger Zustand der engländischen Inseln.

Die Anzahl der Sklaven, welche die engländischen Inseln anbauen, beläuft sich auf zweimal hundert und dreißig tausend; ihre Arbeit aber bringet nicht so viel Waaren hervor, als eine gleiche Bevölkerung in den französischen Kolonien. Dieser Unterschied kann auf drei Ursachen beruhen. Der Boden der brittischen Besitzungen ist von Natur geringer, und durch viele Jahre seiner Kultur schon zu sehr genutzt. Die Sorge für die Wohnplätze wird gemeiniglich Miethlingen überlassen, Leuten, die nicht so arbeitsam, nicht so verständig, nicht so ökonomisch sind, als Eigenthümer. Die Benutzung des Erdreichs, und die Mittel immer wieder etwas darauf hervorzubringen, haben da nicht genugsame Vollkommenheit erhalten.

Die Bevölkerung der Weißen, die sich in den französischen Kolonien gegen die Schwarzen, wie eins zu sechse verhält, verhält sich in den engländischen Besitzungen nur wie eins gegen eilfe. Dieß kommt daher, weil in den engländischen Inseln nur das Land gebauet wird, da hingegen in den französischen Inseln, nebst der Anbauung des Landes, auch

Handel getrieben wird. Aus diesen beiderlei Ursachen muß indessen Barbados, welches Sklavenhandel treibet, und Jamaika, welches einen Schleichhandel mit den spanischen Küsten aufgerichtet hat, vergleichungsweise eine weit zahlreichere Bevölkerung von Weißen haben, als die andern Besitzungen, die von eben der Regierung abhangen.

Diese Ungleichheit zwischen den Weißen und Schwarzen ist in den engländischen Kolonien nicht zu allen Zeiten einerlei gewesen. Sie faßten sonst eine große Anzahl Europäer in sich; diese aber sind verschwunden, so wie sich die kleinen Kulturen verringert haben, und der Raum, den sie einnahmen, zum Zuckerbau verwendet wurde, der ein sehr weitläuftiges Gebiete verlangt. Man hat bemerkt, daß sie allmählich nach den neuen Inseln flüchteten, in das mitternächtliche Amerika sich zogen, oder nach ihrem Vaterlande zurückkehrten. Es fehlte zwar in England jezt keinesweges an so viel dürftigen Leuten, die keine Arbeit hatten, wie in den erstern Zeiten der Auswanderung aus Europa nach Amerika, daß man jene wohl damit hätte ersetzen können; aber jener unternehmende Geist, der sich bey der Neuheit des Gegenstandes und bey dem Zusammenfluß der Umstände entwickelte, war erloschen, und konnte durch die Kolonisten nicht erhalten werden. Vergeblich haben die Gesetze verordnet, daß jeder Eigenthümer in seinem Wohnplatze eine proportionirte Anzahl von Weißen gegen die Anzahl der Schwarzen halten sollte. Dergleichen Befehle haben keine Kraft. Man setzt sich lieber der Gefahr aus, die heut zu Tage selten und nicht sonderlich ist, eine geringe Geldstrafe zu bezahlen, als daß man eine Verordnung befolgen sollte, bey welcher der Gehorsam mehr kostet, als die Strafe für die Uebertretung. Doch der Mangel

in

in der Zahl der Weißen wird durch die Vortheile ersetzet, die diese von jenen unterscheiden.

Alle diejenigen, welche die engländischen Inseln bewohnen, sind in Regimenter getheilt. Diese Unterwürfigkeit, die sie weder dem Eigensinn eines Gouverneurs aussetzt, noch dem beleidigenden Stolze regulirter Truppen bloß stellt, ist für Niemand erniedrigend oder anstößig. Ist diese Miliz in Ansehung der Kriegszucht schlechter als die europäischen Soldaten, so übertrifft sie hingegen diese weit in ihrem Muth und ihrer Herzhaftigkeit. Sollte sie nicht stark genug seyn, einen Feind, dessen ganze Regierungsart militärisch ist, abzuhalten, so würde sie doch die vaterländische Insel der Sorge überheben, mit vielen Kosten und unübersehlicher Gefahr Truppen dahin zu schicken, davon der meiste Theil umkäme, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Indessen reicht diese Miliz der Kolonien kaum zu, die Schwarzen im Zaum zu halten, welche sehr geneigt sind, wider das engländische Joch sich aufzulehnen. Denn es scheint, daß die Sklaverei bey freien Nationen desto härter sey, je ungerechter und seltner sie ist. Das ist also der Weg, den der Mensch zur Unabhängigkeit nimmt. Hat er das Joch abgeworfen, so will er es wieder Andern auflegen; und das Herz, das die Sklaverei am ungeduldigsten erträgt, verliebt sich am meisten in die Herrschsucht.

Obgleich Großbritannien niemals eigentlichen Impost in seinen Kolonien angelegt hat, so sind sie doch mit Taxen mehr beschweret, als in irgend einer nicht so gemäßigten Regierung. Da man sie ihren eigenen Kräften überließ, mußten sie in sich selbst Hülfsmittel wider die Unglücksfälle finden, welche auf die großen Bewegungen der Natur gefolgt sind,

die in diesem Himmelsstriche so häufig sind. Sie mußten die Unfälle des Krieges heilen, und für ihre Vertheidigung sorgen. Die Festungswerke, die sie aufgerichtet haben, zogen ihnen zwar freiwillige Anlagen zu, die aber sehr häufig und wegen der Schulden, welche sie machen mußten, sehr schädlich waren. Die bürgerliche Regierung ist hier allezeit sehr kostbar gewesen, ob dieß gleich in einem offenbaren Widerspruch mit dem republikanischen Geiste steht, der ein ökonomischer und uninteressirter Geist ist; und die öffentlichen Angelegenheiten haben niemals anders, als durchs Geld, einen Fortgang gehabt. Das ist ein unvermeidliches Uebel bey einem Volke, das Handlung treibt. Es mag frei seyn, oder nicht, so liebt und schätzt es nichts mehr, als Reichthum. Da der Durst nach Gold mehr ein Werk der Einbildung, als der Nothdurft ist, so kann man ihn auch nicht mit Schätzen stillen, wie andere Leidenschaften durch ihre Nahrung befriediget werden. Diese sind einzeln, und dauern nur eine Zeitlang; sie streiten entweder wider, oder folgen auf, einander. Die Liebe zum Gold hingegen ernährt und befriediget alle andern, wenigstens treibt sie dieselben höher, wenn sie derselben nöthig hat, durch die Mittel, die sie zu ihrer Sättigung an die Hand giebt. Es giebt keine Angewöhnung, die sich durch die Uebung mehr stärkt, als die Gewohnheit zusammenzuscharren; und es scheint, als würde sie eben so sehr durch das Vergnügen der Eitelkeit, als durch die Beraubung des Geizes gestärkt. Ein reicher Mensch hat allezeit nöthig, seinen Schatz entweder wieder voll zu füllen, oder ihn zu vergrößern. Dieß ist eine beständige Erfahrung, die sich von einzeln Personen bis auf Nationen erstreckt. Seitdem die Handlung ansehnliche Glücksgüter über ganz England ausgebreitet hat, ist die Habsucht die allgemeine und herrschende Triebfeder

daselbst

daselbst worden. Die Mitbürger, die sich mit dieser sehr einträglichen Lebensart nicht haben beschäftigen können oder wollen, haben indessen der Gewinnsucht nicht entsagt, die sowohl die Sitten, als die herrschende Meinung zur Nothwendigkeit machten. Auch dann, wann sie nach Ehrenstellen strebten, suchten sie dadurch Reichthümer. Selbst auf der Bahn der Gesetze und der Tugend die einander wechselsweise suchen und unterstützen müssen, sogar in der Ehre, im Parlement zu sitzen, sahen sie ein Mittel ihr Vermögen zu vergrößern. Damit sie zu Mitgliedern dieser mächtigen Gesellschaft erwählet würden, erschlichen sie durch Bestechungen die Stimmen des Volks, und errötheten alsdenn nicht, eben dieses Volk, das sie selbst erkauft hatten, wieder an den Hof zu verkaufen. Jede Stimme im Parlement war feil. Ein berühmter Minister hatte das Register davon, und rühmte sich desselben zur Schande der Engländer öffentlich. Er sagte, das sey eine Pflicht bey seinem Amte, daß er die Repräsentanten der Nation erkaufte; nicht damit sie wider ihr Gewissen, sondern vielmehr nach demselben votirten. Ach, wo spricht wohl das Gewissen, wenn das Geld geredet hat? Wenn der Kaufmannsgeist in der Hauptinsel die Seuche des Personalinteresse hat ausbreiten können, wie hätte er nicht die Kolonien anstecken sollen, deren Grund und Stütze er ist? Ist es nicht in der That gewiß, daß ein Bürger in dem stolzen Albion, der großmüthig genug wäre, bloß aus Ehrbegierde seinem Vaterlande zu dienen, ein Mann aus einer Welt und einem Jahrhunderte seyn würde, die nicht mehr vorhanden sind? Stolze Insel, möchten sich nur deine Feinde nicht mehr diesem niedrigen Geiste der Gewinnsucht überlassen; du würdest ihnen einst alles wiedergeben müssen, was sie verloren haben!

Indessen, bey aller übertriebenen Größe der Kontributionen und öffentlichen Ausgaben in den engländischen Pflanzörtern, werden doch die Ländereien um einen sehr hohen Preis verkauft. Die Europäer und Amerikaner drängen sich zu diesem Kauf, und diese Konkurrenz macht, daß ihr Werth steiget. Sie werden durch die Gewißheit und Leichtigkeit dazu verleitet, mit welcher sie in ihrem Vaterlande Gelegenheit finden, ihre Waaren abzusetzen, und zwar mit größerm Vortheil, als andere Nationen anderwärts haben können. Ueberdem sind die engländischen Inseln dem Ueberfall und der Verwüstung weniger ausgesetzt, als die Inseln anderer Mächte, die reich an Produkten, aber schwach an Schiffen sind. Die Schifffahrt eines Volks, das für das Meer geboren ist, erhält sich durch ihre eigene Stärke im Kriege sowohl, als im Frieden.

Dieses Volk unterläßt auch nicht, seinen Inseln einen neuen Werth zu verschaffen. Im Jahr 1766 hat es die Abgabe von $4\frac{1}{2}$ pro Cent, welche der Zucker beim Ausgange bezahlen mußte, so wie auch alle übrigen Abgaben, die auf den andern Waaren lagen, aufgehoben. Diese Freiheit ist auch auf die Produkte ausgedehnt worden, welche fremde Inseln in die ihrigen bringen würden. Die Regierung hat noch mehr gethan. Sie hat die Unkosten für die Besatzungen übernommen, welche die neuen Eroberungen decken sollen, Unkosten, die auf 219,427 Livres steigen. So gehet der öffentliche Schatz den Bedürfnissen des Handels entgegen, um das Glück desselben zu vergrößern.

Ihre auswärtigen Verbindungen.

Die Verbindungen der engländischen Inseln sind sehr eingeschränkt. Kein fremdes Schiff landet daselbst an, es sey denn in Jamaika und Domingo, woraus

woraus man im Jahr 1766 Freihafen gemacht hat. Die Strenge der Gesetze hat durch dieses wichtige Verbot der Untreue der Gouverneurs zuvorkommen wollen. Alle Verbindung mit den verschiedenen Nationen in Europa ist ihnen auf beständig untersagt worden; und als man im Jahr 1739 ihnen erlaubte, daß sie ihren Zucker gerade dahin führen sollten, so geschah es mit solchen Einschränkungen, die sie daran verhinderten. Das Interesse von England verlangt, daß man zu seinem Gebrauch oder für seine Handlung alle Waaren der Insel aufbewahre. Und wie theilt man sie?

Diese Kolonien haben niemals Lebensmittel für ihre Einwohner, Weiße und Schwarze hervorgebracht. Es fehlt ihnen an Holz, Thieren und eingesalzenen Fischen. Diese Gegenstände der äußersten Nothwendigkeit sind ihnen von Neuengland verschaft worden, welches wechselsweise von ihnen Branntwein von Zucker, Piment, Ingwer, und wenig andere Waaren, aber viel Syrup bekömmt, den es statt des Zuckers braucht. Niemals ist es ihm erlaubt gewesen, dieses letztere Produkt gerades Wegs zu holen, weil man befürchtete, daß man, weil der Zucker wohlfeil ist, den Syrup aufgeben möchte, und die Inseln dann genöthigt wären, andere Waaren statt der Bezahlung für die zu geben, welche sie aus den nordischen Provinzen zogen. England merkte bald, daß der Zucker, der aus Amerika nach England, und wieder von England nach Amerika zurückgeführt wird, nur wenig Gelegenheit zum Absatz finden würde; aber diese Betrachtung hielt es doch nicht zurück. Seine vornehmste Absicht war nicht, den mitternächtlichen Kolonien ein Produkt zu verkaufen, dessen Absetzung in Europa ihm so leicht ward; es wollte sich besonders des Vertriebs seines Syrups

versichern, und durch dieß Mittel alle reichen Produkte seiner Inseln an sich ziehen. Aber die Maasregeln, die es dieses wichtigen Zwecks theilhaft machen sollten, wurden auf eine besondere Art vereitelt.

Frankreich, das durch glückliche Zufälle zu dem Besitz der reichsten Inseln der neuen Welt gelangt war, hatte, verblendet durch die Unvorsichtigkeit, welche es allezeit in seinem glücklichen Laufe aufgehalten hat, nicht daran gedacht, seinen Syrup und Zuckerbranntwein in die mitternächtlichen Kolonien zu führen. Diese schlechte Staatskunst zog die Einwohner von Neuengland nach den französischen Inseln. Für Mehl, Hülsenfrüchte, Holz, Stockfisch, Thiere, selbst für Geld holten sie daselbst Indigo, Baumwolle, Zucker, welches sie selbst an England heimlich wieder zu verkaufen wußten, und besonders Syrup, den sie völlig konsumirten. Man kann beweisen, daß sie seit dem Jahre 1719 zwanzigtausend Fässer davon ausgeführt haben, und daß im Jahr 1733 diese Schifffahrt dreihundert Schiffe, und beinahe dreitausend Mann Schiffsvolk beschäftigte.

Diese Communication, welche die Kolonien des festen Landes in Ansehung ihrer Bedürfnisse von den engländischen Inseln unabhängig machte, erweckte bey den Kolonien auf den Inseln Klagen. Sie verlangten vom Parlement die Aufhebung einer Handlung, welche, wie sie sagten, dem Besten der Hauptinsel und ihrer Glückseligkeit eben so zuwider wäre, als sie der Aufnahme der französischen Pflanzörter Nutzen verschaffte. Die mitternächtlichen Kolonien antworteten auf ihrer Seite, wenn dieser Weg der Handlung ihnen verschlossen würde, wären sie nicht im Stande, weder ihre Anbauungen fortzusetzen, noch ihr Pelzwerk gehörig zu bearbeiten, noch ihre

Fische-

Fischereien fortzusetzen, noch den Nationalmanufakturen Vertrieb zu verschaffen, noch etwas zu den Reichthümern, der Ehre und der Seemacht ihres Vaterlands mehr beizutragen.

Dieser große Progreß, an welchem fast alle Engländer mehr oder weniger Antheil hatten, erregte die größte Gährung, und brachte eine Menge Schriften hervor, in welche der Partheigeist große Heftigkeit mischte. Indessen muß eine Nation auf diese Art in Ansehung ihres Interesse klug werden. Da sie nun wohl unterrichtet war, so schützte das Parlement, um alle Absichten ihrer ganzen Kolonien in Amerika zu vereinigen, die Bewohner des festen Landes in der Freiheit ihres Handels mit den Franzosen; aber zum Besten der Inseln belegte sie den fremden Syrup mit einer Auflage, welche dem einheimischen den stärksten Vertrieb verschaffen sollte. Diese Abgabe ist sehr oft verändert worden. Die Bewohner der Inseln verlangten im Jahr 1764, daß man dieselbe auf 7 Sols 6 Deniers fürs Maas vermehren sollte. Die aber vom festen Lande wollten nur 3 Sols 9 Deniers bezahlen. Um nun Beiden eine Genüge zu thun, setzte man die Abgabe auf 5 Sols $7\frac{1}{2}$ Deniers. Seit der Zeit hat man sie auf einen Sol $10\frac{1}{2}$ Deniers heruntergesetzt, die man sowohl von dem einheimischen, als fremden Syrup erhebt. Zum Glücke aber für die engländischen Inseln ist der Vertrieb des Syrups und des Zuckerbranntweins so weit in Nordamerika ausgebreitet, und der Vertrieb des Zuckerbranntweins selbst in England, und vornehmlich in Irland so hoch angewachsen, daß es niemals an Gelegenheit gefehlt hat, diese Produkte abzusetzen. So weit geht die Verbindung der engländischen Inseln mit den mitternächtlichen Kolonien. Noch beträchtlicher ist sie mit der Hauptinsel.

Diese liefert ihren Inseln die Kleidung, das Hausgeräthe, die Sklaven. Dieß alles beträgt etwan den zwanzigsten Theil von dem, was sie aus jenen zieht. Die Ursache dieser Ungleichheit beruht darauf, daß der größte Theil von den Eigenthümern dieser ansehnlichen Wohnplätze allezeit in England wohnt, und daß ihre Agenten weder viel Vertrieb anrichten, noch auch anrichten können. Ihr Zustand hat fast eben die Beschaffenheit, wie bey den großen Herren in Europa.

Ein Negociencommissarius ist eine Art von Rentsverwalter, der den Inseln alles das zukommen läßt, was den Wohnplätzen, die er besorgt, nöthig ist. Er giebt denen Befehle, die sie administriren, oder den Aufsehern, die die Kultur dirigiren. Er nimmt bey der Rückkunft derer zu ihnen geschickten Schiffe alle Produkte in Empfang. Er bezahlt alle Wechsel, die wegen eingekaufter Sklaven trassiret werden. Diese Besorgung versichert ihn der Schiffsfracht, des Interesse und der Auszahlung seines vorgestreckten Geldes, ohne noch den Profit von Besorgung des Kaufs und Verkaufs zu rechnen. Sein Posten ist noch vortheilhafter, als der Posten des Eigenthümers selbst.

Obgleich diese Einrichtung von einem ausschliessenden Privilegio unterschieden ist, so hat sie doch alle Unbequemlichkeiten desselben an sich. Denn sie giebt einer kleinen Anzahl Leuten, die Kauffahrtheischiffe haben, die Verwaltung aller Plantationen in die Hände, und versichert sie des Transports aller Waaren, welche sie liefern. Hernach, da sie allein die Fracht besorgen, muß der Preis davon fast immer einerley, das ist, sehr hoch seyn.

Eben

Eben die Art von Monopolium, welches etliche Negocianten in den engländischen Inseln ausüben, wird in England in Absicht auf die Provinzen von der Hauptstadt ausgeübt. London ist es fast allein, wohin die Produkte der Kolonien kommen. In London wohnt der größte Theil von denen, welchen diese Produkte gehören. London ist es auch, wo der Werth dieser Produkte verzehret wird. Der übrige Staat hat ein sehr entferntes Interesse dabey.

Allein es ist auch wahr, London ist der schönste Hafen in England; London baut Schiffe, fabricirt Handlungswaaren, liefert Schiffsvolk und Leute, die die Handlung befördern. London liegt in einer gemäßigten fruchtbaren Provinz, die fast der Mittelpunkt von den übrigen ist. Sie ist in Wahrheit das Herz des politischen Körpers, selbst durch ihre Lage. Sie ist kein übermäßiger Kopf desselben, obwohl diese Hauptstadt auch viel größer, als alle andere Städte ist; sie ist kein Haupt von Thon, das über einen Koloß von Golde herrschen will. Diese Stadt ist nicht mit prächtigen Müßiggängern erfüllt, die zu nichts dienen, als ein arbeitsames Volk zu verwirren und zu belästigen. Sie ist der Sammelplatz aller Kaufleute, der Sitz der versammelten Nation. Hier ist der Pallast des Fürsten weder wüste noch leer. Er regiert darinnen durch seine Gegenwart, welche alles belebt. Der Senat giebt Gesetze nach dem Willen des Volks, das er vorstellt. Er fürchtet weder den Anblick des Monarchen, noch die Eingriffe des Ministeriums. London ist zu seiner Größe nicht durch den Einfluß der Regierung gekommen, welche alle physischen Ursachen zwingt und ordnet; sondern durch den natürlichen Zusammenfluß der Menschen und der Dinge, durch eine Art von Attraktion, welche die Handlung hervorbringt. Das

Meer,

Meer, England, ja die ganze Welt will, daß London reich und bevölkert sey.

Uebersicht der Reichthümer, die Europa aus den amerikanischen Inseln zieht.

Die Geschichte der Kolonien in dem amerikanischen Archipel kann, wie es scheint, nicht besser beschlossen werden, als durch eine Uebersicht der Reichthümer, die sie nach Europa liefern. Diese sind der große Gegenstand des Kommerzes unserer Tage; und dadurch müssen die Antillen ewig einen Platz in den Jahrbüchern der Nationen erhalten; weil doch der Reichthum die größten Veränderungen, die sich auf der Erde herumdrehen, in Bewegung setzt. Die Kolonien von Kleinasien waren es, die den Glanz und den Fall Griechenlands beförderten. Rom, das anfänglich nur Völker unter seine Botmäßigkeit zu bringen suchte, um sie zu beherrschen, blieb in seiner Größe stehen, als es die Schätze des Orients in seinen Händen hatte. Der Krieg schien eine Zeitlang in Europa zu schlafen, damit er die neue Welt überzöge, und er ist seitdem nicht so oft erwacht, als wenn er den Raub von jener theilen wollte. Armuth, welche allezeit das Theil der größten Anzahl von Menschen, und die Wahl einer kleinen Zahl von Weisen seyn wird, macht kein Aufsehen auf der Erde. Die Geschichte kann sich also nur mit Blutvergießen und Reichthümern beschäftigen.

Die Reichthümer der spanischen Kolonien lassen sich mit keiner gewissen Genauigkeit bestimmen. Die Ursache davon ist, weil gewöhnlicher Weise viele Arten von Kaufmannsgütern entweder durch Vertauschung oder Kommission von dem festen Lande dahin kommen, die sich mit der Masse der eigentlichen Landreichthümer von den spanischen Antillen vermischen. Indessen glaubt man, daß man sich von der Wahrheit nicht weit entferne, wenn man die Waaren

ren auf zehn Millionen Livres schätzet, welche Spanien jährlich aus diesen Inseln zieht.

Die Produkte der dänischen Kolonien steigen nicht über sieben Millionen. Siebenzig Schiffe und funfzehnhundert Schiffsleute werden zu ihrer Ausführung angewandt. Diese Pflanzörter bekommen an Sklaven oder Kaufmannswaaren für funfzehn hunderttausend Franken. Man kann die Unkosten der Aus- und Einfuhre auf neunmal hunderttausend setzen, und auf zehn pro Cent die Abgaben und Assekurationen. Alle Abgaben aber abgerechnet, müssen die dänischen Inseln ansehnliche Einkünfte haben, ohngefähr von drey und einer halben Million.

Holland mag von seinen Pflanzörtern etwan für vier und zwanzig Millionen Kaufmannsgüter ziehen, die durch hundert und funfzig Schiffe und viertausend Schiffsleute dahin gebracht werden. Die Unkosten dieser Schifffahrt müssen auf drey und eine halbe Million steigen; die Abgaben aber, die Kommission und Assekuranz auf zwey und eine halbe Million; die Kaufmannsgüter und Sklaven, die man dahin schickt, auf sechs Millionen. Es bleiben also für die Eigenthümer noch immer ungefähr zwölf Millionen übrig.

Das Produkt der engländischen Inseln, das sechshundert Schiffe und zwölftausend Schiffsleute beschäftigt, kann auf siebenzig Millionen geschätzt werden. Das ungerechnet, was England nach Jamaika sendet, wegen des Schleichhandels mit dem festen Lande, liefert es zum Gebrauch seiner Kolonien für siebenzehn Millionen an Sklaven und Kaufmannswaaren. Die Bezahlung der Agenten dieses Kommerzes, die Unkosten der Schifffahrt, die Abgaben und Kommission zusammengenommen, be-

trägt

trägt auf sechzehn Millionen. Nach dieser Rechnung finden sich sicher, für die Besitzer der Plantationen, noch drei und dreißig Millionen.

Man darf nicht befürchten, daß man die Sache übertreibe, wenn man die Lieferungen der französischen Kolonien im Werth auf hundert Millionen setzt. Sechshundert Fahrzeuge und achtzehntausend Schiffsleute sind mit ihrem Transport beschäftiget. Frankreich verkauft hingegen an seine großen Pflanzörter, an Sklaven, Produkten von seinem Boden oder von seinem Fleiße, und an Gold aus Portugall für sechzig Millionen. Der Profit seiner Negocianten, der nur zehn von Hunderten ist, soll sechs Millionen ausmachen. Die Unkosten der Schifffahrt steigen wenigstens auf funfzehn, und die Abgaben, die Assekuranz, die Kommission müssen wenigstens 7 Millionen wegnehmen. Die Eigenthümer haben also an Gelde nicht mehr sicher, als etwan zwölf Millionen. Dieser schwache Ueberrest sollte wohl, wenn man ihn mit dem vergleicht, der sich bey den andern Inseln befindet, durch den Abfall ein wenig auffallen; aber man muß bemerken, daß in den andern Kolonien vier Fünftheile von den Eigenthümern nicht selbst wohnen, da hingegen in den französischen Kolonien beständig neun Zehntheile von ihren Eigenthümern sich aufhalten.

Nach dieser Berechnung kömmt es heraus, daß die Produkte des großen Archipel von Amerika, die er an Europa liefert, 207,000,000 betragen. Dieß ist aber kein Geschenk, das die neue Welt etwan der alten macht. Die Nationen, welche diese beträchtlichen Früchte von der Arbeit ihrer Unterthanen empfangen, die sich in der andern Halbkugel niedergelassen haben, vertauschen, und zwar mit einem merklichen

chen Vortheil, dagegen alles, was ihnen ihr Boden oder ihre Werkstätte nur Kostbares liefern. Einige konsumiren gänzlich, was sie aus ihren Inseln ziehen; andere, vorzüglich Frankreich, legen mit dem Ueberschusse den Grund zu einem blühenden Kommerz mit ihren Nachbarn. Auf diese Art gewinnt jede Nation, die in Amerika Besitzungen hat, wenn sie wirklich fleißig ist, nicht soviel durch die Anzahl der Unterthanen, die sie in der Entfernung ohne alle Unkosten erhält, als durch die inländische Bevölkerung, welche ihr die auswärtige verschafft. Um eine Kolonie in Amerika zu ernähren, muß man eine Provinz in Europa anbauen; und dieser Anwuchs der Kultur vermehrt ihre innerliche Stärke, ihren reellen Reichthum. Endlich hängt heut zu Tage an dem Kommerz der Kolonien das Kommerz der ganzen Welt.

Die Arbeit der Kolonisten, die sich in diesen so lange verachteten Inseln niedergelassen haben, ist der einzige Grund von dem Kommerz in Afrika, breitet die Fischereien und den Anbau des mitternächtlichen Amerika aus, schafft den Manufakturen in Asien den vortheilhaftesten Vertrieb, verdoppelt, ja vervielfältigt wohl dreimal die Geschäftigkeit von ganz Europa. Man kann sie als die vornehmste Ursache von der schnellen Bewegung ansehen, die unsere Erdkugel forttreibet. Diese Thätigkeit muß sich noch vermehren, je mehr die Kultur der Inseln, die noch nicht die Hälfte von ihrem Ende erreichet hat, sich ihrer Vollkommenheit nähern wird.

Nichts könnte mehr dazu beitragen, diese glückliche Periode näher zu bringen, als wenn man das ausschließende Kommerz, das sich alle Nationen vorbehalten haben, aufopferte, und zwar jede Nation in den Kolonien, die sie angelegt hat. Die uneingeschränkte

schränkte Freiheit, nach diesen Inseln zu schiffen, würde die größten Bemühungen erwecken, und die Gemüther durch die allgemeine Verbindung anfeuern. Die Menschen, die, wenn sie die Liebe des menschlichen Geschlechts anzurufen wagen, ihr Licht an diesem heiligen Feuer anfachen, haben allezeit den Wunsch gethan, daß sie die Schranken möchten einfallen sehen, die die gerade Verbindung aller Hafen von Amerika mit allen Hafen von Europa unterbrechen. Die Regierungen, welche fast alle in ihrem Ursprunge verderbet sind, können sich nicht durch die Grundsätze eines allgemeinen Wohlwollens leiten lassen. Sie haben daher geglaubt, daß Gesellschaften, die größtentheils auf das besondere Interesse einer Nation oder eines einzeln Menschen gegründet sind, alle Verbindung ihrer Kolonien auf ihr ursprüngliches Vaterland einschränken müßten. Die verbietenden Gesetze, haben sie gesagt, versichern einer jeden handlungtreibenden Nation von Europa den Verkauf ihrer Landesprodukte, die Mittel, sich fremde Waaren anzuschaffen, deren sie nöthig haben, und eine vortheilhafte Bilanz mit allen andern handlungtreibenden Nationen.

Dieses System, das man lange Zeit für das beste gehalten hatte, ist sehr lebhaft bestritten worden, seitdem die Theorie vom Kommerz die Fesseln der Vorurtheile zerbrochen hat. Jede Nation, hat man gesagt, hat nicht alles in ihrem Eigenthum, wodurch sie alle Bedürfnisse befriedigen könnte, welche Natur oder Einbildung ihre Kolonien empfinden läßt. Es giebt nicht eine Einzige, die nicht etwas von dem aus der Fremde ziehen müßte, was sie braucht, ihre Schiffsladungen voll zu machen, die sie für ihre Pflanzörter in der neuen Welt bestimmet hat. Diese Nothwendigkeit setzt alle Völker in eine wenigstens

ent-

entfernte Verbindung mit diesen ausländischen Besitzungen. Wäre es nicht vernünftig, man vermiede den krummen Weg der Austauschung, und ließe jede Sache in der geradesten Linie zu ihrer Bestimmung kommen? Weniger Unkosten, stärkerer Vertrieb, eine größere Kultur, eine Vermehrung der Einnahme in dem öffentlichen Schatz, und tausend Vortheile würden die Mutterländer für das ausschließende Recht schadlos halten, das sie sich insgesammt, zu ihrem wechselsweisen Schaden, anmaaßen.

Diese Maximen sind wahr, gründlich und stark; aber man hat sie doch nicht angenommen. Und die Ursache ist folgende. Es entspinnt sich eine große Revolution in dem Kommerz von Europa; und sie ist schon zuweit gekommen, als daß sie nicht sollte vollführet werden. Alle Regierungen bearbeiten sich, des fremden Fleißes zu entbehren. Ein großer Theil von ihnen ist schon glücklich darinnen gewesen; und der noch übrige wird nicht säumen, sich von fremder Abhänglichkeit loszumachen. Schon sehen Engländer und Franzosen, welche die großen Manufakturisten von Europa sind, daß man von allen Seiten ihre vorzüglichsten Arbeiten verschmäht. Diese beiden Völker, welche zu gleicher Zeit die größten Anbauer der Inseln sind, werden die wohl denen die Häfen öffnen, die sie, so zu sagen, ihre Buden zu schließen zwingen? Je mehr sie in fremden Handelsplätzen verlieren, desto weniger werden sie darein willigen, daß man mit ihnen an dem einzigen Orte, wo sie ihre Waaren absetzen können, in Kollision komme. Sie werden vielmehr daran arbeiten, diese Oerter zu vermehren, um ihren Verkauf zu vergrössern und wiederum eine desto größere Menge von Produkten daraus zu ziehen. Blos bey diesem Ersatz werden sie ihren Vorzug in dem Gewicht des

Kommerzes erhalten, ohne dabey fürchten zu dürfen, daß der Ueberfluß dieser Waaren ihren Werth herabsetzen werde. Der Fortgang der Industrie auf unserm festen Lande muß nothwendig die Bevölkerung darinnen vermehren, so wie den Ueberfluß und dann die Konsumtion und den Werth der Produkte, die aus den Antillen kommen.

Was muß dieser Inseln künftiges Schicksal seyn?

Was wird aber aus diesem Theil der neuen Welt werden? Werden die Pflanzörter, die ihn blühend machen, den Nationen bleiben, die sie angelegt haben? oder werden sie ihren Herrn ändern? Wenn eine Revolution geschehen sollte, welchem Volke zum Besten wird sie erfolgen, und durch welche Mittel? Großer Stoff zu Muthmaßungen! aber man muß sie durch einige Betrachtungen vorbereiten.

Diese Inseln sind in gänzlicher Abhänglichkeit von der alten Welt in Ansehung aller ihrer Bedürfnisse. Diejenigen, welche nur Kleidung und Mittel zur Kultur verlangen, können einigen Aufschub vertragen. Aber der geringste Verzug in Herbeischaffung der Lebensmittel erregt eine allgemeine Verheerung, eine Art von Bewegung, welche macht, daß man die Annäherung des Feindes mehr wünscht als fürchtet. Es ist sogar zum Sprüchwort in den Kolonien geworden, daß sie sich niemals weigern würden, vor einer Escadre zu kapituliren, die statt der Pulverfässer für die Kanonen ihre Segel mit Mehlfässern bewafnete. Wollte man dieser Unbequemlichkeit dadurch zuvorkommen, daß man die Einwohner nöthigte, ihren Unterhalt selbst zu erbauen; so würde man damit den eigentlichen Zweck des Pflanzorts aus dem Grunde untergraben, ohne reellen Nutzen. Das mütterliche Land würde sich eines großen Theils von reichen Produkten berauben, die es aus

seinen

seinen Kolonien zieht, und würde sie vor Ueberfall dennoch nicht schützen.

Vergeblich würde man sich Hoffnung machen, eine Landung mit Hülfe der Negern abzuweisen. Denn diese sind nicht nur in einem Himmelsstriche geboren, in welchem die Weichlichkeit jedes Saamenkorn von Tapferkeit erstickt, sondern sie werden auch durch die Knechtschaft noch feigherziger, und können nicht das geringste Interesse bey der Wahl ihrer Tyrannen haben. Und was die Weißen anbetrifft, die in so weitläuftige Wohnplätze zerstreuet sind, was können diese wohl bey ihrer kleinen Anzahl thun? Wenn sie aber auch einen Ueberfall abweisen könnten, würden sie es wohl thun wollen?

Alle Kolonisten haben dieß zur Maxime angenommen, daß man ihre Inseln wie die großen Städte in Europa ansehen müsse, die dem Ersten, der sie einnehmen will, offen stehen, und die ihren Herrn ohne Angriff, ohne Belagerung, und beynahe ohne den Krieg zu merken, ändern. Wer am stärksten ist, der ist ihr Herr. Es lebe der Ueberwinder, sagen ihre Einwohner, nach Art der Italiener, die in einem einzigen Feldzuge von einem Tage zum andern hierüber und dortüber gehen. Wird Friede, so begiebt sich die Stadt wieder unter ihre vorigen Gesetze; oder sie bleibt unter der Hand dessen, der sie erobert hat; und von ihrem Glanze hat sie nichts verloren. Hingegen die Plätze, die befestiget und schwer einzunehmen sind, werden von Einwohnern entblößet, und liegen oft in Schutthaufen. So giebt es auch vielleicht nicht einen einzigen Einwohner in dem amerikanischen Archipel, der es nicht für ein verderbliches Vorurtheil ansähe, wenn man die Kühnheit haben wollte sein Glück fürs Vaterland in Gefahr zu setzen. Was

liegt einem solchen geizigen Rechenmeister dran, von welchem Volk er Gesetze erhält, wenn nur seine Einnahme fest steht? Er ist ja blos, um sich zu bereichern, übers Meer gegangen: behält er also seine Schätze, so hat er seinen Zweck erreichet. Sollte wohl sein Vaterland, das er verläßt, (oft weil es über ihn tyrannisirte,) und das er vielleicht im Frieden Andern abtreten und verkaufen würde, sollte dieses wohl die Aufopferung seines Lebens verdienen? Es ist ohne Zweifel schön, fürs Vaterland zu sterben. Aber ein Staat, wo die Wohlfahrt der Nation der Regierungsform aufgeopfert wird; wo die Kunst, Unterthanen zu bilden, in der Kunst besteht, Menschen zu betrügen; wo man Sklaven, und nicht Mitbürger verlangt; wo man Krieg und Frieden beschließt, ohne weder das Gutachten, noch den Wunsch des Volkes zu Rathe zu ziehen; wo böse Vorsätze allezeit Unterstützung in listiger Verführung und hinterwärtigen Kunstgriffen des Monopols finden; wo gute Projekte allezeit mit solchen Mitteln und Hindernissen ausgeführt werden, bey denen sie fehlschlagen müssen: ist wohl ein solcher Staat das Vaterland, dem man sein Blut aufzuopfern schuldig wäre?

Die Festungswerke, welche man zur Vertheidigung der Kolonien aufgeführt hat, werden sie eben so wenig decken, als der Arm der Kolonisten. Wären sie auch besser, mehr besetzt, mehr versorgt, als sie jemals gewesen sind: so würde man sich doch zuletzt allezeit ergeben müssen, wenn wenigstens man keine Hülfe erhielte. Wenn auch der Widerstand der Belagerten über sechs Monate dauerte, so würde er doch den angreifenden Theil nicht ermüden, der, weil er sich ungehindert seine Bedürfnisse zu Wasser und zu Lande verschaffen kann, die Ungemächlichkeit des Klima

eher

eher ertragen würde, als es eine Besatzung in der Länge der Belagerung thun kann.

Es ist kein ander Mittel, die Inseln zu behaupten, als eine furchtbare Seemacht. Auf den Schiffsbauplätzen und in den Häfen von Europa müssen die Bastionen und Bollwerke der Kolonien von Amerika erbauet werden. So lange ihr mütterliches Land sie so zu sagen unter den Segeln seiner Schiffe hält, so lange es mit seinen Flotten den großen Zwischenraum anfüllen wird, welcher es von diesen Inseln trennet, welche Töchter ihres Fleißes und ihrer Macht sind: so lange kann ihm auch seine mütterliche Wachsamkeit über ihre Wohlfahrt für die Liebe seiner Kinder bürgen. Die Völker, welche Eigenthümer der neuen Welt sind, haben also in Zukunft ihr Augenmerk vornehmlich auf die Seemacht zu richten. Die Politik von Europa will überhaupt, daß man die Gränzen der Staaten mit Festungen verwahre. Aber was die Seemächte betrifft, so möchte man vielleicht Citadellen in der Mitten, und Schiffe im Umkreise nöthig haben. Eine handlungtreibende Nation hat keine Festungen nöthig. Ihre Schutzwehr ist das Meer; das macht ihre Sicherheit, ihren Unterhalt, ihren Reichthum aus. Die Winde stehen ihr zu Befehl, und alle Elemente vereinigen sich zu ihrem Ruhme.

In dieser Rücksicht kann England alles unternehmen, und sich alles versprechen. Die Engländer sind gegenwärtig die einzige Nation, die sich auf ihre Besitzungen in Amerika verlassen könnte, und die die Kolonien ihrer Mitwerber angreifen dürfte. Vielleicht wird sie auch nicht säumen, ihre Tapferkeit in diesem Stücke zu Rathe zu ziehen. Der Stolz über ihr Glück, die Unruhe selbst, die von ihrem Glück

unzertrennlich ist, die Last der Eroberungen, welche eine Strafe für den Sieg zu seyn scheinen, alles treibt sie zum Kriege. Das engländische Volk wird von der Last seiner Unternehmungen und Nationalschulden erdrücket; seinen Manufakturen droht gänzlicher Verfall; alle Tage entgeht seinen Händen ein Handlungszweig; es kann die Gährung der mitternächtlichen Kolonien nicht anders dämpfen, als wenn es ihnen neue Gelegenheit zum Vertrieb ihrer Produkte öffnet. Die hohe Meinung, die es von seiner Tapferkeit angenommen hat, und das Schrecken, das seine Waffen eingeflößt haben, würden in einem langen Frieden sich schwächen; seine Geschwader würden sich bey ihrer Unthätigkeit verzehren, und seine Admirale würden die Frucht ihrer langen Erfahrung verlieren. Alle diese Betrachtungen sind rechtmäßige Ursachen zum Kriege für eine Nation, die ihn angefangen hat, ohne ihn zu deklariren, und die nach der Herrschaft der neuen Welt strebet aus eben dem Grunde, welcher Despoten zu Häuptern der Völker setzt. Der erste Funke wird in Amerika hervorbrechen, und das ganze Feuer wird anfänglich über die französischen Inseln sich ausbreiten; denn das Uebrige, bis an Havana, wird sich von selbst unter das Joch beugen.

Die Franzosen sind es also, die sich zuerst zur Vertheidigung der neuen Welt rüsten müssen; sie sind allein im Stande, dieselbe zu vertheidigen, wenns möglich ist, weil die Holländer fast nichts mehr sind, und Spanien alle seine Gewalt, die es von der Natur erhalten, einschlafen lassen, und das Mark seiner Macht andern Nationen in die Hände geliefert hat. Ja, Frankreich allein kann in diesem Zeitpunkte eine furchtbare Marine aufrichten. Ihr Philosophen aus allen Ländern, ihr Menschenfreunde, erlaubet,

daß

daß ein französischer Schriftsteller jezt sein Vaterland aufwecke, seine Schiffe auszurüsten. Es geschieht um der Ruhe der Erde willen, daß er das Gleichgewicht in der Herrschaft über das Meer zu befördern sucht, weil dieses heut zu Tage auch die Sicherheit des festen Landes schützt.

Fast im Mittelpunkte von Europa, zwischen dem Ocean und mittelländischen Meere vereinigt Frankreich durch seine Lage und Größe alle Vortheile einer Seemacht mit der Stärke einer Landmacht. Es kann alle seine Produkte von einem Meere zum andern transportiren, ohne unter die drohenden Kanonen von Gibraltar oder unter die muthwilligen Segel der Barbaren zu gerathen. Ein Kanal, der dem zu Paktol vorzuziehen ist, bringt die Reichthümer seiner blühendsten Provinzen in die beiden Meere, und wiederum die Schätze der beiden Meere in seine schönsten Provinzen. Kein Volk, das Schifffahrt treibt, genießet einer so leichten und bequemen Communication mit seinen Hafen durch sein Land, und mit seinem Lande durch seine Hafen. Es liegt nahe genug an Spanien und Portugall, die sich ihre Bedürfnisse nicht selbst verschaffen können; nahe genug bey den Türken und Afrikanern, die ein blos leidendes Kommerz haben. Die Mäßigkeit seines Klima giebt ihm die doppelte Bequemlichkeit, den unschätzbaren und fast eigenthümlichen Vortheil, daß es in allen Jahreszeiten Schiffe kann auslaufen lassen und einnehmen. Der Tiefe seiner Rheeden hat es zu verdanken, daß es seinen Schiffen die Form geben kann, welche sowohl zur Geschwindigkeit als Sicherheit am zuträglichsten ist.

Fehlt es ihm etwan an Gegenständen und Materialien zur Ausfuhre? Die neue Welt und die nor-

dischen Länder in Europa streiten, oder theilen sich in seine Weine und gebrannten Wasser. Wie viel Völker streben nicht nach seinen Salzen, Oelen, Seife, selbst nach seinen Baum- und Erdfrüchten? Mit Begierde sucht man die Waaren seiner Kolonien. Noch mehr aber hat es durch seine Manufakturen, Stoffe und Moden den Geschmack der Nationen unter seine Botmäßigkeit gebracht. Vergeblich haben sie jener Begierde Gränzen zu setzen gesucht, die ihre Lebensart für ihren Luxus erregt. Europa ist bezaubert, und wird nie wieder davon frey. Diese Tollheit ist bis nach England gedrungen, wo selbst die Gesetzgeber, die sie durch Gesetze zu vertreiben suchten, dennoch nicht aufhören, sich ihr zu überlassen. Vergeblich hat man sich bemühet, jene Arbeiten der Franzosen nachzumachen, um sich von dem Impost zu befreien, welcher auf diesen ausländischen Waaren liegt. Die Fruchtbarkeit der Erfindung wird der geschwindesten Nachahmung vorgehen, und die Veränderlichkeit des Geschmacks einer Nation, die alles in ihren Händen verjüngt, und alles bey ihren Nachbarn alt macht, wird die Nacheiferung und den Geiz derjenigen hintergehen, die sie in der Nachahmung übertreffen wollen. Wie hoch sollte die Schifffahrt eines Volkes nicht steigen, das im Besitz ist, vielen andern Nationen zu liefern, was zur Nahrung ihrer Eitelkeit, ihres Luxus und ihrer Wollust dient?

Kein Hinderniß, das aus der Natur der Dinge entstünde, könnte diese Thätigkeit stören. Frankreich ist groß genug, daß es nicht in seinem Lauf durch die Mächte, die es umgeben, beunruhiget werden kann; es ist aber auch glücklicher Weise so weit eingeschränkt, daß ihm eigne Größe nicht zur Last werden kann. Frankreich besitzt alle Mittel, auf dem

Meere

Meere die Macht zu erhalten, die seine Glückseligkeit zur Vollkommenheit bringen könnte. Selbst der Vorwurf, den man ihm macht, daß es mehr Volk auf jedem Schiffe habe, als andre Nationen, beweist, daß es in Frankreich nicht an Menschen für diese Künste fehle, sondern vielmehr die Künste für die Menschen nicht hinreichen. Und welch Volk hat von der Natur mehr von derjenigen Lebhaftigkeit des Geistes, durch welche der Schiffbau verbessert werden kann, oder mehr von der Geschicklichkeit des Leibes erhalten, welche Zeit und Unkosten bey der Arbeit durch die einfachesten und geschwindesten Mittel ersparen kann?

Durch die handlungtreibende Schifffahrt muß eine Macht lernen, wie sie auf dem Meere furchtbar werden soll. Schiffsleute sind geborne Soldaten. Sie trotzen alle Tage den Gefahren des Todes; durch ihre Lebensart werden sie gegen alle Beschwerden der Arbeit, gegen alle Unbequemlichkeit des Klima abgehärtet. Blos durch den Unterricht des Meeres selbst kann man eine militärische Marine aufrichten. Die Marine, welche Handlung treibt, ist ihre Schule, und die Handlung ist ihre Werkstatt und ihre Stütze. Vergeblich würde der königliche Schatz eines Hofes, der niemals weder das Meer noch ein Schiff gesehen hat, eine Flotte aufrichten wollen. Der Ocean treibt diese weibische und feigen Menschen zurück, die gewohnt sind, den Kopf vor andern Menschen zu beugen, und ihren Leib vor ihnen zu krümmen. Dergleichen Befehlshaber einer Escadre brauchen den Wind bloß zur Flucht. Wenn sie doch in der Residenzstadt blieben, und das Kommando von Linienschiffen den Patronen von Kauffartheyschiffen überließen! Doch nein; wenn vielmehr der Adel, der ein Verlangen trägt, auf dem Meere zu kom-

mandiren, erst Handlung treiben lernte, und selbst Kauffartheyschiffe bestiege, und alsdenn erst nach einem Posten bey der königlichen Marine strebte!

Neue Staaten können sich nur durch die Seemacht vergrößern. Seitdem ein Luxus, der den Alten unbekannt war, Europa mit einer Menge von neuen Begierden gleichsam vergiftet hat, seitdem werden die Nationen, die diese Bedürfnisse den Andern allen verschaffen können, die ansehnlichsten. Denn da sie ihre Kräfte in den Gefahren der Schifffahrt und in der Arbeit beym Kommerz üben, so fesseln sie damit ihre Nachbarn in Unthätigkeit und Weichlichkeit; sie machen durch ihren Fleiß Völker von sich abhängig, die sie mit eben dem Gelde zum Kriege erkaufen, welches sie ihnen durch den Luxus abgenommen haben. Seit dieser Revolution, welche, so zu sagen, die Erde dem Meer unterwürfig gemacht hat, sind die größten Staatsunternehmungen auf dem Ocean gegründet worden. Richelieu hat sie nicht in einer so nahen Zukunft vorausgesehen. Denn da er den Engländern den Hafen Rochelle verschloß, so verschloß er beynahe den Einwohnern von Rochelle zugleich den Weg ins Meer. Schiffe hätten mehr ausgerichtet, als ein Damm; allein die Marine hatte in seinen Plan keinen Einfluß, nach welchem er Frankreich unterjochen wollte, um über Europa zu herrschen. Der Monarch, dessen Größe er gegründet hatte, suchte diese bloß, wie er, in der Kunst Eroberungen zu machen. Nachdem er durch seine Unternehmungen das ganze feste Land von Europa wider sich zum Aufstande gebracht hatte, mußte er, um dieser Verbindung zu widerstehen, unzählige Armeen besolden. Bald war sein Königreich, so zu sagen, ein bloßes Kriegsfeld, und seine Gränzen nichts, als eine Kette von befestigten Plätzen.

Unter

Unter seiner glänzenden Regierung waren alle Triebfedern des Staats beständig zu sehr gespannt; die Regierung, die von ihrer eignen Lebhaftigkeit geplagt wurde, kam aus einer bedenklichen Lage, nur um in eine andere zu fallen. Man sah die Nothwendigkeit einer fortdauernden Marine nicht eher ein, als bis die erschöpften Finanzen fast alle Mühe, sie wieder aufzurichten, vergeblich machten.

Seit dem Ende eines Jahrhunderts, wo die Nation ihr Unglück wenigstens durch das Andenken ihres Glücks ertrug, konnte sie Europa noch durch ganze vierzig ruhmvolle Jahre hintergehen; sie liebte eine Regierung, welche sie zu Ehren gebracht hatte, und trotzte ihren Mitbuhlern, die von ihr waren erniedriget worden. Seit dieser Zeit ist Frankreich von seiner Glückseligkeit immer tiefer herabgesunken, ohngeachtet alles Zuwachses, dadurch sein Gebiete vergrößert worden war. Zwanzig Jahre in Frieden würden es nicht entkräftet haben, wenn man seine Macht auf die Schifffahrt gewendet hätte, die man nur allzulange im Kriege verschwendet hatte. Aber seine Marine hat keine Festigkeit erhalten. Der Geiz des einen Ministers, die Verschwendung des andern, die Schläfrigkeit der meisten, falsche Aussichten, kleines Interesse, die Hofränke, welche die Regierung lenken, eine Kette von Lastern und Fehlern, eine Menge von dunkeln und verächtlichen Ursachen: dieß alles hat die Nation gehindert, auf der See zu werden, was sie auf dem Lande gewesen ist, wenigstens hier das Gleichgewicht in der Macht zu erreichen, wenn sie auch nicht das Uebergewicht erhalten konnte. Das Uebel ist unheilbar, wenn nicht die Unglücksfälle, die sie im Kriege erfahren, die Erniedrigung, die sie im Frieden verzehret hat, dem

Conseil,

Conseil, das sie regiert, den Geist der Weisheit wieder geschenkt, und alle Projekte, alle Kräfte auf das System einer furchtbaren Marine geleitet haben.

Europa erwartet diese Revolution mit Ungeduld. Es wird solange seine Freiheit für unsicher halten, bis es einen Segel auf dem Ocean wird fahren sehen, der sich vor der Flagge von Großbritannien nicht fürchtet. Der französische ist es allein, der ihr mit der Zeit die Wage halten kann. Der ganze Wunsch der Nationen geht heut zu Tage auf das Glück derjenigen Nation, die sie wider das einzige Volk schützen kann, das nach der allgemeinen Monarchie zur See strebt. Das System vom Gleichgewicht will, daß Frankreich seine Schiffsmacht vermehre; und zwar um desto mehr, da es dieß nicht thun kann, ohne seine Landmacht zu verringern. Alsdenn wird sein Einfluß, der in die zwo Elemente getheilt ist, Niemanden mehr fürchterlich seyn, als denen, die die Harmonie desselben stören wollen. Die Nation selbst verlangt, (um nach dieser Art der Größe zu streben,) nur die Freiheit, darnach trachten zu dürfen. Die Regierung muß sie nur wirksam seyn lassen. Aber wenn oberherrliche Gewalt immer mehr und mehr die Kräfte der Nationalindustrie durch allerhand Zwang, Hindernisse und Impost einschränkt; wenn sie ihr die Lebhaftigkeit nimmt, indem sie dieselbe zwingen will; wenn sie alles blos auf sie wälzen will, und sie dann selbst in die Abhängigkeit von ihren Subalternen fällt; wenn man, um nach Amerika oder nach Indien zu fahren, erst durch die krummen Umwege der Hauptstadt oder des Hofes wandern muß; wenn ein schon großer und mächtiger Minister seinen Namen dadurch nicht unsterblich machen will, daß er die Kolonien von dem Joch einer militärischen Admini-

Administration befreiet, die Eintreibung des Zolles an das Kommerz bindet, denen, die in der handelnden Marine erzogen sind, den Weg zu Ehrenstellen und zum Dienst bey der königlichen Marine öffnet; kurz, wenn sich nicht alles ändert: so ist alles verloren.

Frankreich hat unersetzliche Fehler begangen, bittre Opfer gebracht. Die Reichthümer, die es noch in den amerikanischen Inseln behalten hat, können es vielleicht nicht für das entschädigen, was es an Macht auf dem festen Lande dieses weitläuftigen Gebietes verloren hat. In Norden bereitet sich eine neue Revolution der neuen Welt vor. Hier ist der Schauplatz unserer Kriege. Laßt uns im voraus das Geheimniß unserer künftigen Schicksale dort aufsuchen.

Ende des fünften Theils.

Biblioteka Stare Druki Toruń

Ob. 8. 11. 8 14

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA